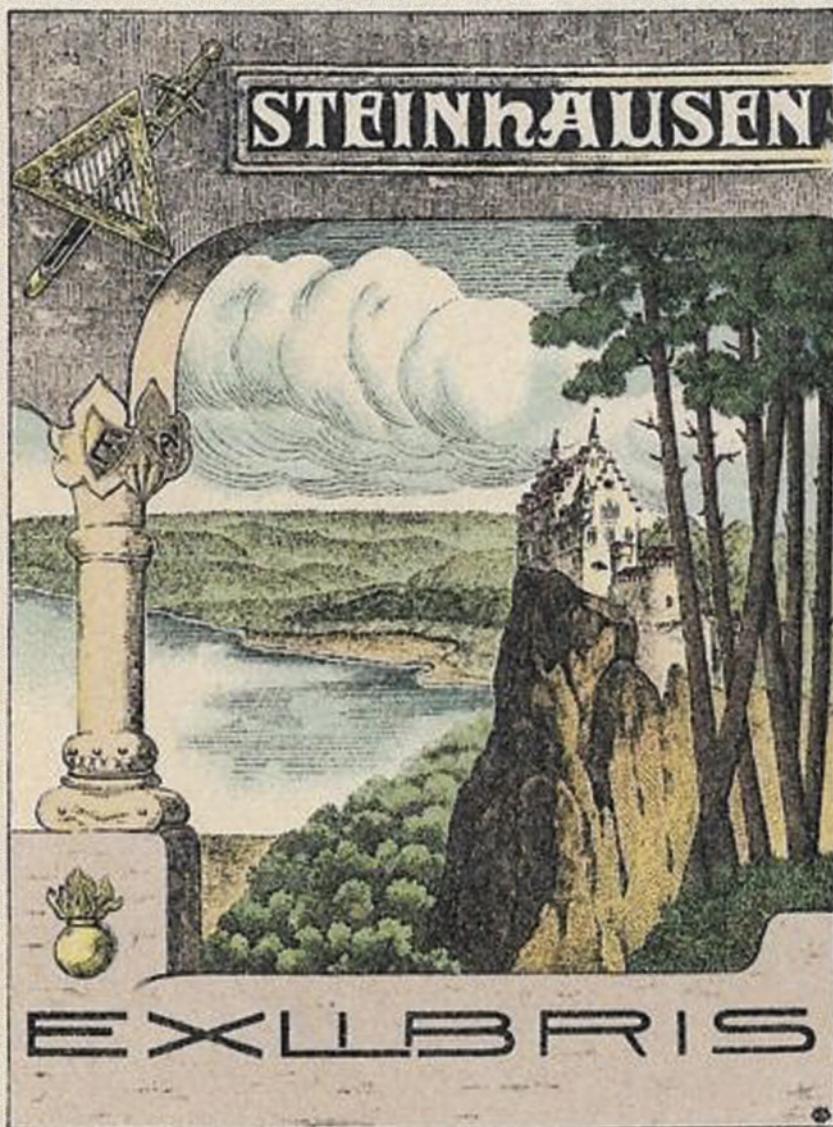


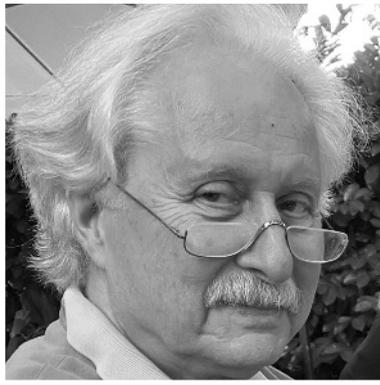
Hans-Christoph Steinhausen

Erinnerung

Lebensgeschichte einer Familie

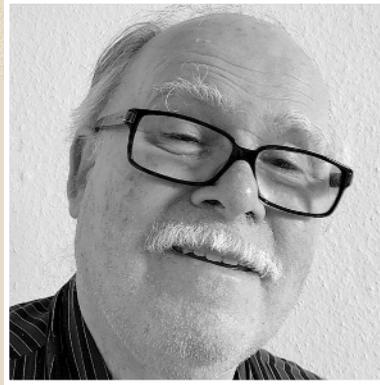


Edition Casa-di-Pietra



Hans-Christoph Steinhausen, geboren 1943 in Berlin, verbrachte nach der Flucht mit seinen Eltern aus Schlesien seine Kindheit und Jugend in Hannover und ist seit 1965 verheiratet und Vater einer Tochter. Er studierte Medizin und Psychologie in Erlangen und Hamburg. Nach seiner Berufsausbildung und Habilitation in Hamburg wirkte er als Kinder- und Jugendpsychiater, klinischer Psychologe und Hochschullehrer in Berlin, Zürich und Aalborg (DK). Seit seiner Emeritierung in Zürich 2008 und Aalborg 2016 ist er weiter mit Professuren an der Universität Basel und der Süd-Dänischen Universität in Odense tätig. Er ist Autor eines umfangreichen wissenschaftlichen Werkes in seinem Fachgebiet.

hcsteinhausen@bluewin.ch



Thomas Steinhausen, geboren 1949 in Hannover, lebt und wirkt dort seitdem - nur unterbrochen von Auslandsaufenthalten in Swindon bei London und Paris direkt im Anschluss an seine Schulzeit. Der graduierte Designer und Grafiker war Gründer und über mehrere Jahrzehnte Verleger des «Schädelspalter» - der hannoverschen Monatszeitschrift für Veranstaltungen und Kultur.

steinhausen@rottstein.de

Hans-Christoph Steinhausen

Erinnerung

Lebensgeschichte einer Familie

Gestaltet und illustriert von
Thomas Steinhausen

2. erweiterte Auflage
Edition Casa-di-Pietra

Impressum:

Verfasser: Hans-Christoph Steinhausen, Jenaer Straße 21, 10717 Berlin

Gestaltung und Illustrationen: Thomas Steinhausen

Druck: Lister Copy Team GbR, Gretchenstraße 6, 30161 Hannover

2023

Die Idee zu diesem Buch – ein Vorwort.....	9
DIE VORFAHREN	
Die Steinhausens und Preußens Gloria	14
Unsere Großeltern Erich und Alwine Steinhausen	26
Alwine Feist – Pianistin und Komponistin	46
Erika Steinhausen Laubenthal und Rudolf Laubenthal	76
Unsere Großeltern Erich und Hertha Naumann	90
Die Eltern - Hans-Werner und Ruth Steinhausen	112
UNSERE KINDHEIT UND JUGEND	
Die kargen Nachkriegsjahre	136
Beginnender Wohlstand ab den 50er Jahren	152
Gesellschaftliches Leben im Hause Steinhausen.....	176
Die Schullaufbahn von Hans-Christoph	190
Unsere Schwester Sabine – ein Nachruf.....	212
Mein Bruder Thomas – in eigener Schreibe	226
Vaters Reisen in ferne Länder	242
Unsere Hausmädchen	246
Herr Direktor kommt nach Hause	250
MEINE KLEINFAMILIE	
Junge Liebe und Lenas Herkunft.....	260
Drei Generationen unter einem Dach	270
Erster Familienwohnsitz in Hamburg	276
Wieder in Berlin	284
Leben in Zürich/Grüt und Berlin	292
Nach Dänemark der Arbeit wegen.....	304
Perspektiven	310
Solvejs Lebenslauf	318
MEINE STUDIEN- UND BERUFSJAHRE	
Wehrdienst und Studium	328
Facharztausbildung und wissenschaftliche Qualifikation	338
Berufliche Tätigkeit in Berlin	346
Wirken und Gestalten in Zürich bis zur Pensionierung	360
Senior-Arbeit in Dänemark und der Schweiz	382
DIE STEINHAUSEN-SAGA	
Ein bemerkenswerter Ort	392
Statt eines Nachworts	403

Die Idee zu diesem Buch - ein Vorwort

Mit 78 Jahren ist in mir das Interesse an unserer Familiengeschichte im Jahre 2021 soweit gewachsen, dass ich nunmehr recht spät Erinnerungen und Dokumente zusammengetragen habe, die noch verfügbar sind. Nach dem Tod unserer Schwester Sabine im Dezember 2020, deren Erinnerungen mein Bruder Thomas und ich als Beiträge schmerzlich vermissen, ist dieses Werk für meine Ehefrau Lena (Helene) Ebbesen Steinhausen, unsere Tochter Solvej Steinhausen, unsere Ehefrau und Schwägerin Uta Rottmann Steinhausen, unseren Schwager Robert Heimbach und für uns beiden Brüder entstanden und soll auch für unsere Freundeskreise zugänglich sein. Wer außerdem, aus welchen Motiven auch immer, Interesse an der Lektüre hat, sei dazu herzlich willkommen.

Dieser Bericht ist aus verschiedenen Gründen fragmentarisch. Insbesondere in der Familie Steinhausen gab es wenig Sinn für Familiengeschichte. Als heranwachsende Kinder konnten wir nur noch das Großelternpaar mütterlicherseits lebhaftig in den 50er Jahren erleben. Erich und Hertha Naumann, geb. Hopp, spielten brieflich und durch ihre sporadischen Besuche in unserem Elternhaus in Hannover insbesondere dann eine Rolle, wenn sie von Berlin kommend auf der Durchreise zur Kur in einem der seinerzeit standesgemäßen und gerne besuchten Bäder reisten.

Über die Großeltern-Familie Naumann mit ihren beiden Töchtern Ruth, unsere Mutter, und Erika wird es später mehr zu berichten geben, weil neben persönlichen Erinnerungen auch aus ihrem Nachlass zahlreiche Dokumente, Briefe und Photographien vorliegen, die Aufschluss über verschiedene Familienmitglieder geben. Hingegen ist der Zweig der Großeltern-Familie Steinhausen zwar durch eine Reihe gut erhaltener historischer Urkunden, ansonsten aber nur durch Fotos und deutlich weniger durch Erinnerungen dokumentiert, die von

unseren Eltern weitergegeben wurden. Unsere Großmutter Alwine Steinhausen, geb. Feist, hat wegen ihres frühen Todes keiner von uns kennen lernen können. Großvater Erich Steinhausen hat vor seinem Tod genau einen Tag nach dem dritten Geburtstag seines Enkels Hans-Christoph diesen Enkel und auch seine Enkelin Sabine noch erlebt, ohne bei ihnen noch Erinnerungsspuren hinterlassen zu können.

Neben dem relativ schwach ausgeprägten Gefühl für den Wert der Familiengeschichte dürften bei unseren Eltern insbesondere die zu ihrer Zeit obwaltenden Lebensbedingungen dazu beigetragen haben, dass keine bedeutsamen Familientraditionen zelebriert wurden. Ihre Heirat erfolgte 1933 wenige Monate nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Berlin und sollte dem Schutz unserer Mutter Ruth dienen, die nach der Terminologie der Nazis Halbjüdin war. Später haben die Lebensumstände in der Nachkriegszeit mit äußerer Not bzw. Kargheit ebenso wie die danach folgende allgemeine wirtschaftliche Erholung in den 50er Jahren mit dem dominanten Klima der Verdrängung der erlebten jüngeren Geschichte wenig dazu beigetragen, um Erinnerungen an mehr als die noch von uns direkt erlebte Familie zu erhalten.

Den Auslöser für das vorliegende Buch bildeten gezeichnete Sketche, mit denen mein Bruder Thomas Erlebnisse aus seiner Jugend verarbeitete und mir in großer Zahl zuschickte. Die Themen schlossen sehr bald andere Familienmitglieder mit ein, zumal ein von unserer Mutter vererbter und bei Thomas lagernder Koffer mannigfaltige Erinnerungsstücke, Fotos und Briefe enthielt, aus denen sich noch viele Details unserer Familiengeschichte erschließen ließen. Andere bei mir gesammelte Erbstücke, Dokumente und Fotos der Familie stellten stille Anreize dar, eine umfassendere Darstellung der Familiengeschichte zu wagen. Bei mir kam hinzu, dass ich als wissenschaftlicher Autor und als lebenslang engagierter Leser belletristischer Literatur immer mit etwas Neid auf die Wirkmacht dieser Art von Literatur geschielt hatte, die den Rahmen der engen Leserschaft wissenschaftlicher Literatur nicht nur überschreitet, sondern auch überstrahlt.

Mit der mir eigenen Obsessivität verbiss ich mich geradezu in das Thema unserer Familiengeschichte und stellte in wenigen Wochen meine Texte zu dem hier vorliegenden Bericht her. Das Schreiben war dabei eine erstaunlich produktive Methode der Reaktivierung und Ergänzung von Erinnerungen an eine Familie, die in biologischer Hinsicht mangels einer fehlenden weiteren jungen Generation nach unserer Tochter Solvej aussterben wird. Mein Bruder Thomas als gelernter Grafiker und Designer steuerte nicht nur seine Bildergeschichten und Sketche bei, sondern konnte zusätzlich aufgrund seiner jahrzehntelangen Tätigkeit als

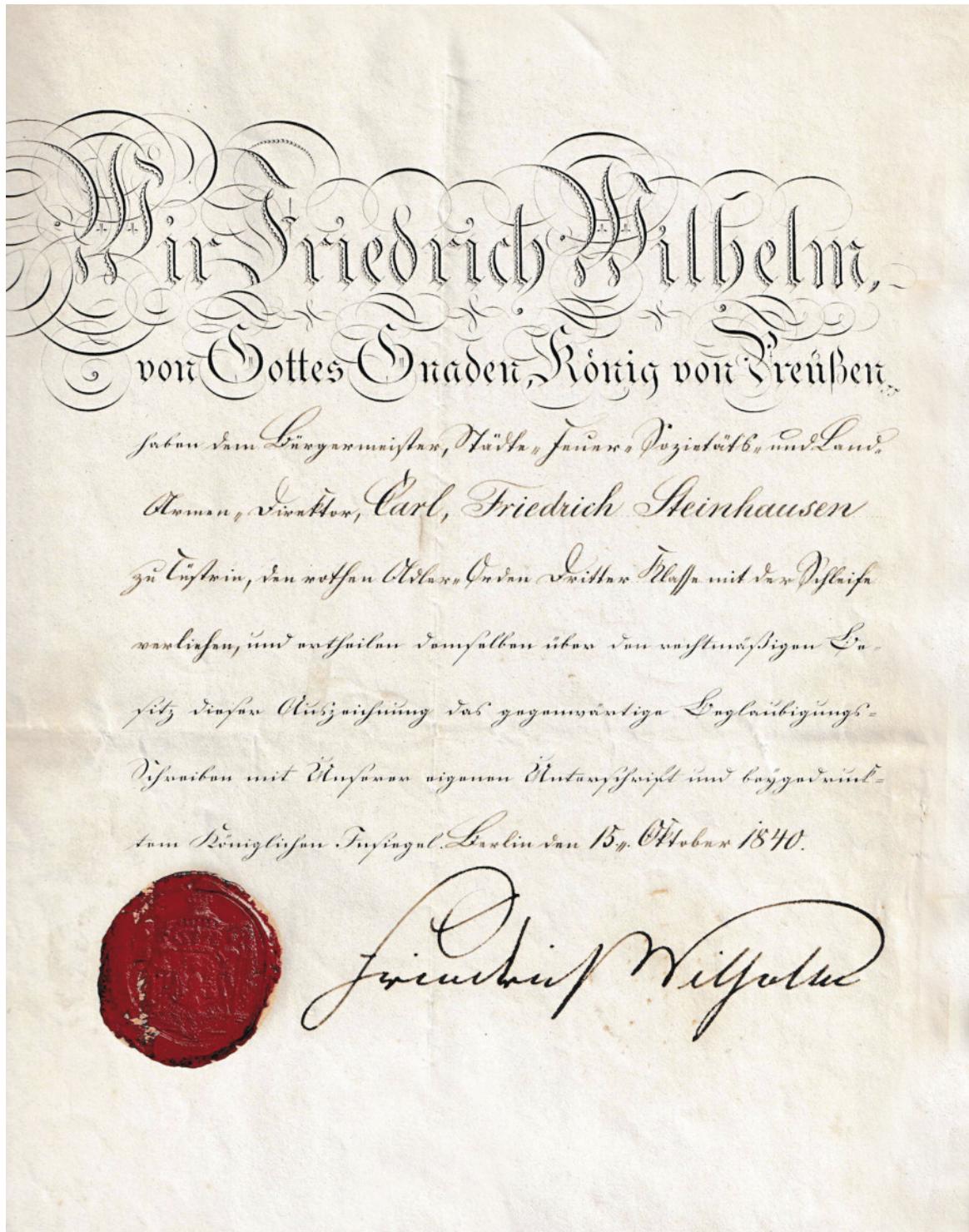
Gründer, Herausgeber und Verleger des „Schädelspalter“, der Veranstaltungs- und Kulturzeitung für Hannover, mit seinen reichhaltigen technischen und editorischen Fertigkeiten dem vorliegenden Werk die äußere Gestalt geben.

So ist zwar kein Familienroman entstanden, aber ein detaillierter und illustrierter Bericht, in dem die Fiktion erst im fünften Abschnitt ihren Raum bekommen hat, ansonsten aber die Dokumentation vorherrscht und der Kommentierung ihre Rolle in hoffentlich angemessener Form zuweist. Der Prozess des Schreibens und Gestaltens und des intensiven brüderlichen Austauschs von Erinnerungen und Entdeckungen über den ausgedehnten Zeitraum der Erstellung dieses Buches war ungemein anregend und ertragreich.

Von diesem Buch wurden 150 Exemplare als Privatausgabe in der Edition Casa-di-Pietra im Sommer des Jahres 2022 gedruckt und an den persönlichen Freundes- und Bekanntenkreis verteilt. Kurz nach dem Erscheinen kamen weitere Dokumente aus dem Nachlass unserer Schwester in meinen Besitz, die zu einem ergänzenden Kapitel über unsere Grossmutter mit dem Titel „Alwine Feist – Pianistin und Komponistin“ sowie einer Erweiterung des Kapitels „Die kargen Nachkriegsjahre“ führten und nunmehr in die vorliegende eVersion integriert wurden. Die Gelegenheit der Revision wurde auch zu einer ergänzenden Darstellung von historischen Dokumenten zum Leben unseres Vorfahren Carl Friedrich Steinhausen im ersten Kapitel genutzt.

Hans-Christoph Steinhausen

DIE VORFAHREN



Ordens-Patent für Carl Friedrich Steinhausen mit Unterschrift von Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, 1840

Die Steinhausens und Preußens Gloria

Unsere ältesten Dokumente reichen nur vier Generationen zurück. Sie haben als historische Urkunden zwei Weltkriege, die Flucht aus Schlesien 1944 und verschiedene Umzüge überstanden. Später wurden sie auf Initiative von Ruth Steinhausen zusammenhängend in handwerklich beeindruckender Form in einem Band mit Lederrücken und echten Bündeln zusammengefügt und haben bei der Verfassung dieses Berichtes wertvolle Dienste zur historischen Rekonstruktion unserer Familie geleistet.

In diesem Band sind im Wesentlichen Urkunden von drei Vorfahren vereinigt. Die beiden ersten, Ur-Ur-Großvater Carl-Friedrich Steinhausen und Ur-Großvater Rudolph Carl Otto Steinhausen, begannen ihre berufliche Laufbahn im preußischen Militär, wie auch der Großvater Erich Steinhausen. Diese militärische Familientradition brach mit unserem Vater Hans-Werner Steinhausen ab, der während des ersten Weltkriegs noch Kind und im zweiten Weltkrieg wohl unabhkömmlich war, weil er an kriegswichtiger Radiotechnik mitarbeitete, die ihn auch auf den Obersalzberg zur Überwachung von Arbeiten zur Installation der Nachrichtenübermittlung führten. Er hatte bemerkenswert wenig militärischen Geist, was sich auch auf uns als Söhne übertrug.

So lehnte Hans-Christoph beim obligatorischen Wehrdienst als einziger Abiturient seiner Kompanie in Wort und Taten die Laufbahn eines Reserveoffiziers ab und verließ die Bundeswehr mit dem niedrigsten Rang eines Gefreiten sechs Monate vor dem offiziellen Ende des Wehrdienstes, um Medizin zu studieren und die restliche Zeit später als Sanitätsarzt abzudienen. Gleichwohl nahm er eine bemerkenswerte militärische Karriere, indem er Jahre später vom Gefreiten der Reserve direkt zum Sanitätsarzt der Reserve (gleichbedeutend dem Rang eines Hauptmannes) befördert wurde. Im Rahmen einer recht stupiden dreimonatigen Tätigkeit bei der Musterungsbehörde in Hamburg war er nicht nur von der im Querschnitt erstaunlich schlechten gesundheitlichen Verfassung der 18jährigen Musterungskandidaten beeindruckt, sondern konnte sich auch der in der Zwischenzeit reduzierten Länge der Wehrdienstzeit erfreuen, durch die er

Die Freiwilligen
von 1813 im
Gefecht bei
Weißenfels am
29. April 1813
(Les conscrits de
1813 au combat
de Weissenfels -
Französischer
Holzstich 1875.



akg-images gmbh. AKG288787

insgesamt drei Monate für diese Aktivität einsparte. Mit Freuden gab er 1976 seinen Wehrpass zurück, als er seine neue berufliche Stelle in West-Berlin antrat, weil die Stadt noch unter der Militärhoheit der Alliierten stand. Bruder Thomas brachte es im Rahmen seines obligatorischen Wehrdienstes bei der Bundeswehr bis zum Gefreiten UA (Unteroffiziersanwärter), verließ die Bundeswehr aber wegen des fehlenden zweiten obligatorischen Kursus als einfacher Gefreiter. Sehr viel glanzvoller war hingegen die militärische Karriere unserer Alt-Vorderen.

Der 1792 im Dorf Woldenburg (Neumark, heute Polen) geborene und am 5.5.1860 in Cüstrin (heute Kostrzyn nad Odrą in Polen) verstorbene Carl Friedrich Steinhausen war mit Charlotte Steinhausen, geb. Kinder, verheiratet, von der es keine Überlieferungen gibt. Er hat wohl sehr früh seine Karriere beim preußischen Militär begonnen, denn er erhielt als 22-Jähriger 1814 seine „Demission mit dem Charakter als Second Lieutenant für den Wachtmeister vom Königlich Preußisch Neumärkischen Dragoner Regiment“, also seine Beförderung aus dem Unteroffiziers- in den Offiziersstand, und fünf Jahre später 1819 sein Patent für den gleichen Rang beim 2ten Frankfurter Landwehr Regiment. Er hat offensichtlich als aktiver Soldat auch an den Befreiungskriegen gegen Napoleon teilgenommen, die nach der Völkerschlacht von Leipzig im Oktober 1813 zu

einem vollständigen Rückzug der Franzosen nach Frankreich geführt hatten. In den wenigen Unterlagen zu Carl Friedrich Steinhausen befindet sich auch eine Abschrift des Aufrufs „An mein Volk“, mit dem sich der preußische König Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 an sein Volk wandte und um Unterstützung für den Kampf gegen Napoleon I. bat. Schon als Second Lieutenant außer Dienst wurde unser Vorfahr 1821 „wegen seiner Auszeichnung in dem Gefecht bei Weißenfels als Wachtmeister des 3ten Dragoner Regiment“ mit dem Kaiserlich-Russischen St. Georgen-Ordens 5ter Classe durch die General-Commission in Angelegenheiten der Königlich Preußischen Orden geehrt. Einen Eindruck von dem Gefecht gibt der 1875 in einem französischen Buch erschienene Holzstich der Abbildung. Die Niederlage von Napoleon führte zur Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress von 1814-1815. Die Delegierten sind auf einem berühmten Gemälde von Jean-Baptiste Isabey festgehalten, das Thomas Steinhausen in zeitgemäßer Form nachgebildet und auf einem Briefumschlag an Hans-Christoph Steinhausen festgehalten hat. Von der Uniform von Carl Friedrich Steinhausen ist die Patronentasche mit den Insignien FWR (Fridericus Wilhelmus Rex) des preußischen Königs erhalten geblieben.

Die Patronentasche der Uniform von Carl Friedrich Steinhausen



Delegierte des Wiener Kongresses 1814-1815



Nach seiner Demission vom preußischen Militär wirkte Carl Friedrich Steinhausen zunächst als Kämmerer in Cüstrin an der Oder und wurde dort am 22. Oktober 1831 in dieser Funktion zum besoldeten Ratsherrn ernannt. Seine Bestallungsurkunde ist im Anhang 1 zu diesem Kapitel abgebildet und wegen der heute nur schwer zu lesenden Kurrent-Schrift in einer Übertragung anschließend wiedergegeben. In dieser Zeit erhielt er 1832 den Adler Orden 4 ter Klasse von der Königlichen General-Ordens-Kommission. Kurz darauf begann er seine über 24 Jahre von 1832 bis 1856 währende Tätigkeit als Bürgermeister von Cüstrin. Diese Phase wurde von mehreren Auszeichnungen begleitet, so 1840 durch den Adler-Orden dritter Klasse mit der Unterschrift von König Friedrich Wilhelm und durch die 1854 erfolgte Ernennung zum Ehrenmitglied der Stiftung und des Kreis-Kommissariates zu Königsberg durch Prinz von Preußen als Protektor der allgemeinen Landesstiftung zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger. Zum Zeitpunkt seiner Pensionierung 1856 wurde er als Bürgermeister und wohl wegen seiner Orden zusätzlich auch als Ritter bezeichnet.

Seine Aktivitäten und Verdienste während seiner langjährigen Amtsausübung sind in dem in der Abschrift des Originals und der Übertragung hier abgedruckten Magistratssitzungsbeschluss von 1856 gewürdigt worden.

Cüstrin war schon seit dem 16. Jahrhundert eine preußische Garnisonsstadt und seit 1580 die Hauptstadt der Neumark. Mit der Gründung des brandenburgisch-preußischen Heeres durch Kurfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1641 war die Stadt zu einer der stärksten Festungen der deutschen Staaten ausgebaut worden. Schon früh in der Amtszeit von Carl Friedrich Steinhausen wurde der Kreis Cüstrin allerdings 1836 aufgelöst und dem Kreis Königsberg zugeschlagen. Kurz nach dem Ende seiner Amtszeit wurde Cüstrin 1857 der Preußischen Ostbahn angeschlossen und entwickelte sich hinfort zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt zur Schiene und Straße sowie zu Wasser.

Am Ende des zweiten Weltkrieges war die Altstadt von Cüstrin nahezu vollständig zerstört, wobei im Artilleriefeuer auch das historische Stadtarchiv vollständig verbrannte. Mit ihm gingen auch die Zeugnisse über das Wirken von Carl Friedrich Steinhausen in Cüstrin verloren. Insofern ist es als ein glücklicher Umstand zu betrachten, dass sich in unserem Familienbesitz die zeitgenössische Abschrift der Würdigung seiner Tätigkeit befindet, die Carl Friedrich Steinhausen im Jahr vor seiner Pensionierung 1856 erfuhr. Für die Übertragung der beiden historischen Dokumente zu Carl Friedrich Steinhausen bin ich Herrn Andy Steinhaut zu großem Dank verpflichtet, der Kopien dieser Zeitzeugnisse in das von ihm betreute Archiv der Geschichte von Küstrin (www.cuestrin.de) aufgenommen hat.

Der Sohn von Carl Friedrich Steinhausen erhielt den Namen Rudolf Carl Otto und wurde am 28.4.1818 ebenfalls in Woldenburg geboren. Über weitere Geschwister existieren keine Dokumente. Es muss aber zumindest einen weiteren Bruder gegeben haben, denn ein Eintrag in der Wikipedia erwähnt eine Generation später den Bibliothekar Georg Steinhausen (1866-1933), der als Pionier der deutschen Briefforschung gilt und in dessen Eintrag vermerkt wird, dass sein Grossvater Bürgermeister in Küstrin gewesen sei. Rudolf Carl Otto Steinhausen Er erhielt 1845 sein Patent als Second Lieutenant und in diesem Rang 1849 vom Badischen Kriegsministerium in Karlsruhe eine Gedenkmedaille für die „Verdienste, welche die zur Niederkämpfung des Aufstandes in das Großherzogthums eingerückten verbündeten Truppen sich erworben haben“ und „für alle diejenigen welche den Feldzug gegen die Rebellen tadellos mitgemacht haben“.

Für seine Mitwirkung während der Zeit vom 1. März 1848 bis 1. Oktober 1849 an der Restauration nach der erfolglosen deutschen bürgerlichen Revolution wurde ihm als „wirklicher Kombattant“ auch von seinem Bataillons-Kommandeur



Urgroßvater
Rudolf
Carl Otto
Steinhausen

Besitzzeugnis
für die an
Rudolf Carl
Otto verliehene
Denkmünze
für wirkliche
Kombattanten
1852

von Feis zum Meer

Besitzzeugnis.

Wirklicher in Preussen Land: Witt: Kriegerhauptmann
bei dem 1. Landwehr-Regiment, Königsberg. Regt.
in ein Zeit vom 1^{ten} März 1848 bis 1^{ten} October
1849. Officiell gerichtet sind diese Zeit von ein Zein
zu ein Könige sind gute Geführeng bewieset hat
haben Tausen Majestät ein König zu bepfand
gewist, dass einfallend ein unter dem 28^{ten}
August 1851. Allenfalls gestifete Vorkommnisse für
wirkliche Combattanten anerkennen wird.

Königsberg den 11^{ten} September 1852.
Der Major v. Gumboldt
v. S.

1840 1849
FRIEDRICH
WILHELM IV
1840 1849
DEN TOD
ERLEBEN
KRIEGEN
SEINER
REICHEN
GOTT

1^{tes} BATTALION ROENTGEN
**1^{tes} LANDWEHR
REGIMENT**

Lithogr. Anst.v. Jul. Sauer in Danzig.

in Königsberg 1852 im Namen des Königs in einem Besitz-Zeugnis mit einer Gedenkmünze gedankt. Sein Patent als Premier-Lieutenant erhielt er 1857.

Offensichtlich im Rahmen seiner militärischen Laufbahn wurde er im Namen des Königs bereits 1850 vom Preußischen Justizminister zum Königlichen Gerichts-Assessor ernannt. In dieser Funktion beförderte ihn König Friedrich Wilhelm mit persönlicher Unterschrift auf der Bestallungsurkunde von 1852 zum Garnison-Auditeur, dem Rang eines Militärjustizbeamten mit Zuständigkeit für eine Garnison. Als Divisions-Auditeur und 1863 mit einem vom König von Preußen unterschriebenen Patent zum Justizrath ernannt, erhielt er für die „pflichtgetreue Theilnahme an dem Feldzug des Jahre 1864“ im Deutsch-Dänischen Krieg die Kriegsgedenkmünze für Nicht-Combattanten. Er war also zu diesem Zeitpunkt nicht mehr im aktiven Militärdienst. Das Dokument enthält am unteren Rand eine Auflistung der verschiedenen Schlachten dieses Krieges, der mit der Niederlage von Dänemark gegen Preußen und das Kaiserreich Österreich endete. Als Folge des Krieges verlor Dänemark das mit ihm als Reichslehen verbundene Herzogtum Schleswig an Deutschland.

Die weitere berufliche Karriere von Rudolph Carl Otto Steinhausen war durch mehrere Ernennungen gekennzeichnet, so 1865 zum Wirklichen Justizrath, ebenfalls mit einer durch König Wilhelm unterschriebenen Bestallung, in der er schon als Hauptmann a.D. bezeichnet wird, und 1869 zum Geheimen Jus-



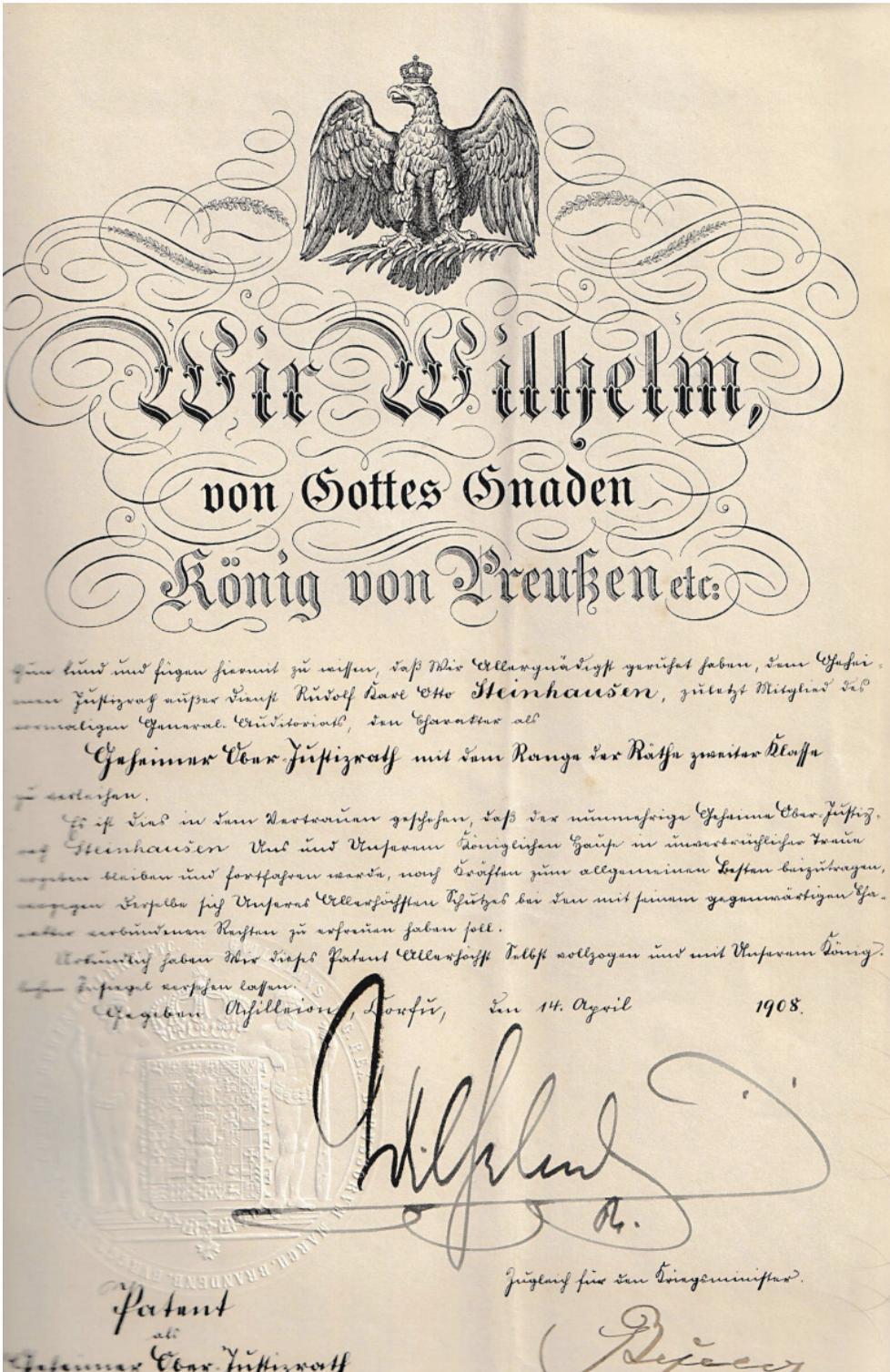
Die
Ur-Großeltern
Steinhausen

Kriegs-
gedenkmünze
für den
Divisions-
Auditeur
Rudolph
Steinhausen
1864



tizrath, wiederum mit einem von König Wilhelm unterschriebenen Patent. Selbiger ernannte ihn 1871 mit einem Patent zum Rath dritter Klasse und verlieh ihm 1872 den Königlichen Kronen-Orden dritter Klasse. Eine weitere Ordensverleihung erfolgte 1878 durch Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha, und König Wilhelm I. von Preußen ehrte ihn erneut 1881 mit dem Rothen Adler-Orden dritter Klasse mit Schleife und persönlicher Unterschrift auf der Urkunde. Zusammen mit seiner Entlassungsurkunde erhielt er am 10. September 1885 den Königlichen Kronen-Orden zweiter Klasse und anlässlich der Vollendung seines 90. Geburtstages im Jahre 1908 mit einem persönlich unterzeichneten Patent von Wilhelm II., König von Preußen, die Ernennung zum Geheimen Ober-Justizrath mit dem Range der Räte zweiter Klasse. Der Ausschnitt aus einem handschriftlich auf 1864 datierten Foto zeigt ihn in Militär-Uniform.

Rudolph Carl Otto Steinhausen, dessen Beisetzung am 7. Juni 1909 im Alter von 91 Jahren auf dem Friedhof der St. Matthäi-Kirchengemeinde Berlin-Schöneberg an der Großgörschenstraße am 7. Juni 1909 erfolgte, war mit Emilie Johanne Luise Emilie Steinhausen verheiratet. Sie war am 8.4.1833 mit dem Familiennamen Gebhardt als Tochter von Carl Heinrich Ernst Gebhardt und



Patent für den Geheimen Ober-Justizrath im Range eines Rates zweiter Klasse, unterzeichnet von Wilhelm II., König von Preußen, 1908

Johanna Caroline Franziska Gebhardt, geb. Medenwald, in Frankfurt/Oder geboren und wurde am 25. März 1908 vor ihrem Ehemann auf demselben Friedhof beigesetzt. Von den vier Kindern des Paares war unser Großvater Erich Steinhausen das älteste Kind. Von seinen Geschwistern sind nur die Namen der Geschwister Else, Margarethe (verstorben am 30. Mai 1941) und Rudolph überliefert. Während wir über zahlreiche Fotos und auch einige wenige Familienerzählungen zu Großvater Erich verfügen, sind von den Geschwistern nur zu unserem Groß-Onkel Rudolph Überlieferungen erhalten. Der Aktivität der mit uns nicht verwandten Ahnenforscherin Elke Steinhausen aus Schwerin und ihrer Kontaktaufnahme verdanken wir Hinweise auf den Premier-Leutnant Rudolph Steinhausen.

Er leitete als Kolonialoffizier in Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) offensichtlich die Polizeistation seines Namens und wurde 1886 als Distriktchef von Grootfontein erwähnt. Im Jahre 1896 wurde er der südwestafrikanischen Schutztruppe zugeteilt. Das Deutsche Kolonialblatt verzeichnet eine Unterbrechung seiner Aktivitäten in Afrika im Jahre 1903 mit Anstellung im Grenadier-Regiment „Prinz Carl von Preußen“ (2. Brandenburgisches) Nr. 12 und 1904

Groß-Onkel
Rudolph
Steinhausen im
Jahre 1931

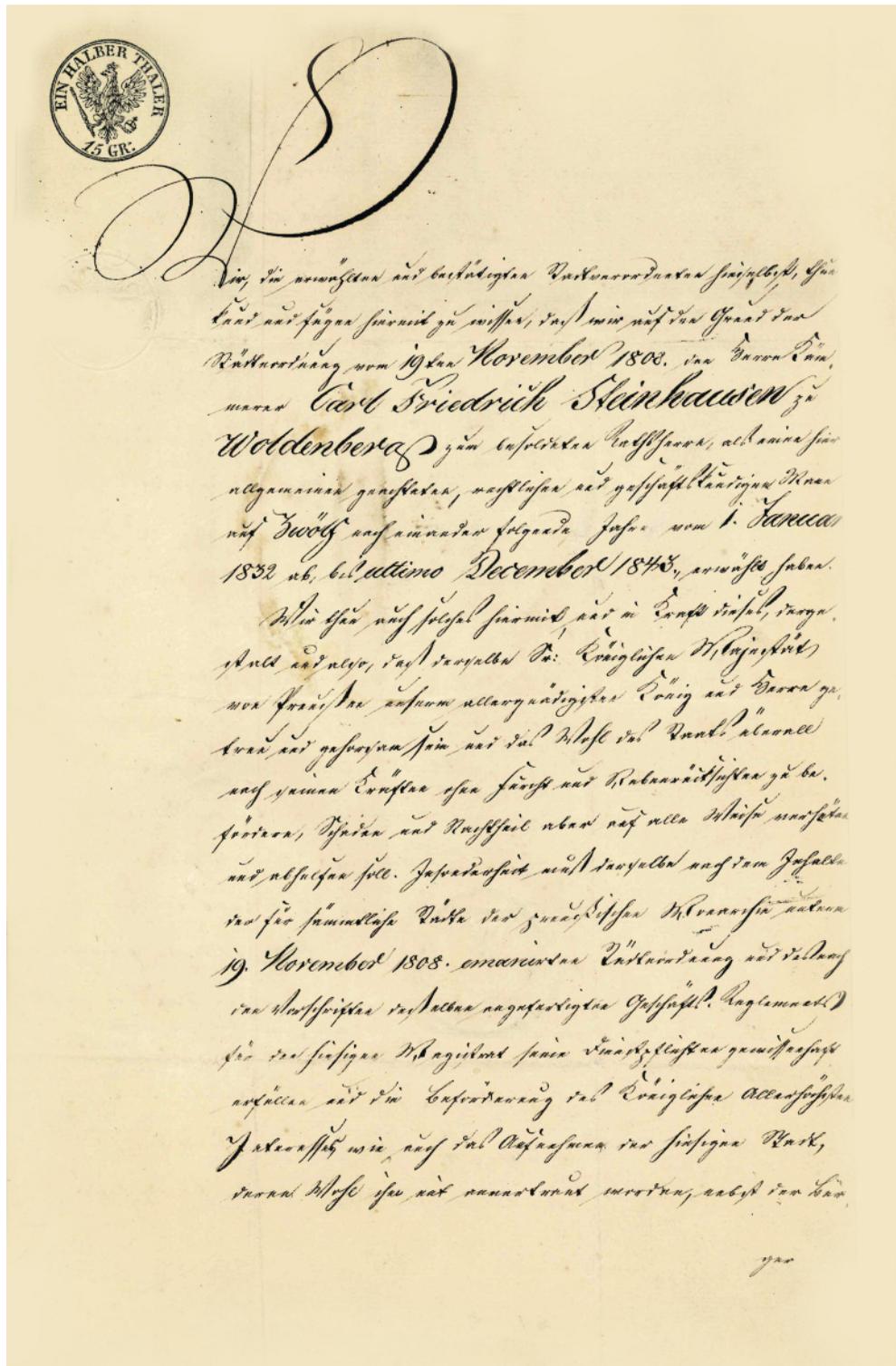
die Rückreise in das sogenannte Schutzgebiet. Im Gefecht bei Otjiwarango am 11.8.1904 galt er als „alter Afrikaner“ und wurde von den Hereros verfolgt, die nach einem zeitgenössischen Artikel den alten Stationschef von Gobabis erkannten und mit den Rufen „Lütnant Steinhausen! Lütnant Steinhausen!“ förmlich auf ihn Jagd machten und ihn mit einem Wurfkirri am Rücken verletzten. In den Jahren 1907 und 1908 verzeichnet das Kolonialblatt ihn (vermutlich) mit verschiedenen Funktionen als Regierungsrat, Oberleutnant, Hauptmann, Kaufmann und Präsident Steinhausen. Am 4. Juni erhielt er als Hauptmann a.D. das Dienstauszeichnungskreuz und traf am 30. Juli 1908 als Regierungsrat zum Heimaturlaub ein. Ein erhalten gebliebenes Foto



zeigt ihn 1931 mit Hund. Mit Rudolph Steinhausen hat die Familie also nicht nur einen weiteren Offizier, sondern auch einen Kolonialherren hervorgebracht.

Das Bild der Vorfahren, das sich mangels Selbstzeugnissen oder anderer tradiertter Berichte nur auf diese offiziellen Dokumente stützen kann, trägt vor allem für Carl Friedrich und seinen Sohn Rudolph Carl Otto die Züge konservativer höherer Staatsbeamter, deren Wirken von den jeweiligen Königen in den Ordensverleihungen mit lobenden Prädikaten zum Ausdruck gebracht wurde. Insofern verbindet sich mit ihnen eine gern als spezifisch preußisch bezeichnete Tradition, die mit der Betonung von Einsatz und Pflicht auch in unsere Familie Einzug genommen hat. Leider haben wir keinerlei Kenntnisse über die Rolle der Frauen in dieser nur begrenzt rekonstruierbaren Epoche unserer Familiengeschichte.

Anhang 1: Bestallungsurkunde für den Kämmerer Carl Friedrich Steinhausen 1831



Wir, die erwählten und bestätigten Stadtverordneten hierselbst, thun Kund und fügen hiermit zu wissen, daß wir auf den Grund der Städteordnung vom 19ten November 1808. den Herrn Kämmerer Carl Friedrich Steinhausen zu Woldenberg zum besoldeten Rathsherrn, als einen hier allgemein geachteten, rechtlichen und geschäftskundigen Mann auf Zwölf nacheinander folgende Jahre vom 1. Januar 1832 ab, bis ultimo Dezember 1843., erwählt haben.

Wir thun auch solches hiermit, und in Kraft dieses dergestalt und also, daß derselbe Sr. Königlichen Majestät von Preußen unsrem allergnädigsten König und Herrn getreu und gehorsam sein und das Wohl des Staats überall nach seinen Kräften ohne Furcht und Nebenrücksichten zu befördern, Schaden und Nachtheil aber auf alle Weise verhüten und abhalten soll. Inforderheit muß derselbe nach dem Inhalte der für sämtliche Städte der preußischen Monarchie unterm 19. November 1808 emanirten Städteordnung und der nach den Vorschriften deßhalben angefertigten GeschäftsReglements für den hiesigen Magistrat seine Dienstpflicht gewissenhaft erfüllen und die Beförderung des Königlichen allerhöchsten Interesses, wie auch das Aufnehmen der hiesigen Stadt, deren Wohl ihm ist anvertraut worden, nebst der Bür-

gegenwart mit dem Gewerbestatthalter vor Augen setzen, inso-
 fern sie nicht, und dann auch einzig und allein, während
 die Sitzung bei Eissen, und überführt bei dem höchsten Ge-
 richtlichen, demnach mit dem Magistrat nicht
 verbunden lassen, nach dem mit diesem Gericht die Commu-
 ne mit anderen Gemeinden der Stadt und deren Einwohnern
 Besondere Summe Einzahl mit Anzahl beigefügt mit
 nachstehender Veranschaulichung, dem Magistrat Collegio
 vorzutragen und die Abfertigung alles mit jeder nach-
 stehenden Beschlüsse einleiten und zur Abfertigung bringen
 sollen.

Ueber die vorgedachte und nachstehende zu emanieren-
 de Decree, Rayverordne mit anderen landesfürstlichen Verord-
 nungen, nach so mit allem Nachdrucke zu thun, mit allem
 Eifer und dem Magistrat vor dem Königl. Collegio
 Magistrate mit allem Eifer diese Befehle nachzugehen
 und mit allem Eifer zu bewerkstelligen sollen, die
 ihm befohlen gegen die Stadt und deren Einwohner zu
 leistenden Pflichten in ihrem ganzen Umfange nach dem
 besten Gewissen auszuführen und nicht nachlässig
 auszuführen für sich selbst, sondern für die Stadt, so wie
 die Befehle dieser Generalverordnungen, in demnach mit
 dem Magistrat und Gemeindefürsorge zu thun, zu thun

Kan

gernahrung und dem Gewerbe stets vor Augen haben, daher an sich von allem, was darauf Bezug hat, genau unterrichten, die sowohl bei Kassen, als überhaupt bei dem hiesigen Gemeinwesen bemerkten Mängel und Unordnungen nicht unbeachtet lassen, auch davon nur welcher Gestalt die Kämmerei und andere [...] der Stadt und deren Einwohner Nahrungen sammt Handel und Wandel aufgeholfen und verbessert werden können, dem Magistrats-Collegio verlangen und die Ausführung aller und jeder rechtlichen Beschlüsse einleiten und zur Ausführung bringen helfen.

Ueber die ergangenen und noch ferner zu emanierende Edicte, Rescripte und andere landesherrliche Verordnungen, muß er mit allem Nachdruck halten, und alles was ihm und dem Magistrat von Sr. Königlichen Majestät und allerhöchst deren Behörden anbefohlen wird, mit regem Eifer zu bewerkstelligen suchen, die ihm besonders gegen die Stadt und deren Einwohner obliegenden Pflichten in ihrem ganzen Umfange nach Möglichkeit gewissenhaft erfüllen und mit ununterbrochener Sorgfalt für das Beste der Stadt so wie die Erhaltung ihrer Gerechtsame, insoweit sich dies mit dem Wohle des Ganzen vereinbaren läßt, zu len-

Sein beehrte Jem, wie ob einem Anwesenden, geborenen Kurfürsten
mit respektvollem Ehrerbietung, mit gebührender

Sein selbige mit dem neuen Reichsregiment zu Leipzigen
seiner Dienstadt, solle der Herr Anwesende Carl Friedrich
Steinhausen nicht nur der Regel mit übrigen Frei,
regulieren, auch Anwesenden geniesse, sondern als ein
ja nach dem 1. Januar 1832 ab, ein jährlicher Gehalt
von 600 ~~Thaler~~ Thaler. Sechshundert ~~Thaler~~ Thaler
zusammen in jährlichen Raten zu zahlen, auch die
jährliche Pension zu empfangen.

Wobei sich die seine Einkommen, nach Vorbesuch der
Genehmigung der Königl. Regierung zu Frankfurt am
Main, nach dem Anwesenden mit Zustimmung vollziehen
sollen.

Gegeben den 22ten October 1831.



Die Kurfürstlichen
Sittung. Herr Buchholz, Herr Samatij, Herr
Herr Hofrath Herr Schütz, Herr Greier, Herr Schwickler, Herr Walter
Herrastallung
für
den Kurfürsten Carl Friedrich
Steinhausen mit gebührender
Respekt.

[Handwritten signature]

ken bemüht sein, wie es einem Rathsherrn, getreuen Unterthan und rechtlichen Mann eignet und gebühret.

Für solche uns und unseren Mitbürgern zu leistende treue Dienste, soll der Herr Rathsherr Carl Friedrich Steinhausen nicht nur des Ranges und übrigen Praerogativen eines Rathsherrn genießen, sondern es wird ihm auch vom 1. Januar 1832 ab, ein jährliches Gehalt von 600 Rthlr schreibe 600 Thalern zahlbar in vierteljährlichen Raten pränumerando auf die hiesige Sparkasse angewiesen.

Urkundlich ist diese Bestallung unter Vorbehalt der Genehmigung der Königlichen Regierung zu Frankfurt a/O von uns durch Unterschrift und In-siegel vollzogen worden.

Cüstrin den 22ten October 1831

(Siegel)

*Die Stadtverordneten
[Unterschriften]*

*Bestallung
für
den Kämmerer Carl Friedrich
Steinhausen als besoldeten
Rathsherrn.*

Vorstehende

Handwritten initials or decorative flourish.

ausgezeichnete Festhaltung eines, unter Gunguis
gung des Königl. Minist. rathes Johann und des
Kalixis am 21. ^{ten} Nov. 1827, ferner noch beyde hiehl.
Trau 10. 1. 1827. am 1. ^{ten} Decbr. 1827.



Königl. Kammerkass. Abtheilung des Johann
Kunze

Bestätigung.

I. 1630. 11

Handwritten signature or initials.

*Vorstehende Bestallung wird, unter Genehmigung
des Königlichen Ministerii des Innern und der Polizei
vom 21ten [...] Mts. hierdurch bestätigt.*

Frankfurt a/O: den 1ten Decbr: 1831.

(Siegel)

Königl. Preuß. Regierung. Abtheilung des Innern.

[Unterschrift]

Bestätigung

I 1630

Anhang 2: Magistratsbeschluss für Carl Friedrich Steinhausen 1856

Eine abgelegene/bräunliche Wein mit angeblich zu beweisungsfähigen,
 das die Marktvorstande Kaufvermittlung in Krefeld
 ohne Bekämpfung, mit dem 1. April d. J. in dem Kauf-
 stadt werden zu wollen, ohne in Anerkennung ohne
 beweisungsfähigen fangend nicht selbstständig für das selbst
 in dem Markt eine jährliche Kaufsumme von 80000 Mark
 festsetzt.

Das diese Kaufvermittlung mit demselben selbst
 übereinstimmt, wollen die abgelegenen mit dem
 von mit der die gegen Marktvorstande gewählten
 Separat vom 7. August 1856, selbst mit in Ob-
 stoff beigefügt werden, geneigt sind zu sein.

Ich habe das dem die selbst, selbstständig
 und dem die selbst, von mit dem selbst
 damit die Befähigung selbst.

Krefeld den 18. October 1856.

Der Magistrat

Viktor Lübke Mecke.

Ob
 dem Bürgermeister, Krefeld 1856.
 gegen Steinhausen
 abgelegt
 für.

Eu. Wohlgeboren beehren wir uns ergebenst zu benachrichtigen, daß die Stadtverordneten-Versammlung in Verfolg Ihrer Erklärung, mit dem 1. April k.[ommenden] J.[ahres] in den Ruhestand treten zu wollen, Ihnen in Anerkennung Ihrer langjährigen segensreichen Wirksamkeit für das Wohl unserer Stadt eine jährliche Pension von 800 [M/Thaler] ausgesetzt hat.

Daß diese Beschlußfassung mit unseren Wünschen übereinstimmt, wollen Eu. Wohlgeboren aus dem von uns an die Herrn Stadtverordneten unten gerichteten Schreiben vom 7. August [...], welches wir uns in Abschrift beizufügen erlauben, geneigtest entnehmen.

Wir haben daher dem diesfälligen, abschriftlich anliegenden Beschlusse gern und mit aufrichtiger Freude die Bestätigung ertheilt.

Cüstrin, den 18. October 1856

*Der Magistrat
Schade Lubitz Menke*

*An
Den Bürgermeister, Ritter [...],
Herrn Steinhausen
Wohlgeboren
hier*

Stoppbrief.

Nach dem unterzeichneten Gesetze vom 1. d. M. zu
Sankt der Frau Bürgermeisters Steinhausen
langjährig viel zeitige, unangenehme und
unsern Wohlstand bei der frühigen
Wahlung mit dem 1. April k. J. vorgegeben
in dem Kaiserpatent zu lesen.

Indem wir dem Herrn Stadtschreiber
betrachten, für unsere guten Nach-
fahren Abwendung für die
Stellung sind

Wir werden beschließen
angeordnet sein.

Nach dem Frau Bürgermeisters Steinhausen
am 24. März 1853. vorgegeben
in dem Kaiserpatent der frühigen
angeordnet und genehmigt, unter
und unangenehme
Stellung sind beschließen.

Demnach die Bürgermeisters
am 24. März 1853. vorgegeben
in dem Kaiserpatent der frühigen
angeordnet und genehmigt, unter
und unangenehme
Stellung sind beschließen.

Wir beschließen

Stellung sind

Stellung

Abschrift

Nach dem anliegenden Gesuche vom 1. d.[iesen] M.[Monats] gedenkt der Herr Bürgermeister Steinhausen seine langjährige, vielseitige, umfangreiche und segensreiche Wirksamkeit bei der hiesigen städtischen Verwaltung mit dem 1. April k. J. aufzugeben und in den Ruhestand zu treten.

Indem wir den Herrn Stadtverordneten von dieser bevorstehenden, für unsere gute Stadt, insowichtigen Veränderung hiermit Kenntniß geben, stellen wir die weitere Beschlußfassung ergebenst anheim.

Was der Herr Bürgermeister Steinhausen während seiner 24jährigen [...] Thätigkeit als Bürgermeister im Interesse der hiesigen Kommune und Bürgerschaft angestrebt und gewirkt hat, verdient volle Anerkennung und aufrichtige Dankbarkeit.

Seine Leistungen liegen zwar auch den Herrn Stadtverordneten vor Augen, nur sind namentlich (?) in der dem Verwaltungsbericht pro 1853/54 angehängten vergleichenden Nachweisung der Einkünfte und Ausgaben der Stadtkasse 1853 gegen die im Jahre 1833 zu finden, allein wir können es uns nicht versagen, einige wesentliche Punkte hier speziell(?) zu erwähnen.

*1) die Separationen
des Angers*

- der kurzen Vorstädter Höhn-Feldmark
der Bruchfeldmark der langen Vorstädter Abfindungen wurden
durch seine fachkundige Mitwirkung zur Zufriedenheit
aller Theile ausgeführt und beendigt.*
- 2) *die Bürgerschaft der Altstadt und Neustadt und Schanze
verdankt der Umsicht des Herrn Bürgermeisters Steinhausen
eine Abfindung von 107 Morgen Land aus der Separation
der Hirnschädelhütung [Hirnschädel war ein Kämmerei-
vorwerk der Stadt Küstrin].*
 - 3) *Es war der Herr Bürgermeister Steinhausen, welcher die
Entwässerung der beim Vorwerk Hirnschädel belegenen
Ländereien in Anregung und zur Durchführung brachte,
wodurch für die Stadt 57 Morgen des schönsten Ackers ge-
wonnen wurden.*
 - 4) *Seiner klaren Einsicht ist es ausschließlich zuzuschreiben,
daß die städtische Ziegelei angelegt wurde, welche der Stadt-
kasse jetzt eine jährliche Pachtsumme von 1025 [M/Thaler]
einbringt und die seit dem Jahre 1843 dem städtischen
Haushalte beträchtliche Überschüsse zugeführt hat.*
 - 5) *daß die Schuldenlast der Stadt seit ultima 1832 von 61.765
[M/Thaler] jetzt bis auf die Summe von 11.233 [M/Thaler]
10 Sgr abgezahlet ist, gehört mit zu den [...]lichen Leistun-
gen des Herrn Bürgermeisters Steinhausen, denn seine un-
ablässigen Bemühungen um Herabsetzung des Zinsfußes der
städtischen [...] und Kommune [...] und die durch ihn bei
den resp. hohen behörden ausgewirkten darlehen, Vorschüsse,
Erlasse und baaren Geld-Unterstützungen haben dazu we-
sentlich und hauptsächlich beigetragen. Die vorhandenen
Passive wurden aber durch die Activen (?) von Stadt*

und hienach per 17814 v. 14 p. 109. vullständig getradet. Wird
 ferner auf die Berücksichtigung gezogen, daß die hiesigen Abge-
 ordneten per 1833. nicht allein die Berücksichtigung, sondern auch
 die Abminderung derselben, abzüglich der Abminderung mit der die
 nicht zureichende die Abgaben an demselben haben, und gegen die
 bestellten werden müssen, sind die Gesetze dem Lande der
 Reichsminister, die Bestimmungen fast jährlich in Neuen, die Abgaben
 sind nicht hinreichend mit der Finanzierung der hiesigen
 so werden die Abgaben der freien Bürgermeistereien Reichsminister
 in die Abminderung der Einkünfte auf dem Lande sein.

1) Die Finanzierung der Einkünfte ist allein der Markt der freien
 gemeinlichen Reichsminister. Jedoch ist es bis jetzt nicht möglich
 durch Einkünfte an die Reichsminister zu sein, so werden die
 in den Einkünften zu sein zu werden sein, daß und dem Lande
 der Einkünfte bis jetzt fast nicht mehr in der Mitte von gesellen
 werden können, in dem Einkünften die Einkünfte der
 Land zu sein.

Die Einkünfte sind nicht mehr Einkünfte und Einkünfte
 sind nicht, daß die Einkünfte der Einkünfte und Einkünfte
 Einkünfte der freien Bürgermeistereien Reichsminister die
 Einkünfte der Einkünfte der Einkünfte der freien Reichsminister
 und Einkünfte der Einkünfte der Einkünfte der freien Reichsminister.

Abminderung der Einkünfte sind die Einkünfte der freien Reichsminister
 und die Einkünfte der Einkünfte der Einkünfte der freien Reichsminister
 Reichsminister, und die Einkünfte der Einkünfte der freien Reichsminister
 per 1000 v. Einkünfte sind, und die Einkünfte der Einkünfte der freien Reichsminister.

Die Einkünfte sind nicht mehr Einkünfte, daß die Einkünfte der Einkünfte
 sind Einkünfte. Abminderung der Einkünfte sind die Einkünfte der Einkünfte der freien Reichsminister.

und Kämmerei per 14814 [M/Thaler] 14 Sgr 10 G vollständig gedeckt. Wird hierbei noch in berücksichtigung gezogen, daß die Kommunal Abgaben seit dem Jahre 1833 nicht allein keine Erhöhung, sondern eine Verminderung erfuhren (?), obgleich die Armenpflege nur den S[...] Zuschuß die Ausgaben verrechnet(?) haben, auch große Baukosten bestritten werden mußten, für die Schulhäuser, den Ausbau des Rathhauses, die Pflasterung fast sämtlicher Straßen, die Anlegung eines neuen Kirchhofes und die Einrichtung der Krankenhäuser. So treten die Verdienste des Herr Bürgermeisters Steinhausen um die Verminderung der Schuldenlast noch klarer hervor.

- 6) *die Errichtung der Sparkasse ist allein das Werk des Herrn Bürgermeisters Steinhausen. Hat dieselbe bis jetzt auch noch keine baaren Überschüsse an die Stadtkasse geliefert, so dürfte dies doch in der nächsten Zukunft zu erwarten sein; daß aus dem Fonds der Sparkasse bis jetzt sehr vielen unserer Mitbürger geholfen werden konnte, ist dem Gründer dieses wohlthätigen Instituts zu danken.*

Wir enthalten uns weiterer Anfügungen und bemerken nur noch, daß ja die umfangreichen Leistungen und zahlreichen Verdienste des Herr Bürgermeisters Steinhausen Ausweis der beifolgenden Anstellungsarten(?) Seitens der Herren Stadtverordneten [] lobende Anerkennung gefunden haben.

Vertrauensvoll legen wir daher den Herrn Stadtverordneten die Festlegung der Pension für den Herrn Bürgermeister Steinhausen, welche gesetzlich 2/3 [...] von dem Gehalte per 1000 [...] betragen würde, auf das dringende ans Herz (?).

Wir können uns wünschen, daß demselben ein sorgenfreier Lebens-Abend bereitet und die ausreichenden Mittel zur

zufälligkeit und Abweichung seiner geselligen Verbindungen
werden mögen.

Zum Besipz erwähnen wir auf Abweichung der freien Nord-
amerikanischen und der englischen mit der zu Aufhebung der
Nicht-Ordnung vorgehenden Ministerial-Instruction vom 20.
Juni 1855. ad IX zu verweisen:

Sie mögen sich erinnern zu der Notiz zu befragen,
wie auf der beigefügten letzten Abweichung der höchsten
Anweisung vom 28. September 1855 zu dem die Befugnisse der
Gesellschaft aufgehoben ist sein werden.

Paris den 7. August 1856

Ihre Majestät

gen. Schatz. Lubig. Menke. Nimmern
Koffmann Neuter. A. Fleck.

An

die freien Nordamerikaner

Einigkeit!

Erhaltung und Versorgung seiner [...] Familie genügen werden mögen.

Zum Schluß nehmen wir noch Veranlassung den Herrn Stadtverordneten unter bezugnahme auf die zur Ausführung Städte Ordnung ergangenen Ministerial-Instruction vom 20ten Juni 1853 ad IX zu ersuchen:

die nöthigen Einleitungen zur Neuwahl zu treffen, wozu nach der beigefügten [...]verfügung der Königlichen Regierung vom 28. September 1855 zunächst die Feststellung des Gehalts erforderlich sein würde.

Cüstrin, den 7. August 1856

der Magistrat.

gez: Schade. Lubitz. Menke. Nigmann.

Hoffmann. Kuhn. A.Fleck

An

die Herrn Stadtverordneten

Hiersebst

Altsprache.

Se. Hochw.
 und die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften
 den 22. September 1856

In dem nun folgenden nicht öffentlichen Vortrag
 wird in Bezug auf die Persifizierung der böhmischen
 Bevölkerung mit dem Hinweis auf meine folgenden
 Vorträge:

- 1) Daß die Persinen der uns gewöhnlich bekannt sind
 zum 1. April d. J. nur 24 jährige Individuen
 in dem Kaiserthum Österreich
 der Stadt, deren Reichthum in Anbetracht
 seiner langjährigem jugendlichen Wohlstand
 sich für die kommenden 800 v. J. betragen sollen.

Die Akademie der Wissenschaften.
 Prof: Reibach.

Abschrift

aus der Beschluß-Versammlung der Stadtverordneten-Versammlung vom 22. September 1856

In der nun folgenden nicht öffentlichen Sitzung wird in Betreff der Pensionierung des bisherigen Bürgermeisters und der Neuwahl eines solchen beschlossen:

10) daß die Pension des auf seinen Wunsch mit dem 1. April k. J. nach 24jähriger Amtsdauer in den Ruhestand tretenden Bürgermeisters der Stadt, Herrn Steinhausen, in Anbetracht seiner langjährigen segensreichen Wirksamkeit für die Kommune 800 [M / Thaler] betragen solle.

*Die Stadtverordneten-Versammlung
gez. Kubach*



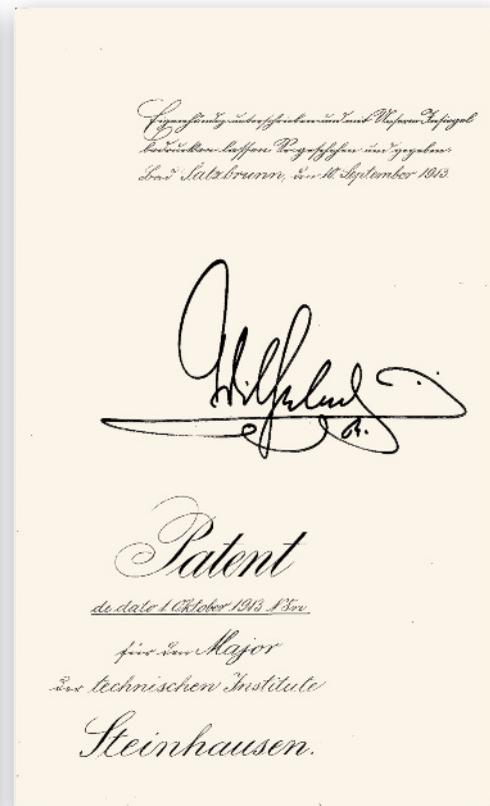
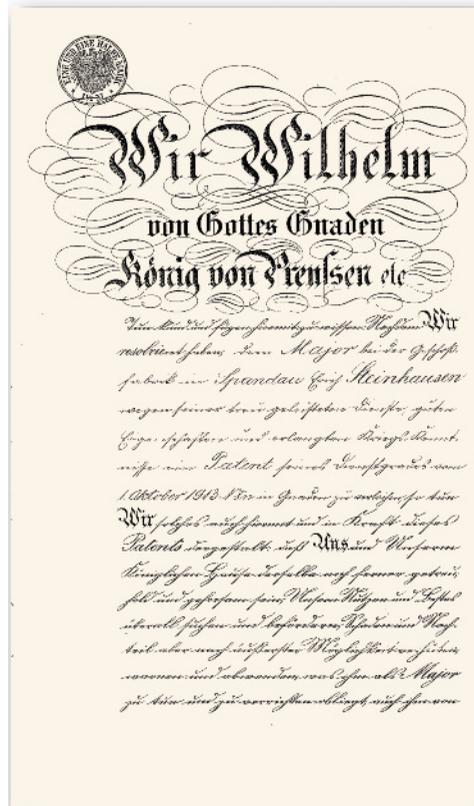
Unsere Großeltern Erich und Alwine Steinhausen

Der Tradition seines Vaters und Großvaters folgend, schlug auch Erich Steinhausen, geb. am 20.7.1867 in Berlin und verstorben am 24.5.1946 in Ilsenburg/Harz, die militärische Laufbahn ein. Dokumentiert sind seine Ernennung zum Portepée-Fähnrich in Charlottenburg am 16. Mai 1888 und sein Zeugnis der Reife als Offizier des 1. Brandenburgischen Feld-Artillerie-Regimentes No. 3 (General-Feldzeugmeister) vom 26. September 1888 mit im Ganzen guten Noten. Er erhielt 1889 sein Patent als Second-Lieutenant, 1896 das Patent als Premier-Lieutenant und wurde mit persönlicher Unterschrift von Wilhelm II., König von Preußen, 1904 zum Hauptmann befördert. In diesem Rang fungierte er in Spandau als Verwaltungsdirektor bei der Geschützgießerei, als er im August 1905 die von Wilhelm unterzeichnete Erlaubnis zur Verheiratung mit Alwine Feist bekam. In gleicher Funktion und mit gleichem Rang erhielt er mit seinem vollen Namen Erich Ernst Friedrich Ludwig Steinhausen von der Generalkommission in Angelegenheiten der Königlich Preußischen Orden 1912 die Rettungsmedaille am Bande.

Mit dem am 1. Oktober 1913 ausgestellten Patent als Major und übergroßer Unterschrift von



Ernennungs-
Patent für den
Major Erich
Steinhausen



Wilhelm II., König von Preußen schließt unser Band mit den Original-Urkunden und der darin dokumentierten militärischen Identität unserer Vorfahren. Erich Steinhausen war nach Aussage unseres Vaters der einzige preußische Offizier, der als Oberstleutnant mit demselben Rang aus dem Ersten Weltkrieg herauskam, mit dem er zu Beginn des Krieges eingetreten war. Seine Verwendung als Direktor der Geschützgießerei war durch eine früh einsetzende Ertaubung bedingt, die möglicherweise auf ein frühes Trauma bei der Artillerie zurückging und ihn auch nach dem Ersten Weltkrieg bis zu seiner Pensionierung in dieser Tätigkeit in Ilsenburg/Harz hielt. Dort leitete er die lokale Geschützgießerei, die ja wohl ein Teil der erhalten gebliebenen Reichswehr gewesen sein muss und deren Funktion in der Folge der im Vertrag von Versailles verfügten Abrüstungen für uns unklar geblieben ist. Wie er als ehemaliger preußischer Offizier im Pensionsalter die Herrschaft der Nazis, den zweiten Weltkrieg und die beginnende Besatzung durch die sowjetische Armee in Ilsenburg/Harz erlebt hat, ist nicht überliefert.

Seine Tochter, unsere Tante Erika Steinhausen, hat ihn in einem Kurzbericht für Hans-Christoph folgendermaßen beschrieben:

Erich Steinhausen

MEIN GROSSVATER

ALS SOHN DES „GEHEIMEN OBERJUSTIZRAT“ RUDOLPH CARL OTTO STEINHAUSEN WAR ES MEINEM GROSSVATER ERICH (1867-1946)

VORBESTIMMT, BEIM MILITÄR KARRIERE ZU MACHEN. ALS OBERSTLEUTNANT DER ARTILLERIE ER LITT ER IM ZWEITEN KRIEGSJAHRE EINEN HÖRSCHADEN UND WURDE ZUM DIREKTOR DER GESCHÜTZGIESSEREI IN ILSENBURG ERNANNT. SO PREUSSISCH DISZIPLINIERT SEINE KÖRPERSPRACHE, SO WEICH WAR SEINE PHYSIOGNOMIE. NUR SO LÄSST SICH ERKLÄREN, DASS SICH DIESER SCHNEIDIGE OFFIZIER IN

DIE HOCHBEGABTE KOMPONISTIN UND PIANISTIN ALWINE VERLIEBEN KONNTE. NOCH DAZU WAR SIE EINE GUTE PARTIE - DIE ZARTE ALWINE AUS DER WOHLHABENDEN SEKTDYNASTIE FEIST WAR U.A. MIT DEM „SCHLAFLIED FÜRS PETERLE“ ZU RUHM GEKOMMEN. 1924 STIRBT SIE AN KREBS UND ERICH LEBT DIE NÄCHSTEN

22 JAHRE ALS WITWER IN ILSENBURG. IN DEN 30ER JAHREN HABEN IHN MEINE ELTERN HÄUFIG BESUCHT: „MAN KLOPPTE SKAT BIS SPÄT IN DIE NACHT“. ERICHS HUMORLOSIGKEIT UND BISSERWISSEREI MACHTEN DIE SPIELE ZUM „RITT DURCH DIE HÖLLE“, ERINNERTE SICH MEINE MUTTER - „UND DEIN VATER HAT DAVON EINIGES ÜBERNOMMEN!“

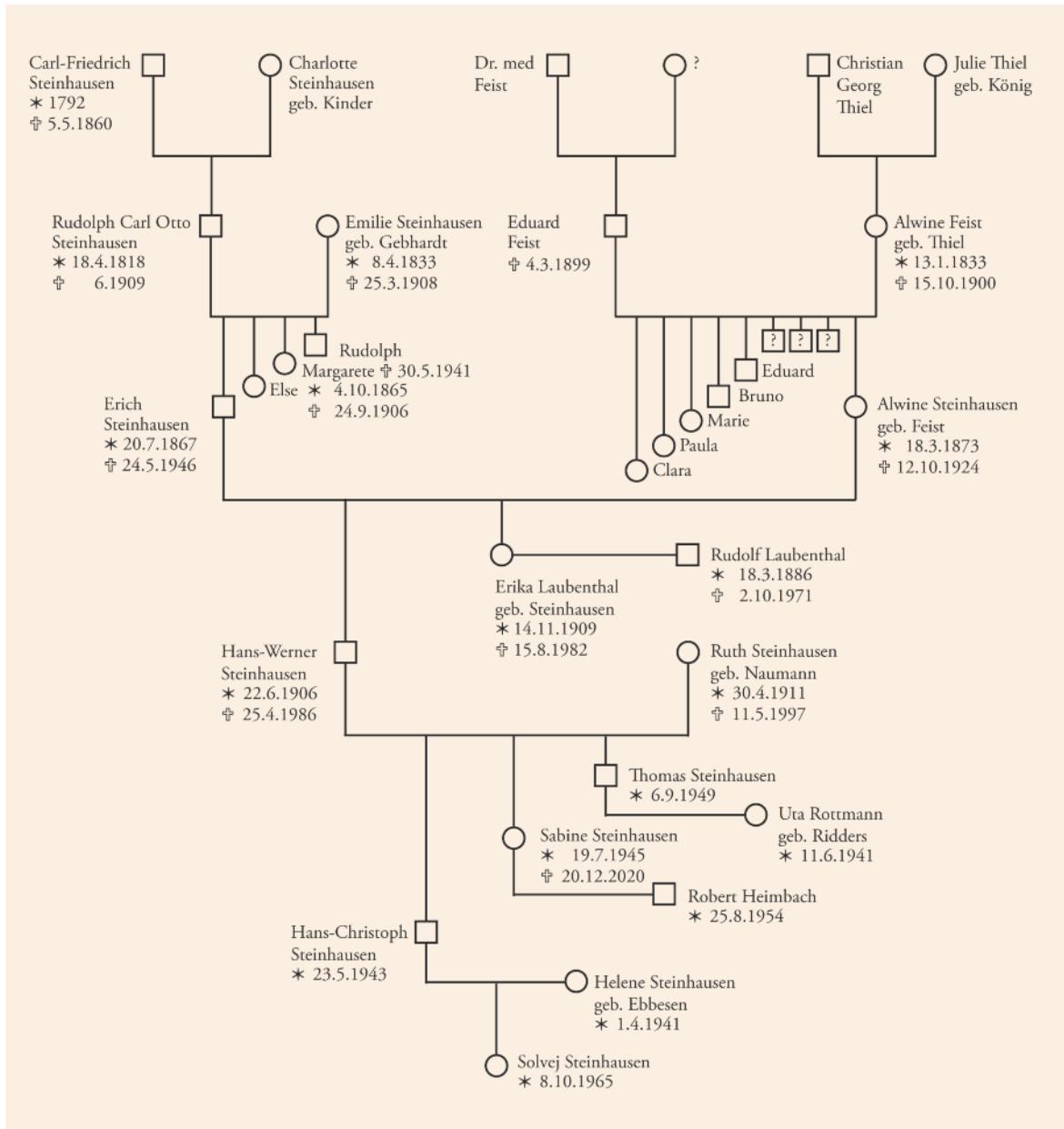


«Unser Vater war ein ausgesprochener „Herr“. Er war ein starker Gefühls-mensch, dem die Tränen in die Augen steigen konnten, verschlossen, was ihn selber anging, zuverlässig, ehrenhaft bis in die Fingerspitzen, pflichtbe-wusst bis zum Umfallen, sehr ordentlich, sehr gepflegt. Seine zunehmende Schwerhörigkeit hat ihm sehr zu schaffen gemacht und seine ohnehin schon labilen Nerven arg strapaziert. Er war völlig unkünstlerisch und mich nimmt immer Wunder, dass die Beiden [die Eltern] zusammengekommen sind. Sein erster Besuch bei der Mutter war auf einem musikalischen Tee bei ihr. Sein einziger Eindruck war der schlechte Kaffee, den es bei ihr gab. Das andere Geschlecht sah er gern, war sehr chevaleresk, schenkte gern und freute sich an der Freude anderer. Er spielte gerne Skat und verlor nicht gern. Deine Mutter, Hans-Christoph, und ich waren manchmal recht albern und gickerten, unterstützt vom Wein, roh und brutal, wenn Vater und Sohn sich in Ärger und Verdruss ob Verlierens hinein jonglierten. Dabei kam es manchmal zu einem ernsthaften Krach, weil ich mich nicht zusam-mennehmen konnte. Vater schmiss uns raus, wir konnten in der Küche unser Lachen nicht stoppen, er sprach 3 Tage nicht mit mir, was noch nie vorher und nachher vor kam.»



Auf den erhalten gebliebenen Fotos sieht man Erich Steinhausen gleichermaßen in Uniform wie in Zivilkleidung stets sehr korrekt und etwas formal wirkend, wobei sich hinter den recht verschlossenen Gesichtszügen auch weichere Anteile verborgen gehalten haben mögen. Unser Vater kommentierte ihn vor uns als Kindern praktisch nie, sodass zu der Beziehung von Vater und Sohn so gut wie nichts überliefert ist. Ein Foto von Erich Steinhausen später als Witwer gemeinsam mit seiner etwas melancholisch wirkenden Tochter Erika zeigt ihn wiederum mit recht starrem Gesichtsausdruck. Sehr wahrscheinlich hatte sich auch die seinerzeit praktisch nicht behandelbare Schwerhörigkeit und seine lange

Erika und Erich
Steinhausen



Genogramm
der Familien
Steinhausen
und Feist

Lebensspanne als Witwer belastend auf seine Beziehungsfähigkeit ausgewirkt. Wie der junge preußische Offizier seine aus Köln stammende Braut kennen gelernt hatte, bleibt der Fantasie überlassen.

Diese seine spätere Ehefrau Alwine Feist war am 8.3.1873 in Köln geboren worden. Unsere Großmutter war das neunte Kind des am 4.3.1899 in Köln verstorbenen Ur-Großvaters Eduard Feist und seiner Frau Alwine, die als Alwine

Thiel am 13.1.1833 in Köln geboren wurde und am 15.10.1900 dort auch verstorben ist. Sie war die Tochter des Advokat-Anwalts Christian Georg Thiel und seiner Frau Julie Thiel, geb. König. Von unserer Ur-Ur-Großmutter Julie Thiel ist als beeindruckendes historisches Dokument die Abschrift eines Briefes vom 14. März 1855 aus Cöln erhalten geblieben, in dem sie ihrem Schwager Wilhelm mit der offensichtlich gebotenen Höflichkeit und zeitgemäßen Ehrerbietung die Verlobung der Tochter Alwine Thiel mit Eduard Feist mitteilt:

«Lieber Bruder

Nachdem Sie diesen Morgen einen trockenen Geschäftsbrief bekommen, werden Sie um so mehr überrascht sein, in dem Gegenwärtigen die Mittheilung zu erhalten, dass Alwine die Verlobte von Herrn Eduard Feist, einem wackeren jungen Mann, ist. Die Bekanntschaft datirt sich aus der neusten Zeit, und die offene und entschiedene Art, womit Feist seine Absichten kund that und verfolgte, brachte mir die beste Meinung von seinem Charakter bei. Da ich ihn früher nie gesehn, machte ich Vetter Franz Heuser zum Vertrauten, der mir sehr beruhigende Auskunft über seinen Charakter und seine Verhältnisse gab. Er ist einziger Sohn des bekannten Arztes Dr. Feist, und hat eine Schwester, die an den Hauptmann Züschen in Aachen verheirathet ist. Er ist Kaufmann und hat ein einträgliches eigenes Geschäft (rohe Metalle).

Unsere Abreise wird sich nun wohl etwas verzögern, doch gedenken wir die Heimat in ländlicher Ruhe zu beziehen.

Wir bitten, uns eben anzuzeigen, ob Ihnen der Sonntag oder ein anderer Tag zu unserm Besuche genehm ist, dem sich der neue Neffe anschließen wird. Ich bin sehr mit dem neuen Sohne zufrieden, dessen offenes, biederes Wesen mir das größte Vertrauen einflößt, und eine Bürgschaft für das Glück meines Kindes ist.

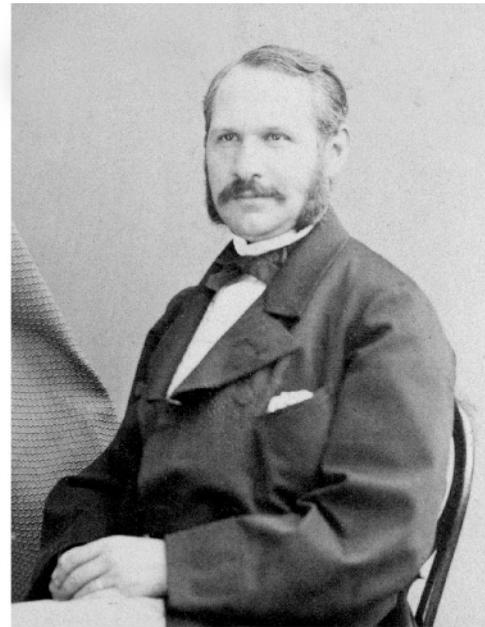
Alwine empfiehlt sich Ihrer liebevollen Theilnahme.

Ihre treu ergebene Schwester

Julie Thiel»

Von unserer Ur-Großmutter Alwine Thiel (1833-1900) waren Tagebücher im Familienbesitz, die sie als Jugendliche und junge Frau in den Jahren 1848-1854 handschriftlich verfasst hatte. Es handelt sich um vier erhalten gebliebene Kladden, in denen sie nach ihrer Diktion ihre "Memoiren" in Kurrant niedergeschrieben hatte. Eine zusätzliche schmale Kladde enthält ein erstes Kapitel eines

Urgroßmutter
Alwine Feist,
geb. Thiel und
Urgroßvater
Eduard Feist



französisch verfassten Textes, möglicherweise einer Erzählung, sowie als Abspann eine einzige Seite eines englischen Textes. Die Lektüre dieser Texte ist aufgrund der seinerzeit üblichen Kurrent-Schrift und der relativ blassen Tinte recht schwierig, sodass der Inhalt hier nicht skizziert werden kann. Um diese historischen Tagebücher zu erhalten, wurden sie im Dezember 2022 dem Deutschen Tagebucharchiv (<https://tagebucharchiv.de/>) in Emmendingen zur dauerhaften Verwahrung geschenkt.

Unter den Kindern unserer Großeltern Eduard und Alwine Feist, geb. Thiel, war Alwine das jüngste Kind. Die älteste Schwester trug den Namen Clara, weitere Geschwister hießen Paula, Marie, Bruno und Eduard. Die Namen von drei früh verstorbenen Brüdern sind nicht bekannt. Erika Steinhausen hat die Familie ihrer Großeltern Eduard und Alwine Feist, geb. Thiel, folgendermaßen beschrieben:

«Die Großeltern Feist – ihr Vater war Advokat (so nannte man es damals), sein Vater Arzt – führten am Ursula-Platz in Cöln ein großes Haus, in dem die geistige Elite der Stadt verkehrte und den Mittelpunkt bildete, auch in musikalischer Beziehung. Er spielte sehr gut Klavier, sie hatte eine sehr schöne Stimme und wäre gerne Sängerin geworden. Von neun Kindern starben einige Söhne jung, sechs blieben am Leben: vier Töchter, zwei Söhne. Bruno, dem mein Bruder [Hans-Werner] ähnlich gewesen sein soll, starb als junger Mann an einem Abszess im Hals. Der Haushalt muss etwas genialisch

geführt worden sein, d. h. nicht nach Planung. Es schien, also ob jeder machte was er wollte. Die Großmutter war sehr schön, so auffallend, dass sich Kaiser Wilhelm I., als er sie auf der Straße sah, nach ihr erkundigte.»

Von unserer Großmutter Alwine Steinhausen sind zwei frühe Fotos erhalten, einmal als Kind und einmal als junge Frau offensichtlich in Köln noch vor der Verhelichung aufgenommen. Sie verstarb früh im Jahre 1924 an Brustkrebs. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass nur wenige Fotos von ihr als Frau und Mutter wie z.B. das Familienfoto überliefert sind, wobei allerdings das private Hobby-Fotografieren zu ihrer Lebenszeit noch nicht möglich war und alle Fotos eher in recht arrangierten Posen von professionellen Fotografen angefertigt wurden. Auch über die früh verstorbene Alwine Steinhausen, insbesondere ihre schwere und damals nicht behandelbare Krebserkrankung und die Auswirkungen auf die heranwachsenden Kinder – Hans-Werner und Erika waren zum Zeitpunkt ihres Todes 18 bzw. 15 Jahre alt - gab es in unserem Elternhaus keine präsenten Erinne-



Erich und
Alwine
Steinhausen mit
den Kindern
Hans-Werner
und Erika



Zwei Fotos aus der Spandauer Wohnung unserer Großeltern Steinhausen 1913



Der sog. Danziger Barockschrank bezeichnet einen Stil und stammt aus dem späten 19. Jahrhundert. Der Schrank enthält die von den Großeltern vererbte Bibliothek



Das Exlibris Steinhausen verwendet das Motiv des Schloss Chillon am Genfer See

rungen. Ihre zukünftige Schwiegertochter Ruth lernte Alwine nicht mehr kennen.

Die rheinisch geprägte Alwine Steinhausen und der preußische Offizier Erich Steinhausen müssen von ihren Anlagen her recht unterschiedliche Persönlichkeiten gewesen sein. Sie wurden am 26. September 1905 in der evangelischen Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin getraut, als Erich Steinhausen Hauptmann und Verwaltungsdirektor der Geschützgießerei in Spandau war, das

damals noch unabhängig von Berlin war. Eine erste Serie von Auftragsfotografien zeigt ihre Wohnung am Stresowplatz 16 a in Spandau im Juni 1909, eine zweite wurde in der Klosterstraße 40 im Jahre 1913 erstellt. Auf den Fotos dieser zweiten Serie sind der kleine Danziger Barockschrank und der tiefe Sessel zu sehen, die gut erhalten ebenso wie der große Danziger Barockschrank heute in Berlin stehen. Weitere Zeugnisse ihres Lebensstils, die auch Krieg und Flucht über-

dauert haben, sind die Bibliothek mit dem Kanon der klassischen Werke in besonders aufwändigen Ausgaben, jeweils mit dem Exlibris Steinhausen gekennzeichnet, sowie Teile des Porzellans und Tafelsilbers, die von uns nur noch sehr selten benutzt werden.





Dem kleinen Hans Werner Steinhausen



WAS FÜR EINE
LIAISON: EINE
HOCHBEGABTE
KOMPONISTIN
UND PIANISTIN
AUS KÖLN
VERLIEBT SICH IN
DEN PREUSSISCHEN
ARTILLERIE-OFFI-
ZIER - DAS SIND
MEINE GROSSEL-
TERN. DIE VERMÖ-
GENDE ALWINE
HATTE PROMI-
NENTE FÖRDERER
WIE ENGELBERTH
HÜMPERDINCK UND
KOMPONIERTE
MIT ERFOLG VIELE
KINDERLIEDER.
IHRE VERBINDUNG
ZUM HELDEN-
TENOR UND
HALLODRI RUDOLF
LAÜBENTHAL
SORGT IMMER
NOCH FÜR SPEKU-
LATIONEN, DENN ER
LIEBTE UND LEBTE
ÜBER 30 JAHRE
MIT DER TOCHTER-
MEINER TANTE
ERIKA.

No. 24748

Alwine Feist

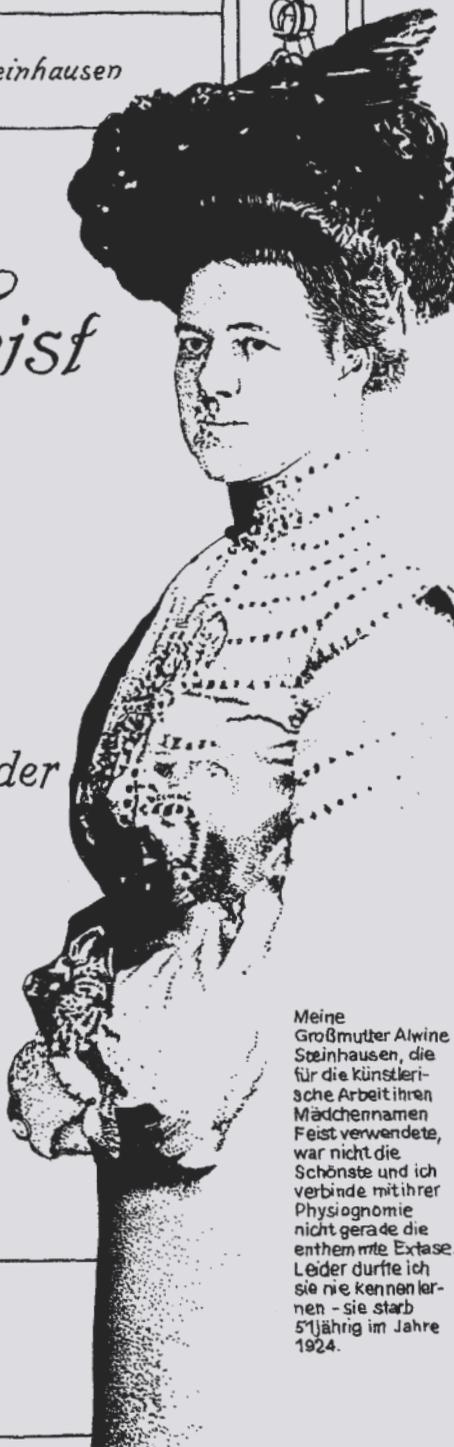
Op. 15



Vier Kinderlieder

für eine Singstimme

mit Klavierbegleitung



Meine
Großmutter Alwine
Steinhausen, die
für die künstleri-
sche Arbeit ihren
Mädchennamen
Feist verwendete,
war nicht die
Schönste und ich
verbinde mit ihrer
Physiognomie
nicht gerade die
enthemmte Ekstase.
Leider durfte ich
sie nie kennen ler-
nen - sie starb
51jährig im Jahre
1924.

B. Schott's Söhne
Mains.



Unsere Tante Erika Steinhausen hat als Tochter von Erich und Alwine Steinhausen in ihrem bereits zitierten Bericht eine einfühlsame Charakterisierung ihrer Eltern hinterlassen:

«Unsere Mutter war das 9. Kind – ihre älteste Schwester war 17 Jahr älter – und wuchs ganz nebenbei auf, wie sie mir selber sagte. Sie hatte einen Schuss Genialität, spielte sehr schön Klavier, improvisierte prachtvoll und hatte ein beneidenswertes Gehör. Sie war Schülerin von Humperndinck [der mit der Oper Hänsel und Gretel seinen größten Erfolg hatte]. Ihre Kompositionen wurden veröffentlicht und aufgeführt. Sie dichtete reizende Gelegenheitsgedichte mit ausgesprochenem Charme, hatte einen ausgeprägten Sinn für Humor und Situationskomik. Sie sagte nie Ungutes über Andere und in der unbehaglichsten Situation sah sie immer noch irgendwo etwas Positives. Kochen war ihr ein unlösbares Problem und sie war ganz auf ihr Personal angewiesen, das manchmal auch gerade keine Kochkünstler waren. Da Vater recht gern gut aß, gab es deswegen manches Gewitter. Die Ehe war gewiss schwierig und ohne die weibliche Klugheit meiner Mutter, ihre Toleranz und ihr ausgesprochen glückliches Temperament nicht haltbar. Als junges Mädchen war sie, wie zu ihrer Zeit üblich, in Brüssel in Pension, um Englisch und Französisch zu lernen. Beide Sprachen beherrschte sie vollendet.»

Das kompositorische Werk von Alwine Feist wird im nächsten Kapitel dargestellt. Eine im Familienbesitz erhalten gebliebene Kopie ihrer vier Kinderlieder ist mit dem Stempelaufdruck «Major Steinhausen Berlin-Wilmersdorf Motzstraße 51» versehen. Dort muss die Familie mit den Kindern Hans-Werner und Erika noch vor dem Ersten Weltkrieg gewohnt haben. Das Haus in fußläufiger Entfernung zum seit 1977 bestehenden Wohnsitz der Familie von Hans-Christoph in der Jenaer Straße 21 würde heute zum Nachbarbezirk Schöneberg gehören, ist aber offensichtlich im zweiten Weltkrieg zerstört worden. Heute befindet sich dort ein Kinderspielplatz.



Foto der jungen Künstlerin

Alwine Feist – Pianistin und Komponistin

Die musikalische Entwicklung unserer Großmutter Alwine Steinhausen, geb. Feist, ist bereits in dem Kapitel über unsere Großeltern Erich und Alwine Steinhausen angerissen worden. Eine von ihr mit zeitgenössischen Konzertprogramm- und Zeitungsausschnitten angelegte Kladde ohne Titel und frei von jeglichen kommentierenden Anmerkungen erlaubt weitere Einblicke in ihre Karriere als Pianistin und Komponistin. Auf dieses persönliche «Konzertbuch» mit ihrem handschriftlichen Eintrag der jeweiligen Zeitungen und des Datums stützt sich dieses Kapitel in erster Linie. Ergänzende Informationen konnten aus dem Zettelkatalog der Musikdrucke-Sammlung mit digitalisierten Karten der Staatsbibliothek zu Berlin gewonnen werden.

Auf der Wende vom 19. in das 20. Jahrhundert war Alwine Feist in ihrer musikalischen Entwicklung sehr wahrscheinlich in die damals vorherrschenden Rollenstereotype eingefügt, die ihr als Tochter aus einer großbürgerlichen Kölner Familie mit musikalisch sehr aktiven Eltern und als spätere Frau eines preußischen Offiziers keine künstlerische Laufbahn im großen Rampenlicht ermöglichten. Ihre öffentlichen Auftritte erfolgten wohl eher im lokalen Rahmen mit einer offensichtlich eher zurückhaltenden Selbstdarstellung, die möglicherweise eher ihrem Naturell entsprach. Gleichwohl erlangte sie in der Lokalpresse eine sehr positive und sicher unterstützende Resonanz, die sie in ihrer Entwicklung als Pianistin und Komponistin begleitete und durch Zeitungsausschnitte dokumentiert ist.

Das kompositorische Werk von Alwine Feist ist schwerpunktmäßig von Werken für Singstimme und Klavierbegleitung bestimmt. Darin war sie sicher sehr von ihrer Mutter, die über eine sehr schöne Singstimme verfügt haben soll, und ihrem Vater geprägt, der ein passionierter Klavierspieler gewesen sein muss. Alwine wuchs im Bildungsmilieu des musikalischen Salons ihrer Familie auf und

beherrschte Englisch und Französisch angeblich fließend. Ein weiterer Zug ihrer Begabung äußerte sich auch darin, dass sie für festliche Anlässe kleine Gelegenheitsgedichte verfasste.

Über ihre musikalische Ausbildung gibt es keine Dokumente im Familienbesitz. Mündlich wurde allerdings in der Familie tradiert, dass sie eine Schülerin des Komponisten Engelbert Humperdinck (1854-1921) gewesen sei, der in seiner späteren Lebenszeit ein außergewöhnlich populärer Komponist war und von dessen Werken vor allem die Oper „Hänsel und Gretel“ bis in die Gegenwart immer wieder aufgeführt wird. Dass Alwine Feist bereits als Jugendliche zwischen 1886 und 1888 Humperdinck als ihren Lehrer während dessen Anstellung am Kölner Konservatorium hatte, ist wohl eher unwahrscheinlich. Hingegen könnte sie als junge Frau zu Beginn des 20. Jahrhunderts von ihm unterrichtet worden sein, zumal Humperdinck ab November 1900 in Berlin die Leitung der Meisterschule für musikalische Komposition an der Königlichen Akademie der Künste übernahm und Alwine Feist in diesen frühen Jahren nach Berlin gekommen sein muss, wo sie 1905 heiratete. Thematisch war beiden die Nähe zum Volkslied eigen und darüber hinaus ist dem kompositorischen Stil von Alwine Feist in ihren Liedern eine gewisse Ähnlichkeit zu dem von Humperdinck zugeschrieben worden.

Alwine Feists erster dokumentierter öffentlicher Auftritt fand im Alter von knapp 19 Jahren bei einem sog. «Dilettanten-Concert zum Besten der Kölner Armen im großen Gürzenichsaale» am Montag, den 4. März 1895 statt. Offensichtlich galt damals die Bezeichnung «Dilettant» den nicht-professionellen Künstlern und hatte nicht die heute damit verbundene negative Konnotation. Die «Kölnische Zeitung» beschrieb den Beitrag unserer Großmutter folgendermaßen:

Fräulein Alwine Feist, die Liszts Faust-Walzer vortrug, ließ von der ersten Note an keinen Zweifel aufkommen, daß ihre Begabung sie bei fortgesetzter ernstkünstlerischer Arbeit den höchsten Zielen der Virtuosität zuführen würde. Ihre Fertigkeit ist beträchtlich, ihr Vortrag atmet tiefes musikalisches Empfinden und feinen Geschmack.

Ähnlich begeistert notierte das „Tageblatt“ (wohl ebenfalls in Köln erscheinend) in seiner Konzertkritik:

Ein doppelter Hervorruf aber wurde gar (...) dem Fräulein Alwine Feist, welches den schwierigen Liszt'schen Faustwalzer mit glänzender Virtuosität, männlicher Kraft und weiblicher Pikanterie, wenn vorübergehend auch etwas ängstlich, auf dem prächtigen Bechsteinflügel spielte.

Und auch die „Volkszeitung“ stimmte in diese hochgestimmte Bewertung ein:

Mit großer Bravour und technischer Sicherheit spielte Frl. Alwine Feist, auch bestens bekannt als hochbegabte Dilettantin, den überaus schwierigen Faust-Walzer von Liszt.

In einer Rezension vom 31.5.1896 im „Tageblatt Sonntagsanzeiger“ erfuhr Alwine Feist eine erste ausführlichere Würdigung, wobei ihr „Spinnerlied“ für Pianoforte (als ihr op.1 erschienen bei H. vom Ende in Köln) im Zentrum stand:

Aber nicht nur ausübende, singende und blasende Künstlerinnen erregen augenblicklich unser Interesse, auch eine schaffende, komponirende Dame macht von sich reden. Sie ist Dilettantin und es macht der haute volée und deren dem Worte entsprechenden hohen Flug alle Ehre, daß die Komponistin ihr angehört. Eine junge Dame, welche komponirt, zeigt dadurch aber nicht nur, daß ihr Sinn auf das Ideale gerichtet ist, sie zeigt auch, daß sie sich keineswegs bloß für den Lieutenant oder jungen Hauptmann, sondern vor allem auch für den General-baß interessirt. Die in Frage stehende Komposition ist zudem ein Spinnerlied, also gleichsam eine Verherrlichung des Fleißes, der Werkthätigkeit, und daher abermals bemerkenswerth als ein treffliches Zeichen für die Anschauungen der Schöpferin. Seltsamer Weise hat der Zeichner – wohl nicht in einem Momente geistiger Hochfluth – auf dem Titelblatt außer einem kleinen Spinnrocken ein großes Spinngewebe angebracht, an welchem eine Spinne fleißig arbeitet; er hat die Komponistin nicht verstanden. Hoffen wir drum, daß es wenigstens eine Glücksspinne ist, welche dem trefflich gesetzten, schönen Klavierstück von Alwine Feist einen großen Erfolg verschafft und der bekannten ausgezeichneten Pianistin so auch zu Komponistenansehen verhilft.

Die „Volkszeitung“ vom 27.7.1896 vermerkte aus gleichem Anlass in knapper Form:

Eine anmuthige Gabe ist das Spinnerliedchen, das Frl. Alwine Feist, eine kunstgebildete Dilettantin, componirt hat. Die junge Dame zeigt in dem fließend geschriebenen, gut klingenden Stück melodische Erfindung und ausgebildeten Formensinn.

Wiederum ausführlicher ging der „Tageblatt Sonntagsanzeiger“ vom 20.9.1896 auf das „Spinnerlied“ ein und stellte gleichzeitig op. 2 von Alwine Feist vor:

Unlängst hat mit großer Wärme Kollege „Gänsekiel“ auf die Erstlingskomposition einer Dilettantin, der Tochter einer angesehenen Kölner Familie hingewiesen, auf das „Spinnerlied“ von Alwine Feist, derselben jungen Dame, welche große künstlerische Begabung und entsprechenden musikalischen Ernst auf dem Ge-



Porträt der jungen Alwine Feist

bierte der ausübenden Kunst schon wiederholt vor der Öffentlichkeit, bei Wohlthätigkeitsconcerten, bekundet hatte: durch ihre virtuosen, durchaus concertreifen Leistungen als Klavierspielerin. Heute liegt uns das, ebenfalls in H. von Endé's Verlag in Köln erschienene, op. 2 vor, ein Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, wozu ein leichtbeschwingter, graziöser Text von Crevel de Charlemagne die Anregung geboten hat und sowohl im französischen Original, wie in deutscher und englischer Uebersetzung beigefügt ist. Die „Le bal champêtre“ betitelte Schöpfung ist im besten Sinne des Wortes melodios, schön dem Charakter des Textes und dessen Wendungen angepaßt, auch gut deklamirt und gesänglich gehalten, ohne irgendwo lediglich das Ohr kitzeln oder einem breiteren Geschmack schmeicheln zu wollen. Sehr anziehend ist auch die Begleitung gestaltet, welche, von überschweren Gängen und weiten Griffen, worin komponirende Pianisten sich so gerne gefallen, völlig frei, sogar etlicher harmonischer Pikanterien nicht ermangelt. Angemessen vorgetragen, namentlich von Damen, Künstlerin oder Dilettantin gleichviel, am besten in französischer Sprache, wird das Lied zweifellos vielen Anklang finden und bei häufigerem Hören eher noch gewinnen als verblassen.

Das „Tageblatt“ vom 22.7.1897 stellte in seiner Kolumne „Literarisches“ unter „Neue Lieder“ u.a. auch ein neues Werk von Alwine Feist vor, für das noch keine Opus-Zahl angegeben wurde:

Alwine Feist, die bekannte kunstgeübte Dilettantin, reiht ein Liedchen ein, das für [Ernst von] Wildenbruchs „Rosen ging ich zu pflücken“ einen recht sinnigen Ausdruck findet und in der natürlichen Melodik, dem guten Satz sowie in der Ausschmückung ihre musikalische Beanlagung und deren reiche Förderung wieder gewinnend in die Erscheinung treten läßt.

Wenig später als ein Jahr verkündete das „Tageblatt“ am 23.6.1898 ihr op. 3 auf folgende Weise:

Von Alwine Feist, welche nicht nur unter den zahlreichen Kölner Dilettantinnen die künstlerisch durchgebildete Klaviervirtuosin repräsentiert, sondern auch in die Geheimnisse der Musiktheorie weit genug eingedrungen ist, um hier und da ein wohlgesetztes und fein empfundenes Tonstück hervorzubringen, ist eine Gesangeskomposition bei H. Beyer u. Söhne in Langensalza erschienen. Lied der Ghawâze, dem Titelblatt nach die Eröffnungsnummer eines Cyklus von fünf Gesängen. Die „Ghawâze“ ist bekanntlich – wir sagen „bekanntlich“, wie immer, wenn der Journalist gerade einen Begriff im Konversationslexikon festgestellt hat – die Ghawâze ist identisch mit dem Ghawasi (Singular eigent-

lich: Ghasieh), den im Orient herumziehenden Zigeunerinnen, welche durch Tanz und Gesang Sinnenreize zu erregen suchen. Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath läßt sie in seinem Gedicht über ihren liebeleeren Beruf klagen, über die Falschheit sowohl ihres Geschmeides wie ihrer Liebe und die einzig außer Frage stehende Echtheit ihres Herzeleids. Nach einem kurzen, bezeichnenden, gleichsam auf der Laute präludierten Vorspiel weiß die Komponistin eine sehr charakteristische Weise anzustimmen, die, stimmungsvoll-schwermütig, auch etwas fremdländisch angehaucht mit einem Stich ins Monotone und von einer klanggemäß ergänzenden Klavierbegleitung getragen, besonders von einer üppigen Mezzosopranstimme gesungen eine gute Wirkung üben dürfte. Dem Texte ist auch die englische Übersetzung beigelegt.

Im folgenden Jahr am 17.2.1899 vermeldete das „Tageblatt“ zwei weitere Lieder aus ihrem op. 3 mit dem Titel „5 Lieder für 1 Singstimme mit Pianofortebegleitung“:

Bei dieser Gelegenheit seien auch noch zwei Lieder der heimischen, so begabten vornehmen Dilettantin Alwine Feist erwähnt, eine Romanze für eine mittlere Stimme nach Geibels „Die mit dem Reiz der braunen Glieder“, womit der bei H. Beyer u. Söhne in Langensalza erschienene Liederzyklus seinen Abschluß findet, sowie „In der Fremde“, zu Worten vom Prinzen von Schoenaich-Carolath; H. vom Ende's Verlag in Köln. Beiden Kompositionen sind wieder vornehmer Ausdruck, gewählte Harmonisation und geschmackvolle, charakteristische Klavierbegleitung nachzurühmen. Namentlich „In der Fremde“ ist bei gemütvullem Vortrag auch ein sehr effektvolles Lied, da von ungewöhnlicher Schlußsteigerung.

Die vollständige Sammlung von op. 3 enthielt mit Nennung der Textautoren in Klammern die folgenden Lieder: Lied der Ghawâze (Emil Rudolf Osman Prinz von Schoenaich-Corolath) no. 1; Erscheinung (gleicher Textautor) no. 2; Wiegenlied (Anonymus) no. 3; Das Geheimnis (Rudolph Baumbach) no. 4 und Romanze (Emanuel von Geibel) no. 5. Die fünf Lieder waren bei H. Beyer u. Söhne vermutlich 1899 verlegt worden.

Zu ihrem op. 4 mit dem Titel „Irrlichter“ für Pianoforte fand sich im „Münsterischer Anzeiger & Volkszeitung“ vom 23.11.1899 nur eine sehr knappe Mitteilung:

Ein geschickt gemachtes effektvolles Bravourstück, Salonmusik im guten Sinne des Wortes, geübten Spielern als Vortragsstück zu empfehlen.

Ob diese Komposition in einer irgendwie gearteten thematischen oder formalen Nähe zum Werk von Franz Liszt stand, muss spekulativ bleiben, wenngleich Alwine Feist dessen Rhapsodie No. 13 bei einem weiteren Dilettanten-Concert in Köln spielte und dafür mehrere kurze Rezensionen in Kölner Zeitungen erhielt. Das „Tageblatt“ vom 2.4.1898 bezeichnete ihr Spiel als *„virtuos und mit künstlerischer Reife auf einem schönen Bechstein gespielt“*. Im „Lokalanzeiger“ vom 3.4.1898 war zu lesen: *„Die junge Komponistin Fräulein Alwine Feist eroberte sich die Gunst der Zuhörer durch den virtuoson Vortrag von Liszt's 13. Rhapsodie, zu der ihr eine Bechstein von seltener Klangfülle zu Gebote stand“*. Schließlich wurde sie in der „Kölnischen Zeitung“ vom 5.4.1898 für ihre *„große Bravour und bedeutende Technik“* gelobt.

Während ein genauer Hinweis auf ein entsprechendes Konzert fehlte, bezogen sich drei weitere kleine Zeitungsausschnitte vom selben Tag auf die Darbietung von drei Liedern verschiedener Komponistinnen. Auffällig ist dabei der generöse und in heutiger Sicht unangemessen wirkende Stil der Beurteilungen, die in allen drei Zeitungen von wahrscheinlich männlichen Rezensenten zum Ausdruck gebracht wurden. So berichtet die „Kölner Zeitung“ vom 17.1.1902 von *„drei Lieder[n] Kölner Erzeugnisses, allerliebste Beiträge zur Lösung der Frauenfrage“*, unter denen sich auch „Das Geheimnis“ von Alwine Feist befand, und endete mit der Feststellung:

Wir nahmen mit Befriedigung wahr, daß die edle Tonkunst unter dem schönen Geschlecht am Rhein noch nicht ausgestorben ist.

Das „Tageblatt“ verkündete am gleichen Tag:

Daß man unter den Kölner Dilettantinnen auch die komponierenden zu Worte kommen ließ, war hingegen durchaus berechtigt, namentlich wo sich unter diesen eine so begabte und theoretisch geschulte wie Frl. Alwine Feist befindet, deren Lied „Geheimnis“ und Duett „Tanzlied“ höchste Anerkennung verdienen.

In der „Volkszeitung“ vom gleichen Tag war zu lesen:

Daß unsere Damen auch komponieren können, bezeugten die schönen Lieder „Die Meerjungfrau“ von Julia Deichmann, „Das Geheimnis“ von Alwine Feist, und „Weihnachtslied“ von Elsa Mallinckrodt. (...) Zu erwähnen wäre auch noch das reizende zweistimmige Tanzlied von Alwine Feist sowie die Schumannschen Terzette, die (...) ganz prächtig gesungen wurden.

Während sich zu op. 5 keine Dokumente finden ließen, vermerkt die Staatsbibliothek zu Berlin auf einer Karte zu op. 6 *„Zwei Lieder für Bariton“* (mit

Klavier) [Text deutsch und englisch], verlegt 1901 bei H. Beyer und Söhne, Langensalza die Titel No.1 „Spielmannslied“ und No.2 „Die drei Zigeuner“.

Das Programm eines Lieder-Abends, den Marie Hertzler-Deppe am 20. Januar 1904 im Berliner Beethoven-Saal gab, wies mehrere Lieder von Alwine Feist aus. Dazu zählen „Der jungen Hexe Lied“ (Otto Julius Bierbaum) op. 7, „Der Liebe Rosenstrauch“ (Alexander Petöfi) op. 11 [bei H. Schröder Nachfolger in Berlin verlegt], die zwei Volkslieder „Leb' wohl, du mein Dörflein“ und „Gemach, du stolzes Mädlein“ (Manuskripte) sowie „Tanzlied“ (Otto Julius Bierbaum), hier noch ohne Opus-Zahl-Angabe. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vermerkte in ihrer Rezension des Konzertes: *„Von Alwine Feist lernten wir da zwei Volkslieder kennen, die den rechten Ton trafen und durch eine von Seichtheit freie Natürlichkeit gefielen“*. Und die „Staatsbürger Zeitung“ kommentierte: *„Etwas aparter, aber im Ganzen sich auch natürlich gebend sind die Volkslieder von Alwine Feist, die ebenfalls recht beifällig aufgenommen wurden“*.

Unter der Bezeichnung „Zwei Lieder für Bariton mit Begleitung durch Pianoforte“ op. 7 komponierte Alwine Feist gemäß Karte der Staatsbibliothek zu Berlin neben No. 1 „Der jungen Hexe Lied“ auch noch No. 2 „Die Liguierin“. Derselben Quelle ist zu entnehmen, dass ihre „Zwei Lieder für Bariton mit Begleitung durch Pianoforte“ op. 8 die Titel No. 1 „Salomo“ und No. 2 „Die Liguierin“ enthielten. Ihre „Drei Duette (für Sopran und Alt) mit Begleitung durch Pianoforte“ op. 9 umfassten die Lieder No. 1 „Es singt sich gut“, No. 2 „Ein Brunnen muss rauschen“ und No. 3. „Tanzlied“. Sämtliche Lieder op. 7, 8 und 9 waren bei Beyer und Söhne in Langensalza erschienen, wobei die Jahresangaben der Publikation jeweils fehlen.

Im Jahre 1904 kamen an verschiedenen Orten in Deutschland die 30 Preislieder zur Aufführung, die unter dem Titel "Im Volkston" als Moderne Volkslieder komponiert für "Die Woche" 1903 in Berlin verlegt worden waren. Die Publikation ist unter der Überschrift "Unsere Komponisten" mit 30 Fotografien, Namen und Funktionen versehen, unter denen Alwine Feist als Studierende der Musik in Köln a. Rh. und Anna Cramer die einzigen Frauen in einer Reihe von Männern mit Funktionen als Musikdirektoren und -Lehrern sowie Kapellmeistern abgebildet sind. Das "Schlaflied für's Peterle" errang bei dem Wettbewerb einen dritten Preis und entwickelte sich zu dem am meisten rezipierten Werk von Alwine Feist. Die seinerzeitigen Preisliederkonzerte in Stettin

Nummer 15.

Seite 545.

Schlaflied für's Peterle.

(Carl Busse.)

Mit dem dritten Preis unserer Liederkonkurrenz gekrönte Komposition von Alwine Feist.

Allegretto.

1. Sum, sum, der Sandmann geht, ach, wie dun- kel, ach wie spät!
2. Sum, sum, der Sandmann geht, komm, nun sprich dein Nacht-ge - bet:

Tritt zu je - dem Kind in's Haus, streut die stil - len Kör - ner aus. 3. Falt' die Händchen,
Lie - ber Gott, mach' du mich fromm, dass ich in den Him - mel komm'!

schlaf' in Ruh', dei - ne Mutter deckt dich zu, wird ein En - gel wunderschön heut' an dei - nem Bett - lein

steln.

Copyright 1903 by August Scherl G. m. b. H. Berlin.

und Ulm fanden in ausverkauften Häusern statt und wurden wiederum in der Lokalpresse gebührend rezensiert. Das Preislieder-Concert in der Berliner Philharmonie fand im „Local Anzeiger und Tag“ vom 4.10.1904 eine begeisterte Nachzeichnung der besonderen Atmosphäre des Ereignisses in einer für die Zeit erstaunlich geschlechtskorrekten Sprache:

Hinten auf den Stehplätzen, die sich um den Saal ziehen, da standen sie gedrängt Kopf an Kopf, die jungen Enthusiasten und Enthusiastinnen, die Schüler und Schülerinnen unserer Konservatorien, da hatte sich die Jugend aufgepflanzt, die mit seligem Optimismus in die Zukunft blicken darf. In den Logen und im Parkett saßen viele von jenen, deren Schöpfungen vom Podium herab ertönten und der Preise harreten, die da kommen sollen. Noch ruhen in der Zeiten Schoße die dunklen und die heitern Lose; eine, die bereits in der Preisliederkonkurrenz ein heiteres Los gezogen hat, Alwine Feist, saß neben ihrem Kollegen in Apoll, neben Hans Herrmann, in einer Loge, und als sein Lied „Das Ringlein sprang entzwei“ einen großen Erfolg errang, da applaudierte sie herzlich, und als ihr „Schlaflied für Peterle“ stürmische Anerkennung fand, da applaudierte er ebenso herzlich.

Für das Jahr 1904 sind mehrere Konzerte dokumentiert, bei denen Lieder von Alwine Feist zur Aufführung kamen. Im Beethoven-Saal in Berlin sang Marie Hertzler-Deppe im Rahmen ihres Programmes „Der Liebe Rosenstrauch“ op. 11, „Der jungen Hexe Lied“ op. 7, die noch als Manuskripte bezeichneten Volkslieder „Leb' wohl, du mein Dörflein“ und „Gemach, du stolzes Mädel“ sowie das „Tanzlied“. Weitere Aufführungen der Werke von Alwine Feist im Jahr 1904 galten ihrem Terzett „Der Minnesänger“, [später als op. 10 erfasst] in Köln am 28.1.1904 mit den Damen Obermeyer, Hartmann und Eickermann. Im Kurhaus Bad Wildungen wurden [ohne exakte Datumsangabe] die Lieder „Gemach, du stolzes Mädel“ und „Lied der Ghawâze“ durch Fräulein Johanna Klapp aufgeführt. Bei einem Lieder-Abend im Saal der Singakademie in Berlin am 29.3.1904 sang Emmy von Linsingen die Lieder „Preis der Liebe“ [für eine Singstimme mit Begleitung durch Orgel oder durch Pianoforte, nach 1. Korinther, Cap.13 als op. 12 bei H. Schröder Nflg. verlegt], „Der Liebe Rosenstrauch“ [als op. 11 ebenfalls bei H. Schröder Nflg. o. J. veröffentlicht], „Schlaflied für's Peterle“, „Ohne Trost“ und „Leb' wohl, du mein Dörflein“.

Während op. 13 nicht dokumentiert ist, finden sich einige der genannten Lieder sodann in der Sammlung „Sechs Lieder im Volkston für mittlere Stimme“



op. 14 wieder, die im Verlag von Rudolf Tanner in Leipzig 1904 publiziert wurden. Die vollständige Sammlung enthält: No. 1, „Leb' wohl, du mein Dörflein“; No. 2, „Gemach, du stolzes Mädel“; No. 3, „Ohne Trost“; No. 4, „Die Bachstelze“ (Heinrich Seidel); No. 5, „Schnelle Blüte“, und No. 6, „Die Waise“ (August Heinrich Hoffmann von Fallersleben). Der Rezensent Otto Lehmann in der „Allgemeinen Musikzeitung“ äußerte sich gleichermaßen positiv wie auch kritisch:

Titelblatt
der Sechs Lieder
für mittlere
Stimme op. 14

Unter den sechs Liedern treffen die meisten wirklich den Volkston so gut, daß man meinen könnte, echte Volkslieder vor sich zu haben. Ganz allerliebste ist namentlich das erste „Leb' wohl, du mein Dörflein“ mit seinem warmen Herzenston. Die Lage der Singstimme erscheint mir nicht ganz glücklich gewählt zu sein. Für eine mittlere Männerstimme, also Bariton, paßt der naive Charakter der Lieder nicht und für die mittlere Frauenstimme dürfte die Lage der Mehrzahl der Lieder ziemlich undankbar sein, da mit Ausnahme vielleicht des dritten „Ohne Trost“, dem ebenfalls eine Mezzosopranlage zuzuschreiben wäre, die Lieder sich in einer Region bewegen, in der der Alt am wirkungsvollsten klingt. Für Sopran dürfte sich eine transponierte Ausgabe empfehlen.

In der „Kölnischen Volkszeitung“ fiel die Rezension des Werkes für „die aus Köln stammende Tonkünstlerin Alwine Feist“ vergleichsweise freundlicher aus: *Die mit Geschmack gewählten Gedichte sind sämtlich gut verfaßt und einfach und sinnvoll komponiert. Obgleich einfach und gut spielbar, so ist die Klavierbegleitung mit Bedacht ausgeführt. Die Lieder werden gewiß gern gesungen werden.*

Mit Datum vom 1.8.1907 fand sich sodann in der Zeitung „Der Klavierlehrer“ eine Besprechung der bereits zuvor als „Mehrstimmige Gesänge“ bei H. Schröder Nachfolger (C. Siemerling) in Berlin veröffentlichten drei Lieder op. 10 : No. 1, „Lieder der Minnesänger“ für drei Frauenstimmen; No. 2, „Nach dem 137.

Psalm“ für drei Frauenstimmen und No. 3, „Das ist wohl eine alte Lehr“ für vierstimmigen gemischten Chor. Der Rezensent Arno Kleffel schreibt dazu:

Die vor zwei Jahren bei der Volksliederkonkurrenz mit einem Preis ausgezeichnete junge Tonsetzerin zeigt ihre Begabung für flüssige und natürlich empfundene Melodik auch in diesen mehrstimmigen Gesängen. Ohne sich in Grübeleien zu verlieren, zeichnen sich alle ebenso durch vornehme Fassung wie gewählte Ausführung aus und werden, zumal sie leicht auszuführen sind, den Freunden und besonders Freundinnen des volkstümlichen, mehrstimmigen Kunstgesanges gewiss vollkommen sein. Am Schluss der dritten Nummer ist unbedingt ein molto ritenuto zu ergänzen, da ohne diese Bezeichnung das Lied zu jäh und unvermittelt abbricht.



Alwine Feist
in ihren letzten
Lebensjahren

Ein letztes Aufleuchten der gesellschaftlichen Atmosphäre vor dem ersten Weltkrieg wurde in dem Artikel des „Casseler Tageblatt und Anzeiger“ vom 5.9.1907 deutlich, in dem von dem Hofkonzert in Wilhelmshöhe berichtet wird, das anlässlich der alljährlichen Sommeraufenthalte der kaiserlichen Familie durchgeführt wurde. In dem vor der Kaiserin aufgeführten Programm wurde auch das „Tanzlied“ von Alwine Feist „zu Gehör gebracht“.

Zu diesem Zeitpunkt war Alwine Feist als verheiratete Alwine Steinhausen bereits Mutter von Hans-Werner Steinhausen, dem sie ihr op. 15 „Vier Kinderlieder“ gewidmet hatte, das bei B. Schott's Söhne in Mainz erschienen war. Die vier Lieder trugen die Titel „Der Feldmarschall Bumbum (Heinrich Seidel), No. 1; Kinderreim (Gustav Falke), No. 2; Die Prinzessin (Gustav Falke), No. 3 und Christkindele, No. 4. Drei dankende Briefe, die Alwine Feist im Jahre 1909 an Geheimrat Ludwig Strecker vom Verlag Schott richtete, standen im Zusammenhang mit dieser Publikation und befinden sich im Besitz der Staatsbibliothek zu Berlin. Sie sind in digitalisierter Form im Internet einsehbar.

Im selben Jahr gebar sie ihr zweites Kind, die Tochter Erika Steinhausen, die ihrer Mutter später als Pianistin nachfolgte. Der ältere Sohn Hans-Werner war in seiner Kindheit und Jugend in seinem Klavierspiel und auch in seiner Begabung für die Verfassung von Gelegenheitsgedichten ebenfalls von seiner Mutter stark geprägt worden. Nach seinem Studium der Elektrotechnik einschließlich Promotion an der Technischen Hochschule Berlin brachte er später seine profunde musikalische Bildung sehr erfolgreich als einflussreicher technischer Gestalter der Schallplattenentwicklung bei der Deutschen Grammophon Gesellschaft ein.

Die letzte überlieferte Komposition von Alwine Feist ist das „Reiterlied für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte“ (Hugo Zuckermann) op. 16. Auf dem Notenblatt ist Bernhard Siegel in Berlin als Verleger verzeichnet, wobei aber keine Jahreszahl des Erscheinens vermerkt ist. Wie bereits zuvor im Kapitel über das Großelternpaar Erich und Alwine Steinhausen angemerkt, ist diese Vertonung eines recht pathetischen und schicksalsergebenden Textes vermutlich während oder kurz nach dem Ersten Weltkrieg entstanden und dem Gedenken an zwei gefallene Brüder gewidmet, die wahrscheinlich zum Freundeskreis der Komponistin gehört hatten.

Der erste Weltkrieg mitsamt seinen Folgen muss neben den allgemeinen gesellschaftlichen Umwälzungen auch für das Leben von Alwine Feist ein tiefer Einschnitt gewesen sein. Ihr Ehemann Erich Steinhausen war wegen seiner beginnenden Taubheit schon vor dem Krieg Leiter der Geschützgießerei in Spandau geworden und hatte deswegen auch nicht aktiv an Kriegshandlungen teilgenommen. Nach dem Krieg – oder möglicherweise noch während des Krieges – wurde er in gleicher Funktion in dem Kleinstädtchen Ilsenburg am Harz tätig, sodass die Familie umziehen und auf das reiche kulturelle Angebot von Berlin verzichten musste.

In Erinnerung an Gustav und Walter Wenk

Reiterlied

Gedicht von
Hugo Zuckermann

für eine Singstimme
mit Begleitung des Pianoforte
von

Alwine Feist

Op.16. No.1 ✦ Pr.M.1,-

Eigentum des Verlegers für alle Länder

BERNHARD SIEGEL

BERLIN, W. 15. D.
Uhlandstr. 48

Berliner Musikalien-Druckerei B.M.S. 17

Deckblatt des
von Alwine Feist
vertonten Reiter-
liedes

Gleichwohl hatte das mit ihr befreundete Sängerehepaar Lulu und Rudolf Laubenthal – über das in einem separaten Kapitel berichtet wird – bei seinen Duett-Abenden im Berliner Beethovensaal am 16. April und 14. Mai 1920 auch Lieder von Alwine Steinhausen im Programm. Es handelte sich um ihre zwei Lieder „Es singt sich gut“ (Paul Heyse) und „Tanzlied“. Bei letzterem stammen die ersten beiden Strophen von O. J. Bierbaum:

1. *Es ist ein Reih'n geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
Das hebt mit Sehnen an.*

*Mit Sehnen also süße,
Dass Weinen sich mit Lachen paart,
Hebt im Tanz die Füße,
Auf lenzliche Art.*

Alwine Steinhausen hat die folgenden beiden Strophen hinzugefügt:

2. *Es ist ein Reih'n geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
das hebt mit Sinnen an.*

*Mit Sinnen und mit Bangen,
Ob Glückes Glanz beständig sei.
O Lenz, mit deinem Prangen
Mach' mir die Seele frei.*

Fortan wirkte Alwine Steinhausen-Feist zwar wiederholt noch bis 1923 als Pianistin bei Konzerten einschließlich Wohltätigkeitskonzerten in der Harz-Region mit, wobei sie auch 1923 ein bisher nicht dokumentiertes Klavierstück mit dem Titel „Espana“ (ohne Opus-Zahl) vortrug. Möglicherweise verbarg sich unter diesem Titel das Werk "Dizkidazu - Gruß aus Guipuzcoa" (einer baskischen Provinz), das unter dem Namen Alava Arriaga im Verlag Fr. Thiel in Charlottenburg (o.J.) erschienen war. Es ist denkbar, dass dieses Werk für Pianoforte von Alwine Feist unter einem Pseudonym veröffentlicht wurde, um damit ein Zeugnis des ihr nachgesagten Humors abzulegen. Das hier abgebildete Deckblatt weist



eine Widmung an Klara aus, hinter der sich die um 17 Jahre ältere Schwester von Alwine verborgen haben mag. Der Titel des Werkes ist vielleicht eine Wortschöpfung aus Kindertagen mit einer sehr persönlichen, heute nicht mehr entschlüsselbaren Bedeutung. Im oberen linken Eck ist mit feiner Bleistiftschrift der Name von Erika Steinhausen, der Tochter von Alwine Feist, als Besitzerin dieses Notenblattes eingetragen.

Die stilistische Gestaltung des Deckblatts dieses Werkes verweist auf

einen deutlich früheren Zeitpunkt als die beginnenden 1920er Jahre. Offensichtlich sind ihre kompositorischen Aktivitäten aber damals wohl weitgehend zum Erliegen gekommen. Inwieweit dabei bereits erste Anzeichen ihrer bösartigen Krankheit zu Einschränkungen führten, ist nicht überliefert. Sie verstarb am 12.10.1924 im Alter von nur 51 Jahren in Ilsenburg am Harz. Als Künstlerin hat sie das Schicksal zahlreicher Komponistinnen geteilt, indem ihr Werk nahezu vollständig in Vergessenheit geraten ist. Im Familienbesitz erhalten gebliebene Notenblätter einzelner ihrer Werke wurden 2022 dem „Archiv Frau und Musik“ in Frankfurt a.M. zur dauerhaften Verwahrung übergeben. Weitere Werke befinden sich im Besitz der Staatsbibliothek zu Berlin.

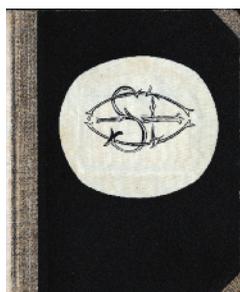


Erika Steinhausen Laubenthal und Rudolf Laubenthal

Mit der Tochter von Erich und Alwine Steinhausen, unserer Tante Erika, verbinden sich noch zahlreiche Erinnerungen und Erzählungen aus unserer Kindheit. Erika wurde am 14. November 1909 in Berlin-Spandau geboren. Sie hatte die Musikalität ihrer Mutter geerbt, schon früh Klavierunterricht erhalten und wurde wie ihre Mutter später Pianistin. Schon ab 1917, als sie gerade acht Jahre alt war, hat sie in einem mit ihrem Monogramm «ESt» geschmückten Buch mit liniertem Papier ihre sämtlichen Theater- und Konzertbesuche mit zunächst eingeklebten und ab 1928 bis 1933 eingelegten und gefalteten Programmen dokumentiert. So besuchte sie – wahrscheinlich in Begleitung ihrer Mutter und vermutlich auch ihres Bruders Hans-Werner – am 27. März 1921 eine Aufführung der Oper «Margarethe (Faust)» von Charles Gounod mit Rudolf Laubenthal in der Hauptrolle als Faust, und nur zwei Tage später die Oper «Oberon» von Carl Maria von Weber mit Laubenthal in tragender Rolle jeweils am Deutschen Opernhaus Charlottenburg. Von den Kindern Hans-Werner und Erika wurde er Onkel Peter genannt, wobei Erika ihn später «Opi» (mit Betonung auf dem «i») rief.

In dem 1886 geborenen Sänger Rudolf Laubenthal hatte die in etwa gleichaltrige Alwine Steinhausen offensichtlich einen glühenden und sehr romantisch

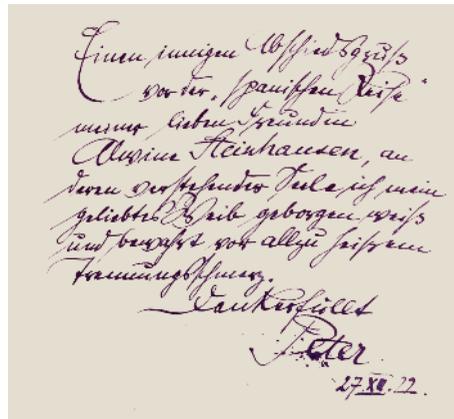
Aus dem
Konzertbuch
von Erika
Steinhausen



Rudolf
Laubenthal
(rechts) zu
Gast bei Alwine
und Erich
Steinhausen



Buchwidmung
von Rudolf
Laubenthal
(«Peter»)
für Alwine
Steinhausen



veranlagten Verehrer gefunden, wovon eine hymnische Buchwidmung zeugt, die sich in einem Buch in unserer geerbten Bibliothek befindet und von ihm mit dem Namen Peter unterzeichnet wurde. Er war als Sohn des Jacob Laubenthal, Assistent der Rheinischen Provinzial-Feuer-Societät, und seiner Ehefrau Catharina, geb. Blankenheim, in Düsseldorf zur Welt gekommen und auf den Namen Paul Rudolf getauft worden. Parallel zu

einem nicht beendeten Medizinstudium ließ er sich als Sänger ausbilden und war von 1913 bis 1918 an der Preußischen Staatsoper in Berlin engagiert. Gemeinsam mit seiner ersten Ehefrau Lulu Laubenthal, geb. Kaesser, sang er auf der Opernbühne sowie auf Lieder- und Opern-Duett-Abenden, zu deren Zuhörern auch das Kind Erika Steinhausen gehörte. Bei einem dieser Abende wurden auch zwei von Alwine Feist-Steinhausen stammende Gedicht-Vertonungen gesungen. Sowohl Rudolf als auch Lulu Laubenthal besaßen zur Kennzeichnung ihrer Bücher ein zeitgemäßes Exlibris.

Rudolf Laubenthal feierte seine größten Erfolge ab 1923 an der Metropolitan Opera in New York vor allem als Heldentenor in Wagner-Opern. Sein

Engagement dort wurde von Gastspielen u.a. an der Covent Garden Opera in London, Chicago, San Francisco, Südamerika, Wien und in verschiedenen Städten in Deutschland ergänzt. Ein Foto aus dem Deutschen Historischen Museum zeigt Rudolf Laubenthal 1926 im Verein mit mehreren anderen seinerzeit berühmten Opernsängern, darunter Max Lorenz und Richard Tauber, bei der Überfahrt mit dem Schiff in die USA. Er war in seiner Zeit sicher ein international bekannter Opernstar und befand sich während seines zehnjährigen Engagements an der Metropolitan Opera wiederholt auf der Passage zwischen New York und Bremen.

Wahrscheinlich ist er von den politischen und gesellschaftlichen Ereignissen und Unsicherheiten der Weimarer Republik wenig berührt worden, zumal er



BEETHOVEN-SAAL
Freitag den 16. April 1920, abends 7½ Uhr

Duett-Abend
Lulu und Rudolf Laubenthal
Am Klavier: **Eduard Mörike**

Vortragsfolge:

I. Dvorák:

1. Vergebliches Hoffen	4. Der letzte Wunsch
2. Der Schmerz	5. Der Kranz
3. Der Abschied	

Texte nach mehrfachen Nationaldichtungen übersetzt von J. P. Morgan.

II. Alwine Feist-Steinhausen — Cornelius:

1. Es sind sich gut.....	2. Manuskrifte
2. Jangleit.....	
3. Ich und du	
4. Liebesprobe	Cornelius
5. Mein Liebchen ist nicht Heliotrop*)	
6. Verrätene Liebe	

*) Klavierstück von Hans Thierfelder.

III. Opern-Duette:

1. Duett der Euryanthe und des Adolar aus „Euryanthe“ ..	Weber
2. Duett der Servilia und des Anjus aus „Titus“	Mozart
3. Duett des Nureddin und der Morgiana aus dem „Barbier von Bagdad“	Cornelius
4. Lied aus „Ruy Blas“	
5. Duett der Lucinda und des Vivaldo aus der „Hochzeit des Camacho“	Mendelssohn

IV. Wagner:

1. Tannhäuser, II. Akt, 2. Szene: Elisabeth und Tannhäuser	
2. Walküre, I. Aufzug, 3. Szene: Siegmund und Sieglinde.	

als Künstler sehr erfolgreich war und zeitlebens in seiner Identität vornehmlich von Musik und Literatur geprägt war. Offensichtlich hat ihn auch die mit dem Börsenkrach in der Wallstreet 1929 ausgelöste Great Depression in den USA wenig betroffen, zumal er wahrscheinlich 1933 sehr wohlhabend und mit einem amerikanischen Studebaker ausgestattet nach Deutschland zurückkehrte, wo er sich eine Villa auf einem großflächigen Grundstück in Pöcking am

Liederabend von Lulu und Rudolf Laubenthal

Lulu und Rudolf Laubenthal in ihrem Heim

Starnberger See zulegte und hinfort nur noch als Kammersänger und Gesangslehrer wirkte. Die Motive für seinen Rückzug von der Opernbühne sind nicht überliefert. Vielleicht hatte er die für große Sänger nicht selbstverständliche Einsicht gewonnen, dass er den Höhepunkt seiner Karriere und seiner stimmlichen Ausdruckskraft erreicht hatte.



Rudolf Laubenthal hat in seiner Zeit auf der Opernbühne auch zahlreiche Schallplattenaufnahmen eingespielt, die in einer historischen Dokumentation von Aufnahmen aus den Jahren 1919 bis 1930 ausschnittsweise von Historic Recordings (erhältlich über Preiser Records) als CD wieder zugänglich gemacht worden sind. In dem Begleittext zu dieser CD stehen auch detaillierte und sehr wertschätzende Angaben zu seiner musikalischen Biographie. Für die Zeit ab seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1933 gibt es keine familiären Überlieferungen über weitere öffentliche Gesangsauftritte von Rudolf Laubenthal. Während des Krieges soll er zumindest gelegentlich vor Soldaten gesungen haben, wobei er von unserer Tante Erika Steinhausen am Klavier begleitet wurde. Sie ist vermutlich bald nach der Rückkehr von Rudolf Laubenthal nach Deutschland zu ihm nach Pöcking gezogen, wo er 1971 verstarb.

Fünf Tenöre
1931 an Bord
der «Bremen»:
Max Lorenz,
Rudolf Laubenthal,
Armand Tokatyan,
Jan Kiepura und
Richard Tauber



Rudolf Laubenthal Onkel Peter

WIESO ER FÜR UNS DER „ONKEL PETER“ WAR, WEISS ICH NICHT MEHR. RUDOLF LAUBENTHAL, IN DEN 20ER UND 30ER JAHREN EIN WELTBERÜHMTER OPERNSÄNGER UND EIN GROSSER ROMANTIKER, DER DIE FRAUEN LIEBTE. ZU MEINER GROSSMÜTTER ALWINE, DIE IHM ZU BEGINN SEINER KARRIERE GESANGSUNTERRICHT GAB, ENTWICKELTE SICH



EIN SCHWÄRMERISCHES VERHÄLTNIS. DIE LIEBE SEINES LEBENS ABER FAND RUDOLF IN DER PRIMADONNA LULU KAESSER - FRISCH VERHEIRATET TRAT DAS PAAR OFT GEMEINSAM AUF. DOCH LULU ERKRANKTE AN SCHIZOPHRENIE - SIE LEBTE BIS ZU IHREM TOD IM HAUSE LAUBENTHAL.

JAHRELANG HATTE „ONKEL PETER“ EIN FESTES ENGAGEMENT AN DER NEW YORKER MET. HIER VERLIEBTE ER SICH IN DIE SCHÖNE SUSANNE ADLON. FÜR IHN VERLIESS SIE

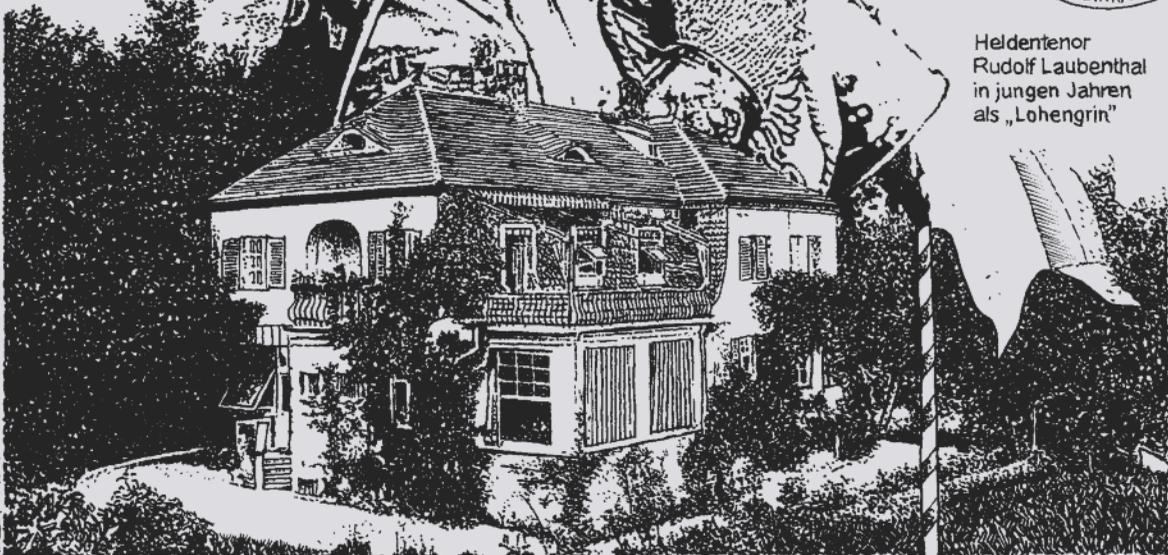


NEW YORK UND ZOG AUF DIE ANDERE SEITE DES STARNBERGER SEES, WO DER GEMEINSAME SOHN PERCY SEINEM VATER NAHE SEIN KONNTE. RUDOLF BEGEGNETE TANTE ERIKA, ALS SIE IM ZARTEN ALTER VON 13 JAHREN WAR. MIR IST BEKANNT, DASS SIE IHN IN DEN KRIEGSJAHREN ALS PIANISTIN ZUR TRUPPENBETREUUNG BEGLEITETE. SEITDEM WAR



SIE IHM GELIEBTE, SEKRETÄRIN, HAUSHÄLTERRIN, PIANISTIN UND TREUSORGENDE EHEFRAU.

Heldentenor
Rudolf Laubenthal
in jungen Jahren
als „Lohengrin“



Auf einem riesigen Grundstück gelegen - das Haus Laubenthal in Pöcking am Starnberger See

Seine spätere zweite Ehefrau Erika Steinhausen war ihm bei einem Altersunterschied von 23

Jahren nicht nur in Pöcking seine ständige pianistische Begleiterin, sondern

war ihm schon in ihrer Kindheit

im Elternhaus begegnet. Ihr Programm-

buch weist sie bei verschiedenen Gelegenheiten im

Alter von 10 und 11 Jahren

ebenso wie ihren drei Jahre

älteren Bruder bei Klaviervor-

trägen aus. Aus der Kindheit

sind auch verschiedene Fotos

der beiden Geschwister erhalten

geblieben, die von einer engen

Bindung zeugen. Erika hat

spätestens ab 1927 wahrscheinlich

schon in Berlin gelebt, wie sich an den

Programmen der von ihr besuchten Kon-

zerte ablesen lässt. Ähnlich wie ihr Bruder Hans-

Werner brachte sie es fertig, innerhalb von einer Woche und oft an direkt aufeinander

folgenden Tagen jeweils ein Konzert oder eine Oper zu besuchen und dabei u.a. herausragende

Pianisten wie Edwin Fischer, Artur Schnabel oder Walter Giesecking zu hören.

Wahrscheinlich hat Erika in diesen späten 20er Jahren in Berlin ihre Ausbildung zur Pianistin vervollkommenet.

Ihr Programm buch enthält auch die Ankündigung des zweiten und letzten Klavier-

Abend des noch jungen Rudolf Serkin, der 1933 vor den Nazis zunächst in die Schweiz floh. Nach anschließenden

Jahren der Mittellosigkeit in Kenia emigrierte er in die USA, wo er endlich erfolgreich wirken konnte und berühmt wurde.

Eines seiner frühen Konzerte in Berlin muss auch von Hans-Werner Steinhausen besucht worden sein, der ähnlich

wie seine Schwester alle Programme in einem speziellen Sammelband vereinigt hatte, der aber leider nicht mehr existiert.

Als Serkin in den späten 70er Jahren noch vor seiner epochalen Einspielung der Klavierkonzerte von Mozart bei der Deutschen

Grammophon wieder einmal in Deutschland gastierte, suchte ihn Hans-Werner nach dem Konzert auf und zeigte dem angeblich sichtlich gerührten

Pianisten das Programm eines seiner frühen Berliner Konzerte.



Das Programmbuch von Erika Steinhausen schließt mit der Ankündigung der Berliner Konzerte 1932-33 des großen Dirigenten Bruno Walter, der nach der Machtergreifung der Nazis nach Wien und nach dem sogenannten Anschluss Österreichs im Jahre 1938 zunächst nach Lugano und dann 1939 in die USA emigrierte. Es ist bemerkenswert, dass parallel zu der tiefen politisch-gesellschaftlichen Zäsur in Deutschland 1933 auch die Dokumentation der Konzerte in dem Programmbuch von Erika Steinhausen abbricht. Auch sie hat über ihre Erfahrungen in der Zeit des sogenannten Dritten Reiches keine Mitteilungen hinterlassen.

Die enge Bindung der Geschwister Erika und Hans-Werner aneinander – er nannte sie in seinen Briefen «Motte» - verhinderte nicht, dass Erika später von ihrem Bruder als seine nicht besonders lebenspraktisch veranlagte und immer wieder unterstützungsbedürftige Schwester eingeschätzt wurde. Dabei ging auch sie durch schwierige Zeiten, in denen sie sich nach dem weitgehenden Verlust bzw. Verbrauch des Laubenthal-Vermögens aus seiner Zeit in den USA, einschließlich der Konfiszierung des amerikanischen Automobils kurz nach dem

Kammersänger
Rudolf
Laubenthal in
Begleitung
durch Erika
Steinhausen

Krieg durch die amerikanischen Besatzer, um den Lebensunterhalt zu kümmern hatte. Dazu gehörten sowohl die pianistische Begleitung der Unterrichtsstunden des Kammersängers als auch der spätere desaströs ausgehende Versuch, auf dem Privatgrundstück eine Hühnerzucht aufzubauen. Derweil sich der Hühnerkot überall verbreitete, gingen die Tiere sehr bald an Infektionen zugrunde, sodass dieses Projekt wohl nicht länger als einen Sommer überlebte.

Nach dem Tod des Vaters, unseres Großvaters Erich Steinhausen im Jahre 1946 in der damals schon sowjetisch besetzten Zone bemühte sich





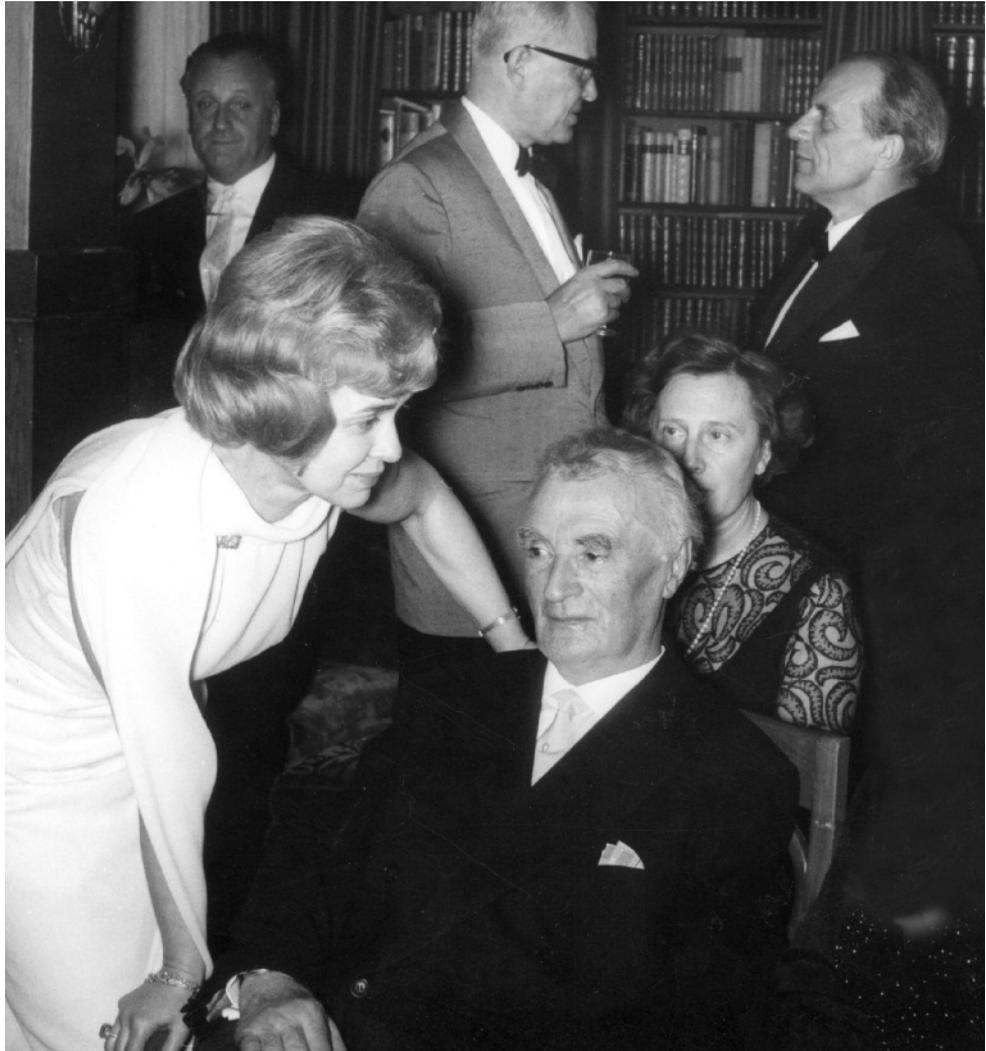
Hans-Werner – unter sehr schwierigen Umständen von seinem Wohnsitz in der britischen Zone in Bad Gandersheim aus – das vor allem aus Möbeln und Hausrat bestehende Erbe aus Ilsenburg herauszuholen. Der Transport konnte nicht auf direktem Wege zwischen den beiden am Harz gelegenen Städten, sondern musste per Bahn über Berlin erfolgen. Hans-

Zu Gast bei «Onkel Peter» - Sabine, Hans-Christoph, Thomas und Mutter

Werner und Erika hatten zu gleichen Teilen geerbt und er lieferte ihr brieflich eine minutiöse Aufstellung aller zu versendenden Erbstücke. Zugleich teilte er ihr mit, dass er unter Zeitdruck veranlasst habe, seinen mittellosen Schwiegereltern Naumann in Berlin die geerbten Schlafzimmermöbel zu überlassen. Darüber muss es zwischen den Geschwistern zu einem brieflich ausgetragenen bitteren Streit gekommen sein, für dessen Lösung Hans-Werner in einem langen Brief zur Rechtfertigung seines Vorgehens von Onkel Peter Unterstützung erbat.

Zu Beginn der 50er Jahre verbrachten Hans-Christoph und Sabine einmal als Kinder die Sommerferien in diesem Künstlerhaushalt, der vollständig auf den großen Sänger, der auch von den Kindern als Onkel Peter (und nicht etwa als Groß-Onkel Peter) bezeichnet wurde, ausgerichtet war. Dieser lebte weitgehend für die Kunst und fern der Alltagsrealitäten und trat den Kindern nur wenig, dann aber immer «rheinisch» froh gestimmt entgegen. In Erinnerung geblieben sind sein völlig anderer Tagesrhythmus mit mittäglichem Aufstehen, unser Schlafplatz in der Küche und die weitgehend von Tante Erika geleistete Tages-Betreuung, Sie hatte schlicht keine Erfahrung mit der Betreuung von Kindern und war brieflich von Mutter sehr detailliert in praktische Fragen der Versorgung eingewiesen worden. Derweil war die Ernährung mit immer wiederkehrendem saurem Topfen





Tante Erika zum
80. Geburtstag
von Rudolf
Laubenthal.
Im Hintergrund
unser Vater

(Quark) recht karg, während gleichzeitig im Ofen das leckere Hühnchen für den Kammersänger schmorte und verlockend duftete. Unvergesslich geblieben sind auch der in einem heftigen Sommerregen wie ein Faun im Garten herumhüpfende, nur mit einer knielangen Unterhose bekleidete Onkel Peter, der sich dabei sichtbar enthusiastisch an dem Souterrain-Fenster der Küche zeigte, und am Ende der Ferien das unvorstellbar üppig mit Kochschinken belegte Brötchen, das uns der Vater nach dem Abholen im rollenden Eisenbahnrestaurant spendierte.

Tante Erika versorgte im Rahmen ihrer bewundernswerten und aufopfernden Rolle in diesem Haushalt auch Lulu, die erste Ehefrau von Rudolf Laubenthal, die an einer Schizophrenie litt und uns nie direkt zu Gesicht kam. Auf uns Kinder wirkte Lulu Laubenthal wie ein Geist des oberen, uns ohnehin

verwehrt Stockwerks, das sich der mit Vorhängen verdeckten Bibliothek mit kostbaren Büchern und dem Musikzimmer mit dem großen Flügel im Erdgeschoss als weiterer Tabuzone anschloss. Das Arrangement der persönlichen Betreuung mit weitgehender Isolation von Lulu im Haus verhinderte, dass sie angesichts der seinerzeit noch sehr begrenzten therapeutischen Möglichkeiten bei ihrer Krankheit in einer Institution für chronisch psychisch Kranke leben musste.

Mit der aus der Berliner Hotelier-Familie Adlon stammenden Tochter Susanne Adlon hatte Rudolf Laubenthal einen nichtehelichen Sohn, den 1935 geborenen Percy Adlon, der von seinem Vater getrennt bei seiner Mutter aufwuchs. Laubenthal hatte demgemäß teilweise gleichzeitig drei Frauenbeziehungen, nämlich zu seiner Ehefrau Lulu, seiner Geliebten Susanne Adlon und zu Erika Steinhäusen. Percy Adlon begann seine Berufskarriere als Schauspieler und wurde ab den 70er Jahren Filmregisseur. Er startete zunächst mit Dokumentarfilmen und hatte bald in enger Zusammenarbeit mit seiner Frau Eleonore Adlon mit zahlreichen Spielfilmen großen nationalen und internationalen Erfolg. Die beiden leben



seit 1989 in Kalifornien, wo sie auch eine eigene Filmfirma gründeten. Percy Adlon hat seine Beziehung zu seinem Vater Rudolf Laubenthal in einem Beitrag für das Magazin Focus am 26.3.2016 folgendermaßen beschrieben:

«Ich bin ohne meinen Vater aufgewachsen. Meine Mutter und ich, das war meine Familie. Mein Vater besuchte uns aber in unserem Haus am Ostufer des Starnberger Sees. Sein Haus lag gegenüber am Westufer. Er war verheiratet.

Percy Adlon,
Sohn von Rudolf
Laubenthal

Ich sagte Papi zu ihm, er las mir vor, ich zeigte ihm, wie gut ich auf meinem Pony ritt, er ging mit zum Milchholen, und der Bauer sagte: «Setzen's sich her, Herr Kammerländer, was halten's jetzt von der Politik?» Einmal gab er mir eine leichte Ohrfeige, weil ich unerwartet ins Wohnzimmer gekommen war. Meine Mutter hatte mir nie ins Gesicht geschlagen.

Sie und ich, wir waren wie ein gut eingespieltes Team. Sie war das älteste Kind von Louis und Tilli Adlon, den Besitzern des Hotels in Berlin. Sie hatte mit 22 Jahren den Heldentenor Rudolf Laubenthal in New York kennen gelernt. Ihre Liebe dauerte fast 20 Jahre. Er sang die großen Wagnerpartien an der Metropolitan Opera und an allen großen Opernhäusern der Welt.

Mein Vater war belesen, kunstbegeistert, katholisch. Ein Rheinländer aus

Düren, wo sein Vater als Verwaltungsdirektor der Psychiatrischen Klinik arbeitete und sich für seinen Sohn eine Karriere als Mediziner wünschte. Aber der brach 1910, mit 24 Jahren, sein Medizinstudium ab und wurde Sänger. Am Charlottenburger Opernhaus in Berlin wurde er schnell ein Star, heiratete die Primadonna und gab mit ihr umjubelte Liederabende. Im Ersten Weltkrieg war er kurzzeitig Sanitäter.

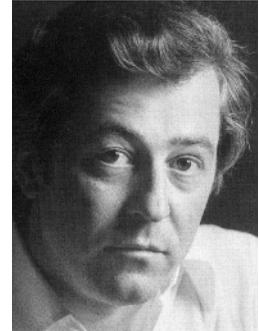
Reich wurde mein Vater mit dem Engagement an der New Yorker Met. Außer dem Haus am See verlor er aber alles mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Währungsreform.

Während meines Studiums in München verbrachte ich viel Zeit bei ihm. Er gab mir Gesangsunterricht, wir tranken Rheinwein, er rezitierte Goethe-Gedichte. Meine Gefühle für ihn schwankten zwischen großer Verehrung und Kritik. Er hatte übrigens noch mit 70 eine hervorragende Stimme.

Dann schlug er mir vor, mich zu adoptieren. Ich sagte, ohne zu zögern, Nein. Meinen Namen schuldeten wir nur meiner Mutter.»

Horst
Laubenthal

Der erfolgreichste unter den in Pöcking ausgebildeten Sängern wurde Horst Neumaier, der nach der Adoption durch das Ehepaar Rudolf und Erika Laubenthal (geb. Steinhausen) deren Namen als Künstlernamen annahm und als lyrischer Tenor und insbesondere als Mozart-Sänger international reüssierte. Später kaufte er von der weitgehend mittellosen Erika Laubenthal den Besitz in Pöcking, während sie bis zu ihrem Tode am 15.8.1982 in München wohnte. Dort hatte sie im fortgeschrittenen Alter eine intensive Beziehung zu einem Arzt und Laiensänger, den sie nach erhalten gebliebenen Briefentwürfen verklärend und geradezu romantisch liebte und mit dem unser Vater Hans-Werner Steinhausen nach ihrem Tod als von ihr eingesetztem Alleinerben unschöne Auseinandersetzungen wegen familiärer Erbstücke hatte.



Unsere Schwester Sabine hatte während ihrer Studienzeit in München den Kontakt zu Tante Erika gehalten und dabei auch Horst Laubenthal näher kennen gelernt. Ebenso hatte sie mit Percy Adlon freundschaftlichen Kontakt. Percy hatte bereits als junger Schauspieler bei den Kindern Sabine und Hans-Christoph einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, als er bei einem Besuch in unserem Haus in Hannover mit Pathos und in dramatischer Pose vor unserer Mutter auf dem Fußboden gelagert einen für die Kinder unverständlichen klassischen Bühnentext deklamierte.



Portraitgemälde der jungen Hertha Hopp

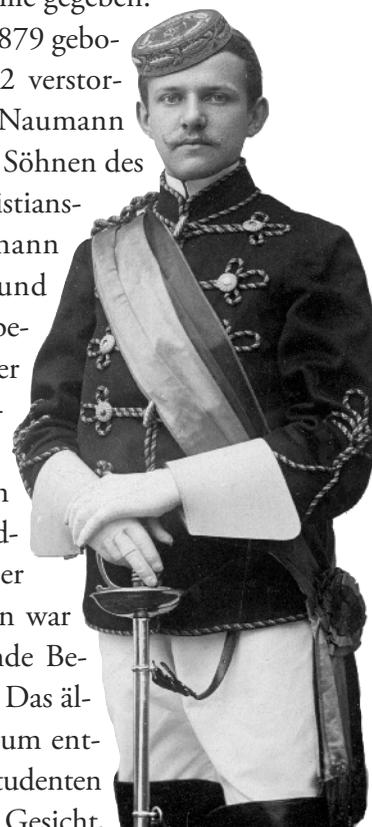
Unsere Großeltern Erich und Hertha Naumann

Die familiengeschichtlichen Angaben zu unseren Großeltern und ihren Vorfahren haben wir erst von ihrer Tochter Erika, unserer Tante, zu einem Zeitpunkt erfragt, als diese sich altersbedingt nicht mehr an alle Details erinnern konnte, sodass viele Fragen offengeblieben sind. Die von unserer Großmutter Hertha gesammelten Fotos und hinterlassenen Briefe haben hingegen mehr Aufschluss insbesondere über ihre eigene Herkunftsfamilie gegeben.



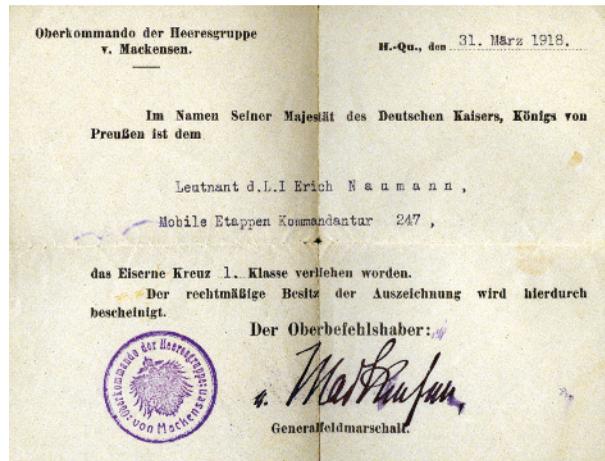
ein Foto von den Eheleuten im fortgeschrittenen Alter im Strandkorb. Der Name des ersten Sohnes ist nicht überliefert, der zweite Sohn trug den Namen Hermann und der dritte Sohn war Walther, der im Ersten Weltkrieg fiel, wie die verharmlosende Bezeichnung für den Tod im Krieg hieß und immer noch heißt. Das älteste von Erich Naumann erhaltene Foto muss um 1900 herum entstanden sein und zeigt ihn im sog. «Wichs» eines schlagenden Studenten ebenso wie auf dem Foto von 1903 noch ohne den Schmiss im Gesicht,

Unser am 25.11.1879 geborene und im Jahre 1962 verstorbene Großvater Erich Naumann war der jüngste von vier Söhnen des am 4. Juli 1848 in Christiansburg geborenen Hermann Ferdinand Naumann und seiner namentlich nicht bekannten Ehefrau, von der keine Geburts- und Todesdaten vorliegen. Überliefert ist hingegen



Urkunde zur
Verleihung des
Eisernen Kreuz

Von Erich
Naumann
verfasste Liste
der mitgemach-
ten Gefechte
im 1. Weltkrieg.



der später bis ins hohe Alter sein Gesicht kennzeichnete.

Erich Naumann war gemäß einem Dokument des Magistrats von Berlin wissenschaftlicher Hilfslehrer und wurde 1909 von diesem aufgefordert, seine Bewerbungsunterlagen als Oberlehrer an einem Gymnasium einzureichen. Am Ersten Weltkrieg hatte er als Leutnant d.L.I. teilgenommen und dafür das Eiserner Kreuz 1. Klasse erhalten. Über seine Gefechte und Aktivitäten hat er einen akribisch erstellten Kriegsranklisten-Auszug erstellt. Im Jahre 1935 erwarb er seinen Führerschein, wobei das darin dokumentierte Foto einen deutlich vorgealtert wirkenden Erich Naumann zeigt. Im anschließenden Jahr konnte er einen Opel-Personenwagen erwerben, mit dem er noch im Jahre 1944 mit seiner Frau in den Urlaub nach Hofgastein fahren konnte, wie eine Fotoserie belegt. Der Kraftfahrzeugbrief ist erhalten geblieben und das Fahrzeug wurde in der Familie liebevoll das «Paulchen» genannt.

Über viele Jahre war er Gymnasiallehrer für Altphilologie und dabei zuletzt Oberstudiendirektor in Berlin, wo er bald nach dem Zweiten Weltkrieg zum Honorarprofessor an der Freien

Westgemachte Seite

Bemerkenswerte
Leistungen

ii

Westen:

21.9. - 30.9.14:
Kämpfe bei Reims.
1. - 13.10.14:
Schlacht bei Arras.
14.10.14 - 25.3.15:
Stellungskämpfe im
Artois.

Osten:

1.5. - 3.5.15:
Schlacht von Gorlice-
Tarnow
4.5. u. folg. Tage:
Verfolgungskämpfe
nach der Schlacht von
Gorlice-Tarnow.
14. u. 15.5.15:
Kampf um Jaroslau
16.5.15 u. folg. Tage:
Übergang über Fluss Vistula.
24. - 26.5.15:
Kämpfe bei Radymno
und am San
27.5. - 11.6.15:
Kämpfe am Brückenk-
opf von Jaroslau
12. - 13.6.15:
Durchbruchschlacht
von Rebaogow
13.6.15 verwundet
(S.S.v. Schulter.)

Westen:

18.4. - 24.5.16 ü.

12. - 31.7.16:

Stellungskämpfe bei
Roya - Royon

10.1. - 22.2.17:

Stellungskämpfe

a. d. Somme

23.2. - 5.4.17:

Stellungskämpfe

a. d. Aisne

6.4. - 27.5.17:

Das Schl. v. a. d.

Aisne und i. d. Champagne

Kämpfe

28.5. - 18.7.17:

Stellungskämpfe am
Chemin - der - d'amer.

19. - 24.7.17:

Sturm auf den Nord-
hang der Winterberger
u. Kämpfe auf den
Craonne Höhen.

25.7. - 23.10.17:

Stellungskämpfe am
Chemin - der - d'amer.

23.10.17:

Befehl bei Chavignon

24.10.17 - 2.11.17:

Nachhutkämpfe an
u. süd. der Ailette

3. - 19. 11. 17:

Stellungskämpfe nördl.
der Ailette

23.11. - 13.12.17:

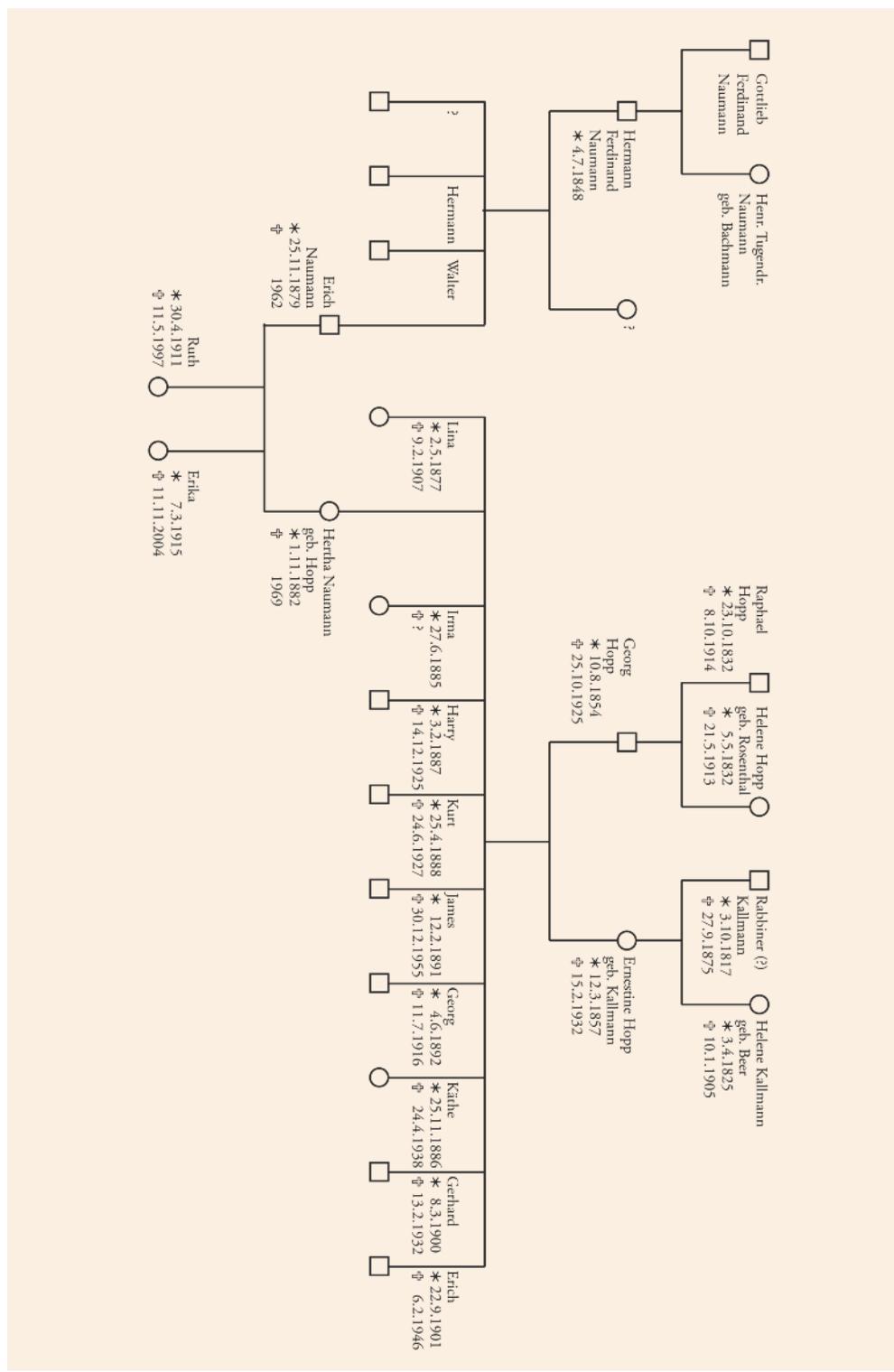
Kämpfe in der Siegfriedstellung.



Das junge Ehepaar Erich und Hertha Naumann

Universität berufen wurde, um Vorlesungen in Latein und Alt-Griechisch abzuhalten. Es war ihm ohne Mühe gegeben, beide Sprachen aktiv zu sprechen und auch im Familien-Gästebuch ein persönliches Dankesgedicht in Latein in seiner sehr prägnanten Handschrift zu hinterlassen. In unserer Kindheit haben wir ihn als schon sehr betagten Großvater mit eingeschränkter Beweglichkeit, aber stets sehr korrekt gekleidet erlebt, der auch im hohen Alter seinen schwarzen VW selbst von Berlin nach Hannover steuerte. Allerdings hatte er einen sehr eigentümlichen Fahrstil und die nur knappe Vermeidung eines Unfalls wegen Missachtung der Vorfahrtsregel an einem Kreisel in Hannover gehört auch zu den bleibenden

Genogramm
der Familien
Naumann
und Hopp



Hertha
NaumannUrgroßvater
Georg HoppUrgroßmutter
Ernestine Hopp

Erinnerungen. Seiner Ehefrau Hertha war er auch noch im hohen Alter, so auch anlässlich seines 80. Geburtstages,

äußerst liebevoll zugetan, wenngleich er in seiner Stimmung oft sehr zurückhaltend und auch etwas moros wirkte. Körperliche Zuneigungen pflegte er mit dem Ausspruch «Küss 'ne alte Kuh» abzuwehren. Thomas hat auf der Basis eines Fotos von einem Kuraufenthalt in den 50er Jahren den Großeltern die diesem Kapitel am Schluss beigefügte Bildgeschichte gewidmet.

Seine Ehefrau Hertha, geb. am 1.11.1882 und verstorben im Jahre 1969, war das zweite von insgesamt 10 Kindern der jüdischen Familie Hopp. Hertha konvertierte – wahrscheinlich mit der Heirat – zum Protestantismus und entwuchs damit der jüdischen Kultur und Religion ihrer Herkunftsfamilie, deren Stammbaum zwei Generationen zurückverfolgt werden kann. Ihr Vater war der am 10.8.1854 geborene und am 25.11.1925 verstorbene Georg Hopp und ihre

Mutter die am 12.3.1857 geborene und am 15.2.1932 verstorbene Ernestine Hopp mit Mädchennamen Kallmann. Die Eltern von Georg Hopp und damit das eine Großelternpaar von Hertha Naumann waren Raphael Hopp (*22.10.1832, +8.10.1914) und Helene Hopp, geborene Rosenthal (*5.5.1832, +21.5.1913) und die Eltern von Ernestine Hopp der mit Vornamen nicht bekannte Vater Kallmann (*3.10.1817, +27.9.1875), der möglicherweise Rabbiner gewesen war, und seine Ehefrau Helene Kallmann, eine geborene Beer (*3.4.1825, +10.1.1905).

Hertha Hopp hat eine handschriftliche Liste der Geburts- und Todestage ihrer Geschwister und auch ihrer Eltern und Großeltern hinterlassen. Demnach war sie das zweite der zehn Geschwister nach Lina, und vor Irma, Harry, Kurt, James, Georg, Käthchen, Gerhard, und Erich. Urgroßmutter Ernestine Hopp war demgemäß seit dem Alter von 20 bis in ihre frühen 40er Jahre seit 1877 bis 1901 regelmäßig mit nur wenigen Zwischenzeiten schwanger. Keines ihrer Kinder verstarb früh, aber sie überlebte mehrere von ihnen: Georg fiel im Ersten Weltkrieg 24-jährig, fünf weitere Kinder verstarben im Alter von 30 bis 45 Jahren. Sie selbst sowie ihre Kinder Lina, Harry, Kurt und Gerhard verstarben noch vor der Machtergreifung der Nazis. Zum Leben und Schicksal der im Jahre 1938 verstorbenen Schwester Käthchen fehlt jegliche Überlieferung. Inwieweit die Geschwister von Hertha weiterhin in der jüdischen Religion und Kultur verwurzelt waren, ist nicht überliefert.

Die Großeltern
Naumann
mit ihrer Tochter
Ruth in den
30er Jahren.





Irma Hopp
1945 in Süd-
Rhodesien

Hertha
Naumann
1946

Vor der Verfolgung durch die Nazis flohen in den 30er Jahren die Schwester Irma in das damalige Süd-Rhodesien und die Brüder James und Erich in die USA. Hertha verblieb mit ihrer Familie in Deutschland, wobei sie keineswegs sicher sein konnte, als konvertierte Jüdin vor der Verfolgung

sicher zu sein. In unserer Familie wurde die Erzählung gehandelt, dass sie angeblich unter dem persönlichen Schutz des nach dem Krieg im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilten Generalfeldmarschalls Keitel stand, der seine beiden Söhne auf dem von ihrem Ehemann Erich geleiteten Gymnasium hatte. Die näheren Umstände wurden nicht berichtet, wie es ohnehin für uns als heranwachsende Kinder bestürzend war, dass die Existenz dieses jüdischen Familienzweiges uns eher zufällig erst im Verlauf der Jugend von Hans-Christoph und Sabine eröffnet wurde. Es fügte sich recht zeittypisch in die allgemeine gesellschaftliche Verdrängung der Erinnerung an die Nazi-Zeit in der noch jungen Bundesrepublik, dass auch die Ängste und Nöte unserer Eltern und Großeltern in dieser für sie ganz sicher sehr bedrängenden Zeit nie gegenüber den Kindern thematisiert wurden.

Unsere Mutter Ruth Steinhausen hatte sicher keine bewussten Anteile einer jüdischen Identität und Vater Hans-Werner hatte die diskrete Distanz von Teilen des konservativen deutschen Bürgertums zur jüdischen Kultur verinnerlicht, die sich bei ihm bisweilen in Bemerkungen wie etwa «auch wieder einer von

Eidesstattliche
Erklärung von
Frau Lotte Eifert
für das Ehepaar
Dr. Schwarz
von 1946

Eidesstattliche Erklärung.

Im Jahre 1942 lernte ich das Ehepaar Dr. Fritz Schwarz bei gemeinsamen Freunden kennen. Ihr Verhalten mir als Jüdin gegenüber war für die damalige Zeit so aussergewöhnlich, dass ich sie in den folgenden Monaten oft um Rat und Hilfe bat. Nachdem meine Mutter bereits im Dezember 1942 von der Gestapo verschleppt worden war, sollte ich auch am 6. Februar 1943 aus meiner damaligen Wohnung Schöneberg, Barbarossastr. 45 abgeholt werden. Ich entzog mich dieser Abholung durch die Flucht. Damit hatte ich ein illegales Leben in Berlin begonnen, ohne zu wissen, ob ich in der Lage sein würde, es durchzuführen. Wieder wandte ich mich an Herrn und Frau Dr. Schwarz. Diese erklärten sich sofort bereit, mich bei sich aufzunehmen. Ich habe dann auch von April bis zum 24. November 1943 bei dem Ehepaar Schwarz in der Schweidnitzerstr. 5, Berlin-Halensee gelebt. Ich erhielt nur wenig Zuwendungen an Lebensmitteln von andern Freunden, so dass mich das Ehepaar Schwarz fast ganz von ihren Karten miternährte. In dieser Zeit lernte ich Herrn und Frau Dr. Schwarz näher kennen. Beide waren fanatische Nazi-gegner. Von der Niederlage Hitlerdeutschlands waren sie überzeugt und oft betonte Dr. Schwarz, dass er einen Sieg der Nazis auf keinen Fall wunsche, obwohl er nach der Niederlage bestimmt persönliche Nachteile habe. Täglich wurde mehrmals der englische Sender abgehört, und dessen Nachrichten wurden unter Verwandten, Freunden und Kollegen weitverbreitet. Nachdem das Haus Schweidnitzstrasse 5 am 24. November 1943 durch Sprengbombe vollständig zerstört worden war, bemühte sich Frau Dr. Schwarz, trotz ihre eigenen schwierigen Lage, sofort, mich bei Bekannten unterzubringen. Dies gelang ihr unter grössten Schwierigkeiten. Längere Zeit wohnte ich dann auch in der Wohnung der Eltern von Frau Dr. Schwarz Pfarrer Hartmann, Wartenburgstr. 17. Von dem Tage der Trennung an bis zum April 1945 hat Frau Dr. Schwarz mich dann geradezu in aufopfernder Weise von ihrer Lebensmittelkarte unterstützt. Da sie ausser mir noch 2 weiteren Jüdinnen mit Marken half, behielt sie jeweils nächstens die Hälfte ihrer Rationen für sich. Durch diese Unterstützung, wie durch ihr schnelles Einverständnis, mich bei sich aufzunehmen, hat mir das Ehepaar Schwarz erst ein illegales Leben ermöglicht, sodass ich ihnen mein Leben verdanke, da ich sonst auch den Weg der vielen andern Juden hätte gehen müssen.

unsere Leut'» äusserte, wenn es um jüdische Zeitgenossen ging. Für uns Kinder war dabei nicht ersichtlich, ob es sich um anerkennende oder eher ironisierende Feststellungen handelte. Beide waren sich aber offensichtlich bei der Eheschließung nach der Machtergreifung der Nazis noch im Verlauf des Jahres 1933 sehr der

Vorstehende Aussagen erkläre ich an Eidesstatt und habe sie nach bestem Wissen und Gewissen gemacht.

Berlin, den 21.5.1946.

Lotte Eifert

Anerk. Opfer des Faschismus
Nr. P I 1116

Der Polizeipräsident
in Berlin
Polizeirevier 151

Berlin-Wilmersdorf, den 21.5.46
Berlinerstr. 40

Die eigenhändige Unterschrift der Frau
Lotte Eifert 4. Febr. 1912 in Berlin-Wilmersdorf geb.
Berlin-Schmargendorf, Charlottenbrunnerstr. 6 wohnhaft
wird hiermit beglaubigt.



I.A.

Jandke

Rolle bewusst, die der Antisemitismus in der Ideologie der Nazis spielte. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die jüdische Schriftstellerin Inge Deutschkron in ihrer Autobiographie «Ich trug den gelben Stern» unsere Mutter namentlich als Freundin und Gleichgesinnte von Käte Schwarz erwähnt, die eine Jüdin in Berlin

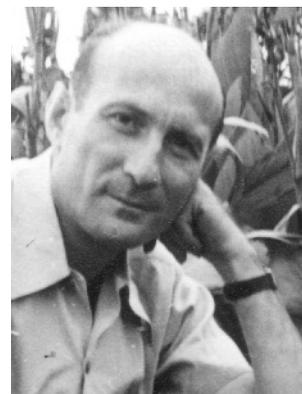
versteckt hatte und dafür später durch einen Eintrag in der Holocaust Gedenkstätte Jad Vaschem in Jerusalem geehrt wurde. Eine eidesstattliche Erklärung durch Frau Lotte Eifert als anerkanntes Opfer des Faschismus vom 21.5.1946 bezeugt, dass sie diese von Käte Schwarz und ihrem Mann Fritz versteckte Jüdin war. Käte Schwarz wurde später die Patentante von Thomas Steinhausen, der ihr eine spezielle Zeichnung gewidmet hat. .

Von den drei noch rechtzeitig emigrierten und damit vor der Verfolgung durch die Nazis geflohenen Mitgliedern der Familie Hopp verblieb James Hopp in den USA und kam nur besuchsweise mit seiner amerikanischen Frau in den frühen 50er Jahren nach Deutschland. Von ihm ist ein anrührender, mit der Schreibmaschine verfasster Brief vom 15. September 1945 erhalten geblieben, in dem er sein Glücksgefühl zum Ausdruck bringt, endlich nach vielen Jahren der Ungewissheit von seiner Schwester Hertha über die Vermittlung eines Dritten Nachricht und den Beweis erhalten zu haben, dass sie samt Mann und Kindern am Leben sei. Im Jahre 1952 besuchte er mit seiner Frau unsere Großeltern in Berlin und dabei auch unsere damals in Hannover lebende Familie, wobei er Hans-Christoph nachhaltig durch das Geschenk seines ersten Fotoapparates, einer sogenannten Box, beeindruckte. James Hopp verstarb 64-jährig in den USA.

Sein jüngerer Bruder Erich war ursprünglich Chefredakteur der «Illustrierten Industrie- und Handelszeitung» in Berlin und später Leiter des Berliner Büros der «Internationalen Exportzeitung» in Zürich gewesen, für die er auch nach seiner Einwanderung in Amerika tätig war. Später trat er in die Dienste des Office of War Information und wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland geschickt, wo er im Zivildienst der U.S.-Regierung

als Section Chief der DANA (Deutsche Allgemeine Nachrichtenagentur) wirkte. Er verstarb in dieser Funktion 45-jährig an einer akuten Herzerkrankung im Februar 1946 in Bad Nauheim und wurde auf dem internationalen Friedhof der Alliierten in St. Avold in Frankreich beerdigt. Von seiner Uniform im Zivildienst sind die abgebildeten Hoheitszeichen der Vereinigten Staaten erhalten geblieben.

Von der älteren Schwester Irma sind zwar eine Reihe von Fotos aus ihrer Zeit in Bulawayo im



KÄTHE UND FRITZ SCHWARZ, BERLIN-HALENSEE:
SEIT 1935 ENG MIT MEINEN ELTERN BEFREUNDET-
VERBAND SIE DER HASS AUF DIE NAZIS, STILLER
WIDERSTAND GEHÖRTE DAZU. SO VERSTECKTE

Tante Käthchen

TANTE KÄTHCHEN
DIE UNTERGETAUCHTE
LOTTE EIFERT IN
IHRER WOHNUNG.
GEMEINSAM MIT MEI-
NER MUTTER VERSORGTEN

Büffig vom : 5. bis 28. 5. 1944

Reichsfleischkarte 62

Tante Käthchen und
meine Mutter versorgten
die untergetauchte Jüdin
Inge Deutschkron mit
Lebensmittelmarken.

III	50 g Fleisch	50 g fle
	15. 5. - 28. 5. 44	8. 5. - 28
	62	
III	50 g Fleisch	50 r
	15. 5. - 28. 5. 44	8. 5
	62	
III	50 g Fleisch	50 r
	15. 5. - 28. 5. 44	8. 5
	62	
III	50 g Fleisch	50 r
	15. 5. - 28. 5. 44	8. 5
	62	

SIE JÜDISCHE FRAUEN MIT
LEBENSMITTELMARKEN. FÜR IH-
REN WIDERSTAND ERHIELT
TANTE KÄTHCHEN VOM STAAT
ISRAEL DEN EHRENTITEL „DER
GERECHTEN UNTER DEN VÖL-
KERN“ - MEINE PATENTANTE! SIE
WAR EINE WEICHHERZIGE, GEBIL-
DETE FRAU - MIT BUCHGESCHENKEN
ZUR ARCHÄOLOGIE WECKTE SIE MEIN
INTERESSE AN DAS LEBEN VERGANGE-
NER ZEITEN. LEIDER HABE ICH SIE NUR
SEHR SELTEN ERLEBT, DENN VATER KAM
MIT ONKEL FRITZ NICHT KLAR - TROTZ
DES RISKANTEN GEMEINSAMEN WIDER-
STANDS IN DER NAZI ZEIT. BEI EINEM
TREFFEN IN KIRCHRODE KAM ES ZUM
EKLAT - ES FLOGEN DIE FETZEN, DENN
ONKEL FRITZ WAR ÜBERZEUGTER WAG-
NERIANER - UND VATER WAR BIS AUF'S
BLUT ANTIDEUTSCH.

2316124



Perfekte Tarnung:
Das Versteck der
jüdischen Familie
Frank in Amsterdam
befand sich hinter
diesem schwenk-
baren Regal.



Die schwere
Migräne von
Onkel Fritz zwang
Käthchen zur
illegalen
Beschaffung von
Morphium...



... vergeblich, 1974 nahm sich Onkel Fritz das Leben.

Hertha Naumann - Berlin Gewerhof September 15, 1945
 Liebste Schwester Hertha : Fontaneh. 15.

Du glaubst nicht und kannst Dir nicht vorstellen wie gluecklich, dass eintreffen Deines Briefes Ebe und mich machte. Gott sei Dank endlich Nachricht von Dir und somit der Beweis, dass Du, Bobby und Deine Kinder am Leben geblieben seit. Es ist zwar unrecht von mir Dir zu schreiben, dass ich schon alle Hoffnung aufgegeben habe Euch alle am Leben zu glauben. Ich hatte daher Furcht, die entsetzliche Wahrheit zu erfahren, und somit nicht den Mut von hier nach Dir und den Deinen zu forschen. Der Betreffende der Deinen Brief vermittelte, kann kaum ermessen, die groesse und die wundervolle Tat und Hilfe die er uns damit erwiesen hat. Moegte Gott ihn segnen, und ich wuensche, ich koennte ihn persoendlich danken und ihm einen gleichen Gegendienst erweisen. Lachen und Traenen, Freude und Traurigkeit wechselten einander ab, und ich war unfaehtig ueberhaupt etwas vernuenftiges zu denken oder tun. Ihr alle wart wie neu Geboren zu mir. Viele schlaflose Naechte hatte ich, in denen ich immer das Schlimmste sah und durchlebte, und dann jede Hoffnung Euch noch-mals wiederzusehen aufgab. Aber Gott sei Dank, es kam anders und Gott hat meine Gebete erhoert, und wird diese auch weiter erhoeren. Darum seit gewiss, dass auch fuer Euch die Zeiten besser werden. Ihr habt unmenschlich Hartes erlebt und durchgemacht. Bringt die Kraft auf und Energie leben zu wollen, und die wenigen wenn auch schweren Monate werden vorbei gehen bis man Euch Hilfe von hier senden kann, und glaube mir auch fuer Dich und den Deinen wird wieder ein besseres und freudigeres Leben kommen. Leider kann man direct keine Pakete senden. Du musst dort jemanden finden an dem man diese senden kann. Ein amerik. Soldaten oder Beamtens, der dann Euch die Pakete abgiebt. Americanische Soldaten koennen 5 Pfundpakete empfangen (4½ deutsche Pfund) fuer eigenen Bedarf, er kann dann den Inhalt Euch schenken. Vielleicht kann man aber auch solche Pakete von hier an engl. Soldaten senden, und ich glaube bestimmt dass geht. Also lasst mir sofort eine solche Adresse zu kommen. Der Betreffende muss selbst an mich schreiben, dass er ein Lebensmittel Paket von mir gesandt haben will. Ich muss bei Auflieferung des Pakets bei der Post diesen Brief vorzeigen. Du hast mich also richtig verstanden und glaube mir so bald ich die Adresse habe, die Absendung des Paketes wird keine Stunde dauern. Dass ist wohl das Wichtigste. Wir hier wissen was Du und alle andern durchgemacht habt zumal Du und Erich doch immer anti Nazis ward, und Erich doch schon vor dem Krieg immer untergrund gegen die Nazis gearbeitet hat. Es ist daher fuer mich ein Wunder, dass Ihr mit dem Leben davon gekommen seit. Warum hat Erich nicht selber einen Gruss an Deinen Brief vom Sept. 4t beigefuegt ebenso auch nicht Erica? Seit ihr denn nicht beisammen? Wird Erich weiter unterrichten? Ich haette tausend Fragen zu stellen, doch fuer den ersten Brief ist es genug. Ich habe sofort an Irma ein Telegramm gesand, denn in jedem Brief schrieb sie, wenn man nur schon Euer Schicksal erfahren wuerde. Auch an Erich schrieb ich schon, damit auch er beruhigt ist. So nun von uns. Als amerikanische Buerger ist es uns natuerlich gut ergange Ich bin geschaeftlich wie immer taetig und schufte hart, wobei Ebe mir hilf Leider haben viele Krankheiten uns immer zurueck geworfen. Ich hatte viele Gallenstein & Nierensteinattacken und infolge meines Herzzustandes konnte man nicht mal operieren. Ebe hat auch ein scheusliches Leiden und zwar eine cronischen Schnupfen, eine Art Heuschnupfen, der ihr den Geruch und Geschmacknerv beintraeontigte und sie oft fuer Monate nicht riehen oder schmecken kann. Seit Maerz 1944 ist sie in Behandlung bei Aerzten und augenblicklich haben wir den 4ten Spezialisten. Sie ist schon durch operati injections, bestrahlungen und anderen Behandlungen. Das Beste fuer sie ist eine Reise nach der Schweiz, und vielleicht das Einzige das ihr hilft. Sonst waere eigentlich von uns nichts weiter zu berichten. Erich, unser Bruder, hat eine interessante Anstellung bei dem Governement. Er ist seit Sept.

September 1944 in Europa und zwar meistens in London. Augenblicklich ist er in Luxemburg. Vielleicht kann er mit Dir contact bekommen, er hat Deine Adresse und wird sicher alles aufbieten dies zu erreichen. Leider hatte er eine schwere Operation, die im americanischen officers Hospital in London durchgeführt wurde. Er hatte schon lange Beschwerden mit dem Magen. Bei dem Bombardement von London hatte er wohl besondere Aufregungen, da die Nachbarschaft von seinem Quartier ausgebombt wurde, so dass er sofort operiert werden musste. Eine Verzögerung um Minuten haette ihm das Leben kosten koennen. Er hatte einen Durchbruch am Magen und ein Loch so gross wie der Daumen. G.s.d. er ist gesund und staerker als er je war. Seine Taetigkeit ist interessant und haengt mit seiner fruerehen Taetigkeit bei mir zusammen. Wie ihm ueberhaupt seine Beschaeftigung bei mir sehr zu statuen kam, denn ohne diese haette nicht die gute und auch gutbezahlte Stellung nicht erhalten. Auch Irma geht es gut. Sie ist still in Bulawayo. Die adresse ist die alte. 24 Agency Chambers, Bulawayo, South Rhodesia, South Africa. Sie arbeitet in derselben weise f wie zuvor. Letztes Jahr besuchte sie Milly Hirsch in Johannesburg und unterzog sich einer Darmoperation, die ihr Erleichterung brachte. Ein Jahr fruher hatte sie eine Mundkrankheit resp. Kiefererkrankung infolge der ihr alle Zaehne gezogen werden musste. Mein gestriges Telegramm wird sie sicher ganz aus dem Haueschen bringen. So, nun weist Du in kurzen Umrissen von uns. Spaeter will ich Dir ausfuehrlicher schreiben. Jetzt will ich Dir und Erich noch herzlich gratulieren zu dem Eintreffen der beiden Enkelkinder, moegen sie eine freie, froehliche, gesunde und glueckliche Zukunft haben. Wo, ist eigentlich der Mann von Ruth? Hat Erica nicht inzwischen geheiratet? Ich hoffe, dass Du ~~wildest~~ recht schnell antwortest, und dass derselbe Herr, oder Engel, Deine Antwort mir schnellstens einsendet. Dein Brief vom Sept. 41 war der erste den ich bisher erhalten habe. Du hast Recht der Winter wird sehr hart fuer Euch sein, bietet aber alle noch vorhandenen schwachen Kraefte auf und Eure Intelligents durchzuhalten, denn dann wird es wieder Bergauf gehen und die Zukunft wird fuer Euch alle besser sein als Du und die Deinen erwarten. Was in meinen Kraeften steht Euch das Durchhalten zu erleichtern will ich selbstverstaendlich tun. Ich erwarte daher die Adressen (evtl. von mehreren Soldaten) um Euch Pakete zu senden. Heute beginnt der Jom Kippur und ich will weiter beten, dass Gott Euch beisteht, wie er mir beigestanden hat. Dich und die Deinen gesund erhaelt, Beschuetzt und den Lebenskampf erleichtert, auf dass wir uns wiedersehen. Omei Die allerherzlichsten Guesse und Umarmungen fuer Dich liebe Hertha, wie auch ebenso herzliche Gruesse fuer Erich und Erica,

Dein Bruder

Paul

chere Lieben, ich kann nicht sagen die Freude, die ich empfand als nichtsahnend seinen Brief, liebe Hertha, aufmachte. Es liess den papen rasch perlesen und dachte mal ins fies zu gehen. What a show! Ich liess jedem Wort jede Naechst! Alle diese laenge laenge Jahren haben wir ein and pedacht und innen das schlaendel gefuehlt! Nein, misst ich und ein bisschen and pedachten mit dann kind ein neues Leben anfangen. Wie and sehr laenglich dass ich und nicht schreien ein Hoffentlich geht es liebe Didi! Wie freuen wir hoch dass die fassen jenseit besonders ist und fueden das ich alle aus solangher hette bleiben liess! Warum kind die feil kommen dass ich uns nichtwacker? Hoffen die bald und in Gemuetlichkeit! Wie denken unpaedaten nicht nullo bis die einen Weg fueden um and das zu verstehen, Duere. Ceiden man son uncapten soll! Tol habe meine fueden offuth in Jahr 1940 haben aber mein Bruden und mein Schwaerger sind verdammt worden hoch de Kriegszeiten officie hette, die werden and wieder schreien! Auf alle Falle sagt ich ich an Noeline mal, traucht. Ich will die fueden mit dem Weg, and! alle dem papen perlesen.



Großonkel
James Hopp mit
Ehefrau Ebe
(Mitte) und der
Familie
Naumann in
Berlin 1952

damaligen Rhodesien, jedoch keine anderen Zeugnisse erhalten geblieben. Es ist unklar, in welcher Funktion sie dort wirkte, wobei sie offensichtlich unverheiratet blieb. Schemenhaft ist noch in Erinnerung, dass sie in den frühen 50er Jahren Hans-Christoph ein ledernes, mit farbigen afrikanischen Mustern versehenes Buchzeichen schenkte, das verloren gegangen ist. Sie kehrte wahrscheinlich im Zusammenhang mit den Unabhängigkeitskämpfen in Rhodesien aus Gründen ihrer Sicherheit nach Berlin zurück, wo sie aber von der Familie Naumann wegen ihres angeblich schroffen Wesens nicht wirklich willkommen geheißen wurde. Deshalb verstarb sie recht einsam und wurde auf einem Charlottenburger Friedhof begraben.

Eine sehr umfangreiche Sammlung der Briefe unserer Großeltern, vor allem der Großmutter Naumann, zeugen von den großen und auch kleineren Nöten während des Krieges und in der Nachkriegszeit. Im Krieg durch die Zerstörung aus ihrer großbürgerlichen Wohnung in der Lewetzowstraße in Berlin-Moabit vertrieben, führten sie bis zu ihrem Lebensende in einer bescheidenen Wohnung in der Fontanestr. 13 unweit der ehemaligen Deportationsrampe für die Juden im Grunewald ein beengtes Leben mit ihrer Tochter Erika. Als Kindern sind uns unsere Großeltern vor allem durch die regelmäßigen Zwischenstopps auf der Fahrt in eines der zahlreichen Bäder südwestlich von Hannover präsent gewesen. Unsere Großmutter hatte in den 50er Jahren eine finanzielle staatliche Wiedergutmachung für die seelische Belastung in der Nazi-Zeit erhalten und konnte damit verschiedentlich ihre Kuraufenthalte ermöglichen.

Hertha
Naumann bei
einem ihrer
Besuche in
Hannover



Von den jährlich durchgeführten Kuren versprach sie sich Linderung von ihrem Herzleiden, der Angina pectoris, genoss aber auch gleichzeitig das damit verbundene gesellschaftliche Leben mit Kuranstalten, Promenieren im Kurpark und Selbstpräsentation. Mit gleicher Verzückung freute sie sich auch über die Einladungen in ein Nobel-Restaurant durch ihren Schwiegersohn, unseren Vater Hans-Werner Steinhausen, bei dessen Besuchen in Berlin. Bei mindestens einem dieser Ereignisse ließ sie dann am Schluss ihre Tischserviette mit eingewebtem Signet des Hotels mitgehen, wobei wir nicht nur Zeuge ihres koketten Gesichtsausdrucks und Kommentares, sondern später auch Erbe einer Serviette des Hotels International in Berlin wurden. Hertha Naumann war eine kleine zarte, zugleich auch sehr schöne und kapriziöse Frau, die bis in ihr hohes Alter diskret dafür sorgen konnte, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. Ihre erhalten gebliebenen Briefe sind ein bewegendes Zeugnis ihrer Liebe zu ihren Töchtern und

UNDERSTATEMENT



MÜTTERS ELTERN, DIE NAUMANNS AUS BERLIN, WAREN DIE EINZIGEN GROSSELTERN, DENEN ICH PERSÖNLICH BEGEGNET BIN. MEINE OMI HERTHA HOPP ENTSTAMMTE EINER GROSSEN JÜDISCHEN FAMILIE, HATTE NEUN GESCHWISTER UND WAR EINE DURCH UND DURCH KAPRIZIÖSE ERSCHENUNG. IHR LEBENSGLÜCK WAR DER OBERSTUDIENDIREKTOR ERICH NAUMANN, DER EIN PÄDAGOGISCH BEGABTER, ANERKANNTER ALTPHILOLOGE WAR. ZU SEINEN SCHÜLERN ZÄHLTEN ZWEI KINDER DES NAZI-GENERALS KEITEL, DIE ER AUCH PRIVAT UNTERRICHTETE. ZUM DANK STANDEN DIE GROSSELTERN UNTER KEITELS SCHUTZ UND WURDEN NICHT DEPORTIERT.

Am meisten schätzte ich an Grossvater Erich den Zigarrengeruch. Stets gut gekleidet und Allen ausser seiner geliebten Frau und Tochter wenig zugewandt. Das Gästebuch zierte er mit einem Gedicht auf Lateinisch und unseren Rasen mähte er im schwarzen Anzug.

Omi Hertha liebte das angenehme Leben einer Grande Dame. Stets mit viel Schmuck behängt und be-ringt habe ich das Klippern noch im Ohr - und das Knacken einer schlechtsitzen-den Zahnprothese.

Enkelkindern und speziell in den kargen Nachkriegsjahren ihrer großen Dankbarkeit für die materielle Unterstützung durch ihre Tochter Ruth und ihren Schwager Hans-Werner.

Während die erstgeborene Tochter Ruth ihre eigene Familie hatte, stellte die zweitgeborene Tochter, unsere Tante Erika Naumann, weite Anteile ihres Lebens in den Dienst der Betreuung ihrer Eltern. Sie wurde als Erika Elisabeth Wendely Naumann am 7.3.1915 in Berlin-Kreuzberg geboren und verstarb am 11.11.2004 in Berlin-Charlottenburg. Über ihre Kindheit, Schulzeit und Ausbildung sowie ihre Entwicklung als junge Erwachsene gibt es praktisch keine Überlieferungen außer dem Umstand, dass sie immer mit ihren Eltern zusammenlebte. Sie wird also deren Ängste und Nöte in der Nazizeit und im Krieg geteilt haben, ohne später je davon zu sprechen oder sich zu beklagen. Ihren von ihr zärtlich geliebten Eltern war sie insbesondere in deren älteren Jahren nicht nur Tochter, sondern auch Pflegerin, Betreuerin und in gewissem Sinne auch Dienstmagd.

In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg war sie bei den britischen Besatzungsmächten angestellt, erlebte dort eine unglückliche Liebesbeziehung zu einem britischen verheirateten Soldaten, über der sie eine laufende andere Partnerschaft mit später schmerzlichem Bedauern beendete, und blieb für den Rest ihres Lebens partnerlos. Ihre berufliche Existenz war von der sie erfüllenden Tätigkeit als Sekretärin der Waldoberschule in Berlin-Charlottenburg bestimmt und sie zog erst nach dem Tod ihrer Mutter 1969 in eine eigene Wohnung in einer recht unpersönlichen Anlage an der Angerburger Allee in Charlottenburg. Außer lokalen Nachbarschaftskontakten hielt



Tante Erika Naumann in der frühen Nachkriegszeit

Tante Erika Naumann zu Weihnachten 1973 in Hannover

Tante Erika Naumann im Sommer 1982 mit ihrem Pudel «Caesar»



Familienfoto
mit Tante Erika,
Sabine, Groß-
mutter, Mutter,
Hans-Christoph,
Großvater und
Mäxchen
(späte 50er
Jahre)



Erika liebevoll regelmäßigen Kontakt über Briefe und auch jährliche Besuche mit ihrer Schwester Ruth in Hannover, die wiederum Erika recht unverhohlen gereizt und abweisend behandelte, und ihrem ebenfalls distanzierten Schwager Hans-Werner, was ihrer zärtlichen Zuneigung zu den ihr einzig verbliebenen Angehörigen keinen Abbruch tat. Von diesen wurde sie als «ältliches Fräulein» eher pflichtgemäß als wirklich warmherzig behandelt.

Erst mit dem Zuzug der Familie von Hans-Christoph im Jahre 1977 nach Berlin hatte sie wieder häufiger, insbesondere regelmäßig zu Weihnachten, familiären Kontakt. Ihre mit großer Freude erlebten Höhepunkte im Jahresverlauf waren die regelmäßigen Urlaube auf Mallorca, und ihre engsten Beziehungen hatte sie zu ihren beiden Pudeln, von denen der erste (weiblichen Geschlechts) bezeichnenderweise «Muschi» und der zweite «Caesar» hießen. Sie verbrachte ihre letzten Lebensjahre in einem Altersheim in Berlin, wo sie von Hans-Christoph, inzwischen in Zürich tätig und nur sporadisch in Berlin, sowie Lena und Solvej mit einer für sie nie ausreichenden Zuwendung besucht und im Rollstuhl ausgefahren wurde. Sie erreichte das hohe Alter von 89 Jahren und hat gemäß ihrem Wunsch ein anonymes Urnengrab auf einem Charlottenburger Friedhof erhalten.

Das junge Paar
zu Beginn
der 30er Jahre

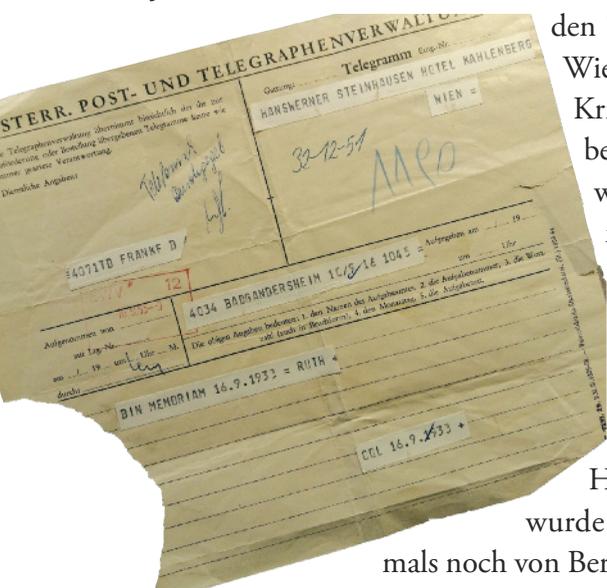


Die Eltern Hans-Werner und Ruth Steinhausen

Wie und wann genau sich unsere Eltern kennen lernten, ist uns nicht erinnerlich. Die frühesten Fotos von ihnen als wahrscheinlich bereits verlobtes Paar stammen aus dem Jahre 1931 von gemeinsamen Besuchen bei Vater Erich Steinhausen in Ilsenburg. Ein im selben Jahr aufgenommenes Foto trägt in der Schrift von Ruth auf der Rückseite die Bemerkung «dann raucht er sie selbst! toll!!» und in der Ergänzung durch Hans-Werner «Artige kleine Mädchen rauchen im Park auch nicht!» Ein Telegramm aus dem Jahre 1945 von Ruth an Hans-Werner bei dessen Aufenthalt in Wien erinnert an

den 12. Jahrestag ihrer Hochzeit am 16.9.1933. Wie unsere Eltern die Nazizeit einschließlich Krieg und Flucht erfahren und durchlitten haben, blieb uns Kindern weitgehend verborgen, weil die Eltern diese Erfahrungen nicht thematisierten. Sie müssen zumindest anfänglich in Berlin ganz in der Nähe des Prager Platzes in der Motzstraße gewohnt haben, die in geringer Fußgängerdistanz zur Jenaer Straße, dem Berliner Wohnsitz der Familie von Hans-Christoph seit 1977, liegt.

Hans-Werner Steinhausen wurde am 22.6.1906 im damals noch von Berlin unabhängigen Spandau geboren. Von der Wohnung am Stresowplatz aus hatte er als Junge nach seinen eigenen Aussagen einen ihn begeisternden Ausblick auf den Bahnhof Spandau (oder möglicherweise auf den noch näher gelegenen S-Bahnhof Stresow),

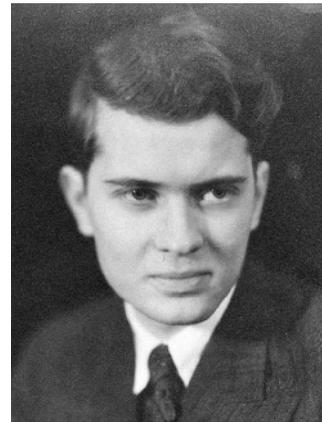




1916



1922



1932

was seinen späteren Enthusiasmus für die Modelleisenbahn vielleicht schon früh bestimmt hat. Seine Schulzeit verbrachte Hans-Werner wegen der väterlichen Berufstätigkeit als Direktor der Geschützgießerei in Ilsenburg/Harz weitgehend auf dem Gymnasium in Wernigerode im Harz, wo er in deutlichem Kontrast zu den späteren Schulkarrieren seiner beiden Söhne ein blendender Schüler mit herausragenden Zensuren sowohl in den alten Sprachen als auch den naturwissenschaftlichen Fächern war. Sein Zeugnis des Fürstlich-Stolberg'schen Gymnasiums zu Wernigerode weist nur sehr gute und gute Noten aus. Er konnte noch in der Schulzeit von Hans-Christoph lateinische Texte übersetzen und reagierte mit Enttäuschung und Verärgerung auf dessen geringe Begabung für die Naturwissenschaften. Auch die schulische Laufbahn seines Sohnes Thomas, von der später noch die Rede sein wird, konnte die Erwartungen des Vaters nicht entfernt befriedigen.

Neben seiner fabelhaften Schulkarriere muss Hans-Werner zusätzlich auch nachhaltig musikalisch von seiner Mutter Alwine, der Pianistin und Komponistin, erzogen worden sein, zumal er sich am Ende seiner Schulzeit mit der Frage befasste, ob er Pianist werden oder ein technisches Studium ergreifen sollte. Er wandte sich schließlich dem Studium der Elektrotechnik zu und legte an der Technischen Hochschule in Berlin am 11.12.1929 die Hauptprüfung mit dem Grad eines Diplom-Ingenieurs ab. Am 14.2.1935 erhielt er im Alter von 29 Jahren von der gleichen Institution die Würde eines Doktor-Ingenieurs mit dem Prädikat «sehr gut».

Im Januar 1935 begann er seine Tätigkeit bei Telefunken, einer Tochterfirma der AEG, zunächst mit Forschungs- und Entwicklungsaufgaben, während des Krieges zunehmend für die Wehrmacht, und nach dem Zusammenbruch ab



1943



1948



1954

1945 bei der Telefunkenplatte in Hannover, deren technischer Leiter er bis zu seinem Wechsel zur Deutschen Grammophon Gesellschaft (DGG) im Jahre 1950 war. Die dort entwickelten Fertigkeiten samt Zugang zu Radioröhren führten dazu, dass er in den unmittelbaren Nachkriegsjahren Radios als Tauschobjekte herstellte, um in den sogenannten Hungerjahren zum Lebensunterhalt seiner Familie beizutragen. Diese lebte nach der Flucht aus Ilsenburg für zwei Jahre in Bad Gandersheim am Harz in der britischen Besatzungszone und zog 1947 nach Hannover weiter. Einige der von einem Tischler hergestellten Holzgehäuse für die Radios befanden sich noch Jahre später im Keller der Familie.

Wovon und wie Hans-Werner seine durch die Geburt der Tochter Sabine auf vier Personen angewachsene Familie in dieser Zeit unterhielt, ist nicht überliefert. Er selbst erkrankte in den in Bad Gandersheim verbrachten Hungerjahren 1945 – 1947 einmal schwer an einer Lungenentzündung zu einer Zeit, als die antibiotische Therapie noch wenig zielgenau war und Krankheitsverläufe entsprechend bedrohlich sein konnten. Aus den wenigen erhalten gebliebenen Dokumenten dieser Zeit sind seine gedruckten Konzertkritiken ein besonders eindrucksvolles Zeichen seiner von der eigenen Mutter nachhaltig geprägten musikalischen Bildung. Wahrscheinlich ohne je zuvor als Autor das Terrain der öffentlichen Rezension betreten zu haben, verfasste er für die Braunschweiger Zeitung, die im Kreis Gandersheim eine Redaktion unterhielt, vier überlieferte Konzertkritiken, die er jeweils mit „Dr. Steinhausen“ abschloss. Möglicherweise hat er für diese Kritiken auch ein eher bescheidenes Zeilenhonorar erhalten.

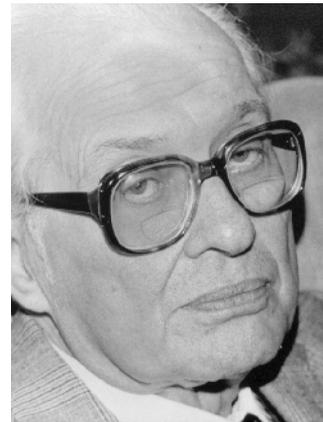
Am 22. 1. 1946 erschien eine gegenüber seinem Entwurf gekürzte und leicht modifizierte erste Kritik, für die er ursprünglich den Titel „Mehr Achtung vor der Kunst!“ gewählt hatte. Die folgende Wiedergabe fügt einige Passagen aus



1965



1971



1980

seinem Manuskript in Klammern ein, zumal gerade diese redaktionell vorgenommenen Auslassungen einen Einblick in sein Kunstverständnis erlauben.

Dilettantismus im Konzertsaal.

[Man kann heute in vielen Läden, die nichts anderes auszustellen haben, sogenannte „Bilder“ bewundern, mit denen das Können eines zeichnerisch nicht unbegabten Quartaners zu Preisen angeboten wird, die jetzt schon dem Monatseinkommen manchen Familienvaters entsprechen. Wenn es auch Kitsch stets gegeben hat, so ist die ausgesprochene Dreistigkeit, mit der er heute angeboten wird, doch wohl neu und allenfalls als eine Spekulation auf nicht recht umsetzbares Geld anzusehen. Nun – man kann über diese Zeiterscheinung, die mit zunehmender Stabilisierung der Wirtschaft sicherlich ebenso schnell wieder verschwinden wird, wohl einigermaßen ruhig hinwegsehen.

Schlimm wird es nur, wenn es sich nicht mehr um das eigene Produkt eines solchen „Künstlers“, der diese Tätigkeit wahrscheinlich nur in seinen Mußestunden und nicht als Lebensberuf ausübt, sondern um das Nachschaffen der Werke unserer Großen handelt.] Wenn der ahnungslose Gast durch öffentliche Ankündigungen zu einem Konzertbesuch veranlasst wird, so hat er mit Recht einen Anspruch darauf, auch in dem ihm Unbekannten einen Interpreten zu finden, dem bei allem Für und Wider auch einer wohlmeinenden Kritik wenigstens die Konzertreife zugesprochen werden muss. Es geht nicht an, dass sich zum Beispiel ein pianistischer Nachwuchs vorstellt, dem die musikalische Zucht und Reife ebenso abgehen wie das nun einmal notwendige handwerkliche Können, so dass man sich in eine Aufnahmeprüfung eines Konservatoriums versetzt glaubt. Die Kunst unserer großen Meister ist kein öffentlicher Tummelplatz

für Halbfertige – in Gandersheim ebenso wenig wie in Leipzig oder Berlin. Dem Künstler-Nachwuchs wird am schlechtesten damit gedient, wenn ein gutmütiges und ausgehungertes Publikum einer Leistung Applaus spendet, die erst noch in den eigenen vier Wänden zu dem Niveau, das der Konzertsaal verlangt, emporgearbeitet werden muss. Diese Achtung vor der Kunst muss jeder mitbringen, der ihr dienen will.

Wahrscheinlich ist es in der Folge dieser Rezension zu einem als Dokument nicht erhalten gebliebenen Disput mit einem Herrn Fritz Säger über die Verantwortung des Kritikers gekommen. Die nur handschriftlich erhalten gebliebene Antwort von Hans-Werner Steinhausen stellt noch einmal die seines Erachtens unabdingbaren Mindestanforderungen für eine künstlerische Leistung heraus und endet mit der markanten Feststellung: „Künstlertum ist weniger Beruf als Berufung – auch echtes Wollen allein genügt nicht und nur die strengsten Maßstäbe führen wirklich zur Erfüllung.“

Sehr viel positiver als die erste Rezension fällt eine weitere kurze und im Kleindruck gesetzte Konzertkritik vom 3. 1. 1947 aus, wobei allerdings anzumerken ist, dass der Interpret ein guter persönlicher Freund des Rezensenten war, mit dem er, seine Schwester Erika und seine Frau Ruth seit den frühen 30er Jahren verbunden waren. Gleichwohl beeindruckt seine Bewertung des dargebotenen Programms sowohl in inhaltlicher als auch in stilistischer Hinsicht. Höchstwahrscheinlich konnte er aufgrund seiner umfassenden Kenntnis vor allem der Klavier-Literatur die Zugaben sofort bei der Darbietung identifizieren.

Meisterkonzert in Gandersheim

Der Klavierabend des Berliner Pianisten Professor Herbert Pollack im Kaisersaal in Bad Gandersheim war für die Zuhörer ein außerordentliches Ereignis. Professor Pollack, der heute zu den führenden Pianisten gezählt werden muss, erfüllte sein technisch vollendet gespieltes, in weitem Bogen gespanntes Programm mit jener Verinnerlichung, die den wahren Künstler ausmacht.

Beethovens e-moll-Variationen gestaltete er mit souveräner Hand, prachtvoll war seine Brahms- Interpretation sowohl in der Leichtigkeit des Capriccio h-moll, der Innigkeit der drei Intermezzi als auch in der Großartigkeit der Rhapsodie Es-Dur. Seine Darstellung von Chopin in drei Etüden blieb kraftvoll, ohne an Klangzauber zu verlieren. Nur die Berceuse hätte man sich vielleicht etwas langsamer gewünscht.

Jede Kritik verstummt vor seiner Ausdeutung des „Heiligen Franziskus auf den Wogen schreitend“, das [die] in Pollacks Wiedergabe jenseits aller Programmmusik stehend, die Gläubigkeit seines Schöpfers ahnen und letzte klangliche Möglichkeiten des Klaviers erkennen lässt. Die virtuos vorgetragene Campanella aus den Paganini-Capricchien von Liszt beschloss das Programm, dem als Zugaben der Walzer As-Dur von Brahms und die Etüde cis-moll aus den Symphonischen Bildern von Schumann folgten.



Aus dieser Zeit in Bad Gandersheim sind nicht nur zwei solide halbhohe Schränke erhalten geblieben und mit verschiedenen Bemalungen in den Wohnungen der Familie von Hans-Christoph in Hamburg und Berlin aufgestellt worden. Als besonderes Kuriosum ist vielmehr auch eine große Blechkiste in Benutzung, die aus Blechen der ehemaligen Produktion für die Deutsche Luftwaffe mit entsprechenden Aufdrucken besteht und in der Nachkriegszeit wahrscheinlich als Tauschobjekt in die Familie kam. Ein weiteres Zeugnis dieser Zeit ist die Lizenz der Britischen Militärverwaltung, die Hans-Werner Steinhausen im Jahre 1948 im Rahmen seiner Tätigkeit bei der Firma Telefunkenplatte in Hannover von der britischen Militärverwaltung erhielt und die ihn zur Aufnahme von Schallaufnahmen autorisierte.

Lizenz
der Britischen
Militär-
verwaltung

Bei der seit ihrer Gründung 1898 in Hannover ansässigen Deutschen Grammophon Gesellschaft (DGG) nahm er einen sehr erfolgreichen Aufstieg in der Firmenhierarchie bis zu seiner Pensionierung 1971. Sein besonderes Verdienst war die maßgebliche Einführung und Fortentwicklung der High-Fidelity-Technik und der herausragenden technischen Qualität der Schallplatten der DGG, die als Goldstandard galt. Auch für die Etablierung der aus den USA eingeführten Stereophonie-Technik war er bahnbrechend und verdienstvoll. In seiner praktischen Funktion als Technischer Direktor entwickelte er als Redner und Verfasser von Fach-Aufsätzen seine Gedanken zur Beziehung von Musik, der Psychophysiologie des Hörens und der technischen Reproduktion von Musikaufnahmen.

Lizenz	
für Theater- und Musikveranstaltungen	
gemäß Verordnung Nr. 6 des MHO-Büros	
Land: Niederlande	Nr. K / 27 / 48
Name: Dr.-Ing. Steinhausen	Vorname: Hans-Werner
geboren am: 22. Juni 1906	in: Berlin-Grünow
wohnhaft in: Hannover-Kirchstraße	Strasse: 41
ist berechtigt, berechtigt zu werden:	Wiederholungsnummer: 35
der Deutschen Reichs-Kriegsmarine-Versuchsanstalt für Akustik (DVG) in Berlin	
Art: Schallplatten-Produktion	
Name des Unternehmens: Telefunkenplatte GmbH, Niederwallstraße Hannover	
Niederlage des Unternehmens: Berlin	
Diese Lizenz ist gültig nur für Musikstücke im Lautsprecher und wenn Unterhaltungen in einem Saalraum der besetzten und anwesenden Gäste durchgeführt werden.	
Diese Lizenz ist nicht übertragbar. Sie ist widerruflich, insbesondere dann, wenn der Lizenznehmer gegen die vorerwähnten Bestimmungen verstößt, so dass eine Fortsetzung nicht erforderlich ist.	
Hannover, den 27. Okt. 1948	Hannover, den 4. Sept. 1948
(Stempel: DEUTSCHE GRAMMOPHON GESELLSCHAFT)	(Stempel: MHO)
Kopie der Lizenz für Telefunkenplatte Hannover	

In diesen Abhandlungen beeindruckte er seine Zeitgenossen durch Reflexionen, die oft einen weiten theoretischen Bogen spannten, aber streckenweise auch schwer verständlich waren, wie überlieferte Ton- und Schriftdokumente zeigen.

Er war in seinem Betrieb ein verehrter Chef, der auch gerne die Leistungen der verschiedenen Gewerke für den jahrelangen Aus- und Umbau des 1953 erstellten Hauses in Hannover-Kirchrode in Anspruch nahm, die er selbstverständlich korrekt bezahlte – möglicherweise zu freundlicheren Preisen als auf dem allgemeinen Markt. Für die verschiedenen Handwerker war er immer der Herr Doktor, so z. B. in der Anrede durch den über Jahre treu am Haus arbeitenden Maurer Moske.

Bei besonderen Festen und Jubiläen ehrte er die jeweils Gefeierten oder den Anlass mit selbst verfassten und sehr persönlichen Versen in der Art des von ihm besonders verehrten Dichters und Zeichners Wilhelm Busch. Nach seinem 60. Geburtstag verfasste er als Dank für die zahlreich eingegangenen Glückwünsche das beigefügte Gedicht, das in seiner Druckversion als Briefkarte abgebildet ist. Nach der von den Mutterfirmen Siemens und Philips vollzogenen Fusion ihrer Tochterfirmen DGG und Philips Phonographische Industrie zur Phonogram mit administrativem Firmensitz in Hamburg war er als stellvertretender Vorsitzender für die gesamte Technik in dem weltweit operierenden Konzern zuständig. Sein per-

**Das ärgerliche Spiel der Zahlen,
Sobald die Null der Dezimalen
Erinnert, daß des Lebens Leiter
Bemessen ist — na, und so weiter . . .
Das Spiel mit 'Alter' und mit 'Würde'
Vereint gesellig mit der 'Bürde',
Der Hinweis auf die Ofenbank,
Zu schalten auf den 'kleinsten Gang'.
Das Tempo mäßig nun zu halten —
Man hört's mit krausen Stirnesfalten
Und flucht — für sich — recht unverhohlen:
Der Teufel mag das Ganze holen!
Getröstet und gerührt zugleich
Das Herz wird einem wieder weich
Bei tausend Grüßen aller Arten,
von Briefen, Telegrammen, Karten,
von allzu kostbaren Geschenken,
Mit denen Freunde uns bedenken,
Bei einer Flut von weit und breit,
Von Zeichen der Verbundenheit.
So ging es mir — und tief erfreut,
Erfüllt von großer Dankbarkeit,
Besinn' ich mich auf meine Pflichten,
Den Dank gebührend auszurichten.
Leider ist für solche Fälle
Eine individuelle
Antwort auf Ihr liebes Schreiben
Mit Erfolg nicht zu betreiben.
Darum gilt schon überall,
„Dieser Weg“ hier als normal.
Mit dem offenen Bekenntnis
Bitte ich um Ihr Verständnis!
Grüße dankbar, jetzt und ferner,
als Ihr**

STEINHAUSEN, Hans-Werner.

Hannover, im Juni 1966

sönliches berufliches Umfeld hat Thomas in einer Zeichnung auf dem Papier der Direktion der DGG rekonstruiert.

Seine besondere Begabung bestand in seinen zweifachen Wurzeln, der Liebe zur klassischen europäischen Musik, die er zwar seit seinem jungen Erwachsenenalter nicht mehr selbst praktizierte, aber bis in ihre Tiefen verstand und in Partituren verfolgen konnte, und der technischen Identität als Elektro-Ingenieur. Für viele Künstler der DGG war er insofern ein sehr geschätzter Ge-



Bei der
Eröffnung des
neuen Werks II
in Hannover-
Langenhagen
1959

sprächspartner bei dem Bemühen, künstlerischen Ausdruck und Interpretation mit den bestmöglichen technischen Möglichkeiten der Reproduktion auf der Schallplatte zu verbinden. Zahlreiche Widmungen in Ton und Wort, u.a. im familiären Gästebuch, durch renommierte Künstler der DGG zeugen von dieser Anerkennung und Wertschätzung von Hans-Werner Steinhausen.

Kurz vor seiner Pensionierung machte sich bei einem Sturz in der Firma erstmalig seine neurologische Alterserkrankung an der Amyotrophen Lateral-Sklerose (ALS) bemerkbar, die sich statt des üblicherweise schnellen und fatalen Verlaufs in ungewöhnlicher Weise chronisch entwickelte und ihm noch einige Jahre einer relativ guten Mobilität mit Reisen und anderen Aktivitäten ermöglichte. Die zunehmende Lähmung vor allem der Beine führte zur Anpassung von orthopädischen Beinschienen, und der Abstieg in den Keller zur Arbeit an seiner nie fertig werdenden Modelleisenbahnanlage wurde schließlich durch den Einbau eines Sitzfahrstuhls ermöglicht. Er ertrug diese Einschränkungen mit erstaunlicher Disziplin und einer gut wirkenden Verdrängung, wobei ihm nur gelegentlich die Bemerkung über seine «Scheiß Beine» entwichte. Bis kurz vor seinem Lebensende konnte er mithilfe professioneller Hauspflege und der Unterstützung durch seine Frau Ruth in seinem Eigenheim verbleiben und verstarb schließlich in einer Klinik in seinem Stadtteil Kirchrode am Tag vor dem Tschernobyl-Desaster am 25.4.1986 wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag.

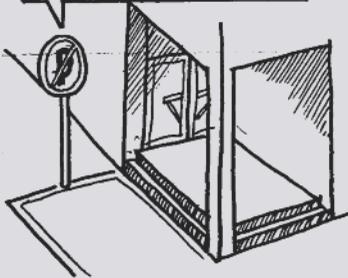


Deutsche Grammophon Gesellschaft

DEUTSCHE GRAMMOPHON GESELLSCHAFT MBH · 3 HANNOVER · PODBIELSKISTRASSE 164

DIREKTION

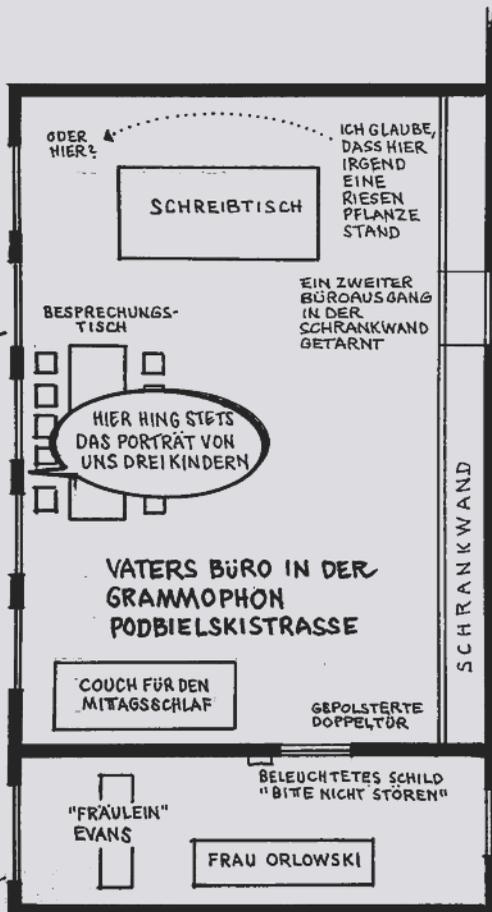
MACHTDEMONSTRATION:
HATTE DAMALS WOHL JEDER
FABRIKDIREKTOR: DAS
EIGENE PARKVERBOT...



ES EXISTIEREN 3 SERIEN VON UNS:
ZWEI HABE ICH GEFUNDEN - 1956,
1959 VON ALICE PRECHTEL-HOF-
MANN FOTOGRAFIERT.



EIN GESCHÄFTSFÜHRER
IM WEISSEN KITTEL?
FÜR VATER SELBST-
VERSTÄNDLICH - ER
VERSTAND SICH ALS
INGENIEUR UND BE-
SASS EINIGE PATENTE.
MITTAGS HALF FRÄU-
LEIN EVANS IHM AUS DEM MAN-
TEL ZUM ERHOLUNGSSCHLAF,
DECKTE IHN MIT EINEM PLAID
ZU UND VOR DEM BÜRO ERLEUCH-
TETE "BITTE NICHT STÖREN"...



ODER HIER? ICH GLAUBE, DASS HIER IRGEND EINE RIESEN PFLANZE STAND

EIN ZWEITER BÜROANGANG IN DER SCHRANKWAND GETÄRNT

HIER HING STETS DAS PORTRÄT VON UNS DREI KINDERN

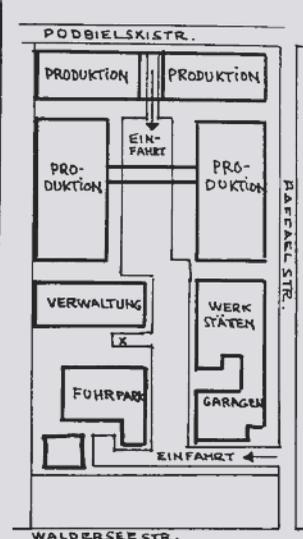
VATERS BÜRO IN DER GRAMMOPHON PODBIELSKISTRASSE

COUCH FÜR DEN MITTAGSSCHLAF GEPOLSTERTE DOFFELTÜR

"FRÄULEIN" EVANS BELEUCHTES SCHILD "BITTE NICHT STÖREN" FRAU ORLOWSKI



OB TISCHLER, MAURER ODER GÄRTNER - DIE HANDWERKER DER GRAMMOPHON HATTEN IN KIRCHRODE IMMER GUT ZU TUN!



SOFTWAR ICH NICHT IM WERK - DAHER SIND MEINE ABBILDUNGEN SICHERLICH MIT VORSICHT ZU GENIEßEN - ERINNERN KANN ICH MICH U.A AN EINEN OPEL-LASTIGEN FUHRPARK. GROSSE KOFFER-BLITZE ALS AUFNAHME WAGEN, REKORDS UND OLYMPIAS FÜR KLEINERE TRANSPORTE. UND EINE ILUSTRE TRUPPE AN CHAUFFEUREN.



HERZLICHST
DEIN
[Signature]

Unsere Mutter Ruth Steinhausen wurde am 30.4.1911 in Berlin geboren. Ein erstes erhaltenes Foto von ihr zeigt sie als Vierjährige im Februar 1915 an ihre Mutter geschmiegt, die kurz darauf am 7. März mit der Schwester Erika niederkam, wie sie auf der Rückseite vermerkte. Dort wird sie auch mit dem Kosenamen «Puppi» bezeichnet, den sie zeitlebens in der Familie Naumann behielt. In ihrer Kindheit war sie aber weniger ein Mutterkind als ein Vaterkind. Noch als Erwachsene berichtete sie mit Freude von den Ausritten als Kind mit ihrem geliebten Vater im Berliner Tiergarten. Die sehr unterschiedliche Verteilung ihrer emotionalen Zuwendung an Vater und Mutter als erwachsene Frau – wie auch ihre starke Zuneigung zu ihrem Schwiegervater – würde jeden Gläubigen der Psychoanalyse zu dem Verdacht auf eine ödipale Bindung führen.

Während zu ihrer Schulzeit auf einem Berliner Lyzeum keine Erinnerungsstücke erhalten geblieben sind, wissen wir aus ihrem erhalten gebliebenem Studienbuch, dass sie 1931 und 1932 ein Jura-Studium an der Friedrich-Wilhelms-Universität (später Humboldt-Universität) betrieb; sie beendete dieses Studium aber bereits nach vier Semestern angesichts der damals schon in der Berliner Universität tobenden braunen Horden. Ob weitere Motive zusätzlich eine Rolle gespielt haben mögen, ist nicht bekannt. Wie sie die 30er Jahre mit der Durchdringung aller Lebensbereiche durch die Präsenz und Ideologie der Nazis überstanden hat, wurde uns als Kindern nie berichtet. Bemerkenswert ist nur der Umstand, dass sie ihr erstes Kind, Hans-Christoph, erst 1943 zu einer Zeit bekam, als sie bereits 32-jährig war und der Krieg durch die Bombardierung von Berlin immer näher rückte, und ihr zweites Kind, Sabine, in der Endphase des Krieges gezeugt und kurz nach Kriegsende im Juli 1945 geboren wurde. Die Geburt ihres dritten Kindes, Thomas, im Jahre 1949 fiel in eine Lebensphase mit noch deutlicher materieller Not und Beziehungsproblemen mit ihrem Ehemann.



Zwei Grazien:
die kleine Ruth
mit ihrer Mutter

Die junge Ruth
Naumann
(vermutlich zu
Beginn der
30er Jahre)



Ruth Steinhausen war ebenfalls musikalisch sehr gebildet und verfügte über ein feines Verständnis für musikalischen Ausdruck und Interpretation, wie wir immer wieder beim intensiven gemeinsamen Musikhören mit ihrem Mann auch ein wenig neidisch beobachten konnten, denn bei uns war nur wenig von dieser Begabung entwickelt worden. Ruth war über die Musik hinaus, anders als ihr Mann, auch an der zeitgenössischen Literatur und der bildenden Kunst interessiert. Sie genoss Konzertbesuche und Kontakte mit anderen Bildungsbürgern vor Ort in besonderem Maße, so dass sie z.B. von einem Besuch im Hause des Schokoladenfabrikanten, Sammlers und Mäzens Sprengel zurückkehrend ihren



Das junge Paar
zu Beginn
der 30er Jahre



Kindern berichtete: »Stellt Euch vor, bei denen hängt ein echter Klee über dem Sofa! »

Mit Großvater
Steinhausen
1931

Die Partnerbeziehung von Hans-Werner und Ruth Steinhausen war zu Beginn glücklich und erfüllend, wenngleich durch die politischen Begleitumstände des beginnenden sogenannten Dritten Reichs nicht unbelastet. Sehr wahrscheinlich



Frühjahrsarbeit
am Boot:
Ruth mit Erika
Steinhausen und
dem Pianisten
Herbert Pollack

Eine sehr
wache Ruth!

werden sich unsere Eltern ausgeprägte Sorgen gemacht haben, in welcher Gefahr sie sich angesichts des jüdischen Zweigs der Familie von Ruth befanden, zumal sie später in den 30er Jahren auch die Emigration der Geschwister von Hertha Naumann, nämlich von Irma, James und Erich erlebten, der eine intensive familiäre Diskussion vorausgegangen sein muss. Andererseits existieren aus den 30er Jahren auch unbeschwert wirkende Freizeitfotos des Paares von gemeinsamen Ausfahrten am Müggelsee. Hier hatte das junge Paar ein Boot mit Liegeplatz, an dem es unter Mitarbeit der Schwester und Schwägerin Erika Steinhausen im Frühjahr das Boot jeweils auf die Saison vorbereitete.



Aus diesem frühen Beziehungsglück entwickelte sich schon während der Zeit in Grünberg 1943-1944 eine immer unglücklicher werdende Partnerschaft, als Hans-Werner eine erste außereheliche Beziehung einging. In einer im Jahre 1975 handschriftlich festgehaltenen Erinnerung hat Ruth beschrieben, dass

«H.-W. ... im Jahr 33 seine Anständigkeit und Ritterlichkeit (die heute noch in sein Bild von sich gehört) zu der mich schützenden Heirat veranlasste. Natürlich waren wir ineinander verliebt – oder jeder in das Bild, das er



Ruth mit
ihren drei
Kindern Hans-
Christoph,
Thomas und
Sabine 1950/51

*sich nicht nur von sich, sondern auch vom anderen machte. Und es ging ja auch 10 Jahre gut. Wir brauchten uns nicht zusammen zu raufen, wir diskutierten nicht, es gab bei den äußeren Schwierigkeiten: Nazizeit, wenig Geld, wenig Ansprüche, dann Kriegszeit keine Anfechtungen. H.-W. musste hart arbeiten und ich plätscherte verhältnismäßig sorglos und sehr oberflächlich auf dieser glücklichen Ehe. Das änderte sich, als H.-Ch. [Hans-Christoph] ½ Jahr alt war und wir Berlin gegen Grünberg in Schlesien vertauschten. Eigentlich war damals schon unsere Welt nicht mehr heil...
... Ich war wirklich eine übergläckliche Mutter (... ich hatte jahrelang auf ein Kind verzichten müssen), aber ich war nur eine solche. Und dass H.-W. sich in ein bildhübsches Mädchen verliebte, da er ja ganz eindeutig nicht mehr Nr.1 bei mir war, ganz folgerichtig. Da wir nicht daran gewöhnt waren, Probleme dieser Art zu diskutieren, fingen die Heimlichkeiten und Unaufrichtigkeiten an. Das Bild, das ich mir von H.-W. in 10 Jahren gemacht hatte, brach zusammen, wurde aber unter den Schrank gekehrt. Ich lernte schon damals, so einen 'Abstecher' nur als solchen sehen zu wollen und zu verdrängen. Damals half mir ein eigenes Liebeserlebnis, dessen Ernsthaftigkeit ich erst zu spät erkannte. Da war noch einmal ein Weg, den ich äußerer Unbequemlichkeiten wegen nicht beschritt. » (Dieses Liebeserlebnis muss sich auf den in Wien lebenden Guido A. beziehen, von dem*

eine Sammlung von Briefen mit eindeutigen Anzeichen seiner tiefen Zuneigung und Liebe zu Ruth erhalten geblieben ist.)

Ruth ereilte auf der Wende von den 40er zu den 50er Jahren, als sie mit Thomas schwanger war, erneut die Erfahrung, dass ihr Mann eine außereheliche Beziehung, diesmal zu einer engen Mitarbeiterin aufnahm. Er hat ihr in einem in Sütterlin-Schrift verfassten Brief zu Silvester 1949 dafür gedankt, dass sie «ein neues Tor aufgemacht» habe und «sich die Möglichkeit eines neuen Gleichgewichtes abzeichnete». Die Aufklärung dieser nicht sicher interpretierbaren Äußerung findet sich wahrscheinlich in dem bereits zitierten handschriftlichen Dokument von Mutter aus dem Jahr 1975:

«Dann kam der Anfang in Hannover und H.-W.'s echte Zuneigung zu Hanna. Und an Hanna sind wir schuldig geworden, H.-W. und ich. Ich glaubte wieder, unsere Ehe retten zu müssen der Kinder wegen und erzwang mir den Thomas, wie weiß ich heute selbst nicht mehr. Das Wort «Scheidung», von H.-W. ausgesprochen, versetzte mich in Panik. Ich war bereit alles zu tun, um das zu verhindern. Ich versuchte mehr oder minder halbherzig Hanna mit einzubeziehen. Die Folge war, dass wir alle Drei scheiterten. Hannas Schwierigkeiten, die aus ihrer Jugend und ihrem Aufwachsen resultierten, wollte ich nicht wahrhaben; ich sah meine Familie bedroht, meine ganze Liebe galt meinen Kindern und Hanna und H.-W. ertrug ich Ich pinselte eifrig an dem «Familienbild mit Tante.»

Ruth und
Hanna



Offensichtlich muss es tatsächlich eine Absprache unter Allen gegeben haben, dass diese Geliebte



Ruth mit
Familienfreund
Walter
Herrmann an
seinem Alters-
wohnsitz in
Adelsberg



unseres Vaters für uns als Nenn-Tante Hanna in die Familie eingeführt wurde und auch zu Ausflügen und gemeinsamen Urlaube mitgenommen wurde. Tatsächlich entwickelte sich zwischen unserer Mutter und Hanna eine wohl asymmetrische Freundschaftsbeziehung, in der unsere Mutter offensichtlich große Sensibilität für die seelische

Ruth mit
Freundin Grethe
Meier und
Herrn Sonntag

Not von Hanna entwickelte und diese wiederum von Schuldgefühlen und Stimmungseinbrüchen getrieben in Ruth eine fast mütterliche Stütze fand. Briefanreden wie «Mein Hannakind» mit expliziten Anregungen für Verhalten und Bewältigung angesichts der für Hanna in einer erneuten Verzweiflung (und auch wohl Aggression) mündenden Beziehung zu Hans-Werner und ein engzeilig getippter Brief von Hanna an Ruth ohne Absatz und voller Selbstanschuldigungen zeugen von einer sehr engen Beziehung, in der einmal Hanna auch als «4. Kind» von Ruth bezeichnet wird.

Erst bei einem späten wieder sehr ähnlichen Muster im fortgeschrittenen Alter von Hans-Werner mit einer romantischen Beziehung zu der Ehefrau eines holländischen Kollegen in Form einer Dreiecksbeziehung unter Einschluss dieses

Ruth mit Vaters
 Amtsnachfolger
 Dick van Amstel



Kollegen mit einem sehr aufwändigen Lebensstil einschließlich Reisen, Besuchen von Festspielen und Anfertigungen teurer Maßanzüge bei einem vornehmen Wiener Schneideratelier verweigerte unsere Mutter konsequent die Teilnahme an dieser Menage. In ihrer schriftlichen Selbstbefragung von 1975 – also im Alter von 64 Jahren – stellt Ruth mit eindrucksvoller Klarheit zu ihrer Partnerbeziehung fest:

»Wir haben heute erfahren, wie dünn die Schicht ist, auf der wir uns begegnen (auch wenn es H.-W. nicht wahrhaben will). Darüber und darunter schlummert alte Liebe, brodeln Hass und Eigensucht und so viel Aggression. Man muss schon sehr vorsichtig miteinander umgehen, um nicht einzubrechen und sich und den anderen zu verletzen. Man kennt sich lang, vielleicht auch gut, doch jeder spricht seine Sprache. Es ist schwierig. Ich bin nie ein guter Kämpfer gewesen. Zuviel Selbstmitleid. Was tut man, wenn man hört: 'entweder bist Du schwer krank ... oder Du bist der unleidlichste Mensch, den ich kenne'. Es stärkt den Lebensmut und das Durchhaltevermögen.«

Vaters mit dem Pensionsalter beginnende schwere neurologische Krankheit machte ihn auf seine alten Tage auch äußerlich sehr von seiner Frau abhängig,



Ruth -
mit Anmut

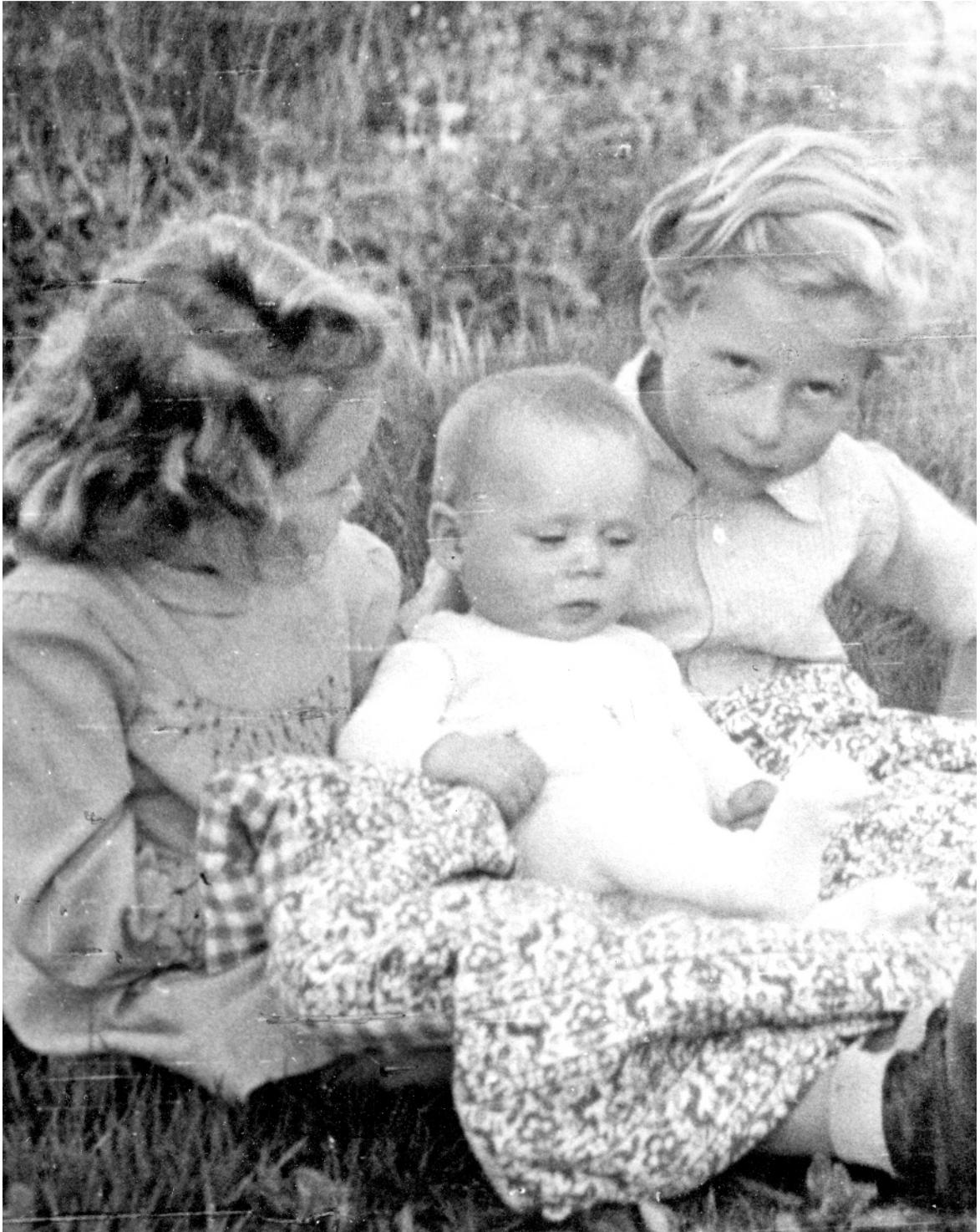


Ruth in der von
ihr geplanten
Wiese ihres
Gartens in den
späten 80er
Jahren

die selber nicht mehr hinlänglich bei Kräften die schwierige Aufgabe übernahm, ihn nachts im Bett zu wenden, weil er dazu allein nicht mehr in der Lage war. Als er 1986 verstarb, zeigte sie keine Zeichen von Trauer, sondern war im Gegenteil wahrscheinlich entlastet. Bei seiner Beerdigung nahm sie keine Äußerungen der Kondolenz von den Trauergästen entgegen, sondern wandte sich am Ende der Begräbniszeremonie abrupt am Arm von Hans-Christoph zum Gehen. Von symbolischer Bedeutung war ihre Entscheidung, den jahrelang von ihrem Mann akribisch gepflegten und von der Besiedelung mit Gänseblümchen pedantisch freigehaltenen Rasen im Garten umpflügen und stattdessen eine Wildblumenwiese anlegen zu lassen.

Sie erlebte, obwohl sie Jahrzehnte früher einen Herzinfarkt gehabt hatte, ihren 80. Geburtstag bei relativ guter Gesundheit im Kreis ihrer Familie und Freunde und entwickelte erst einige Jahre später eine Altersdemenz, bei der sie ihren angereisten ältesten Sohn nur noch mit Mühe erkannte, während der häufigere und engere Kontakt zu ihrer Tochter bei ihr für ein besseres Erkennen sorgte. Am engsten blieb die Beziehung zu ihrem jüngsten Sohn Thomas, der in Hannover ansässig sie über Jahre nahezu täglich besuchte und liebevoll betreute. Ihr blieb insbesondere wegen seines Einsatzes eine Heimunterbringung erspart. Zusätzlich versorgt von Pflegekräften und einer liebevollen jüngeren Nachbarin wurde sie 86 Jahre alt, als sie am 11.5.1997 am Muttertag im Beisein ihrer Kinder friedlich entschlief.

UNSERE KINDHEIT
UND JUGEND



Die drei Geschwister 1950

Die kargen Nachkriegsjahre

Ergebnisse aus den ersten Lebensjahren von Hans-Christoph ab 1943 in Berlin, Grünberg und Bad Gandersheim/Harz sowie von Sabine seit ihrer Geburt 1945 in Bad Gandersheim sind nur bruchstückweise aus Erzählungen vor allem von unserer Mutter berichtet worden. Dazu gehört die frühe Anekdote von der Abreise der Eltern mit dem gerade 10 Wochen alten, erstgeborenen Hans-Christoph aus Berlin. Diese war im Sommer 1943 erforderlich geworden, weil Berlin sich nunmehr in der Reichweite der Bomber der Royal Air Force (RAF) befand und die für die Wehrmacht erforderlichen Ausstattungen in der Nachrichtentechnik, an deren Herstellung unser Vater mitwirkte, nunmehr in dem damals noch kriegssicheren Städtchen Grünberg in Schlesien hergestellt wurden. Zu den Familienerzählungen gehört die Behauptung, dass der für die Zugabfahrt benutzte Bahnhof in Berlin (angeblich der Anhalter Bahnhof) etwa zwei Stunden nach Abfahrt der Familie Steinhausen von der RAF bombardiert und schwer beschädigt wurde. Tatsächlich stimmt diese Darstellung mit den historischen Daten zum Anhalter Bahnhof nur ungefähr überein, denn die weitgehende Zerstörung erfolgte erst im Februar 1945 und es ist gleichzeitig unklar, warum die Abfahrt der Familie nicht über den Schlesischen Bahnhof erfolgte.

Der Aufenthalt in Grünberg/Schlesien ist vor allem durch zahlreiche Fotos von Hans-Christoph belegt. Schon 1944 musste die noch dreiköpfige Familie wegen des Vorrückens der sowjetischen Armee aus Grünberg fliehen und fand offensichtlich vorübergehend Unterkunft im Haus von Großvater Erich Steinhausen



Erstes Foto von Hans-Christoph nach der Geburt in einer Privatklinik in Berlin-Halensee



Erstes Lebensjahr in Grünberg/Schlesien 1943

in Ilsenburg/Harz. Als sich abzeichnete, in welche Besatzungszonen Deutschland nach dem verlorenen 2. Weltkrieg eingeteilt wurde, gelang es unserem Vater, dass wir von einem der letzten abrückenden britischen Militärkonvois in die zukünftige britische Besatzungszone nach Bad Ganders-

Mit Großvater
Erich
Steinhausen in
Ilsenburg/Harz
1943



Mutter und
Sohn 1943

Hans-Christoph
und Schwester
Sabine ca. 1948



heim am Harz mitgenommen wurden. Dort wurde Sabine im Juli 1945 geboren und die erweiterte Familie zog 1947 weiter nach Hannover, weil sich dort offensichtlich die Möglichkeit ergab, dass unser Vater seine Tätigkeit bei der Firma Telefunken fortsetzen konnte. Aus der Zeit in Bad Gandersheim sind mit Ausnahme der intensiven Lebens-Freundschaft zu dem Ehepaar Seeberg, von ihren Kindern ursprünglich Veer und Möhr (für Vater und Mutter) genannt und zeitlebens mit diesen Namen identifiziert, keine Fotos und bleibenden Erinnerungen an diese schweren Nachkriegsjahre erhalten geblieben.

Dies änderte sich mit dem Umzug nach Hannover-Kleefeld, wo unsere Familie von 1947 bis 1953 wohnte, zunächst mit Hans-Christoph und Sabine und dann nach dessen Geburt ab 1949 mit ihrem dritten Kind, dem Thomas. Auch für diese Zeit sind außer Fotos von den Kindern kaum weitere Fotos vorhanden, was insofern nicht unbedingt verwundert, als diese Nachkriegsjahre von Kargheit gezeichnet waren. Die Zeit am Wohnsitz in der Gifhorner Straße in Hannover-

Kleefeld ist zugleich der Abschnitt der frühen Kindheit aller drei Kinder – des 1943 geborenen Hans-Christoph, der 1945 geborenen Sabine und des dort 1949 geborenen Thomas. Unsere Mutter hat zahlreiche erlebte Episoden mit ihren Kindern aus dieser Zeit ab 1950 und dann auch noch sporadisch an unserem nächsten Wohnort in Hannover-Kirchrode bis einschließlich 1957 festgehalten. Dazu benutzte sie eine mit einem Alphabetischen Register versehene gebundene Kladde, die ihr primär für Einträge von Kochrezepten diente. Im selben Buch eröffnete sie aber auch einen Abschnitt über «Meine Kinder» wobei sie die Kladde von hinten und so gedreht beschrieb, dass sie kontinuierlich Alltagserlebnisse mit ihren drei Kindern hinzufügen konnte. Die berichteten Begebenheiten mit den Äußerungen aus Kindermund sind in ihrer anekdotischen Darstellungsform und Situationskomik ein besonders liebevolles Dokument unserer Kindheit. Wegen der guten Lesbarkeit der Handschrift unserer Mutter ist dieses Erinnerungsstück in Ausschnitten in dieses Kapitel integriert.

Unsere Wohnung lag in der Gifhorner Straße, einem Teil der sogenannten Heidesiedlung am Stadtrand von Hannover und bestand seit den 30er Jahren aus einer Mischung von Einzelhäusern mit recht uniformer Ausrichtung der Giebel zur jeweiligen Straßenfront und mehrheitlich dreigeschossigen Reihenhäusern. Die relativ isoliert gelegene Siedlung außerhalb vom zugehörigen Stadtteil Hannover-Kleefeld und die Distanz zur nächsten Ortschaft, der in der Silhouette von der Zementindustrie dominierten Kleinstadt Misburg, sowie der fehlende Durchgangsverkehr bei allgemein noch sehr seltenem privatem Automobilbesitz machten die Straßen zu einem beliebten Spielplatz für die damals zahlreichen Kinder der Kriegs- und Nachkriegsjahrgänge.

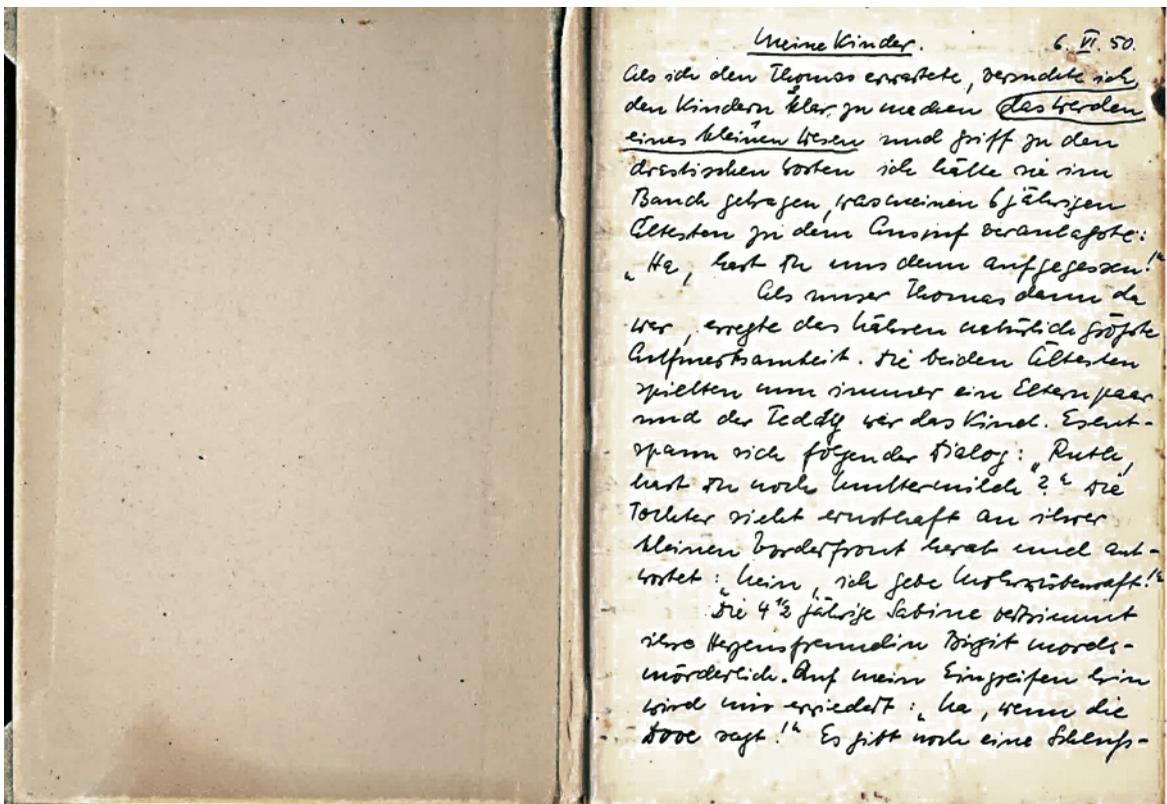
So war die Straße der tägliche Platz für die Kinderspiele mit Verstecken, Seilspringen, Murmelspielen, Hüpfen in den auf den Asphalt mit Kreide



Sabine spielt im Sand und ist schon als Kleinkind ungemein charmant.

Die Kladder
unserer Mutter
mit den
aufgezeichneten
frühen Anek-
dotten zu ihren
Kindern.

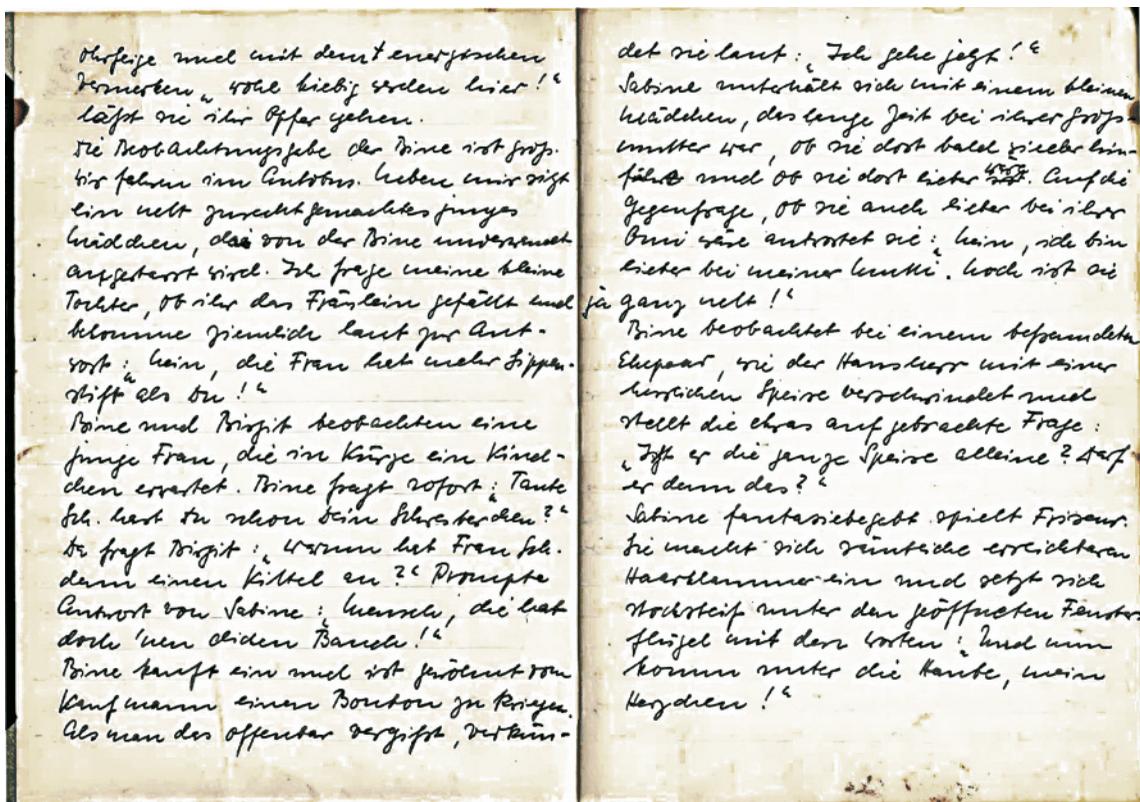
aufgezeichneten Hinkelkästen, Kreisel- (sogenannten Pindopp-) Spielen mit einer Peitsche aus Bindfaden und vielem mehr. Für eine Weile war ein Spiel für zwei Spieler mit den Deckblättern von Zigarettenschachteln als Spielkarten populär, bei dem derjenige, der an der Reihe war und aus seinem verdeckten Stoß eine identische Zigarettensmarke aufdeckte und auf die seines Mitspielers legte, den gesamten angesammelten Kartenstoß gewann. Bei diesem Spiel mussten wir immer damit ringen, ob wir unsere von den Eltern gesammelten seltenen ausländischen Marken, die wir voller Stolz gezeigt hatten, auch mitspielen ließen, weil ja die Gefahr des Verlusts dieser wertvollen Spielkarten drohte. Unser Vater hatte diese Zigarett-



marken von seinen Dienstreisen ins Ausland mitgebracht. Er gab das Rauchen früher auf als unsere Mutter, die erst im höheren Alter dem dringenden Rat ihres Arztes folgte.

Unvergesslich blieb nach der Sprengung des aus dem Krieg verbliebenen sogenannten Löschteichs, einer großen Betonwanne, der von den Kindern und Jugendlichen auf der nunmehr freien Fläche in eigener Initiative gestaltete Sportplatz mit stoppeligen Laufbahnen, wobei Hans-Christoph bei der Eröffnungsfeier den

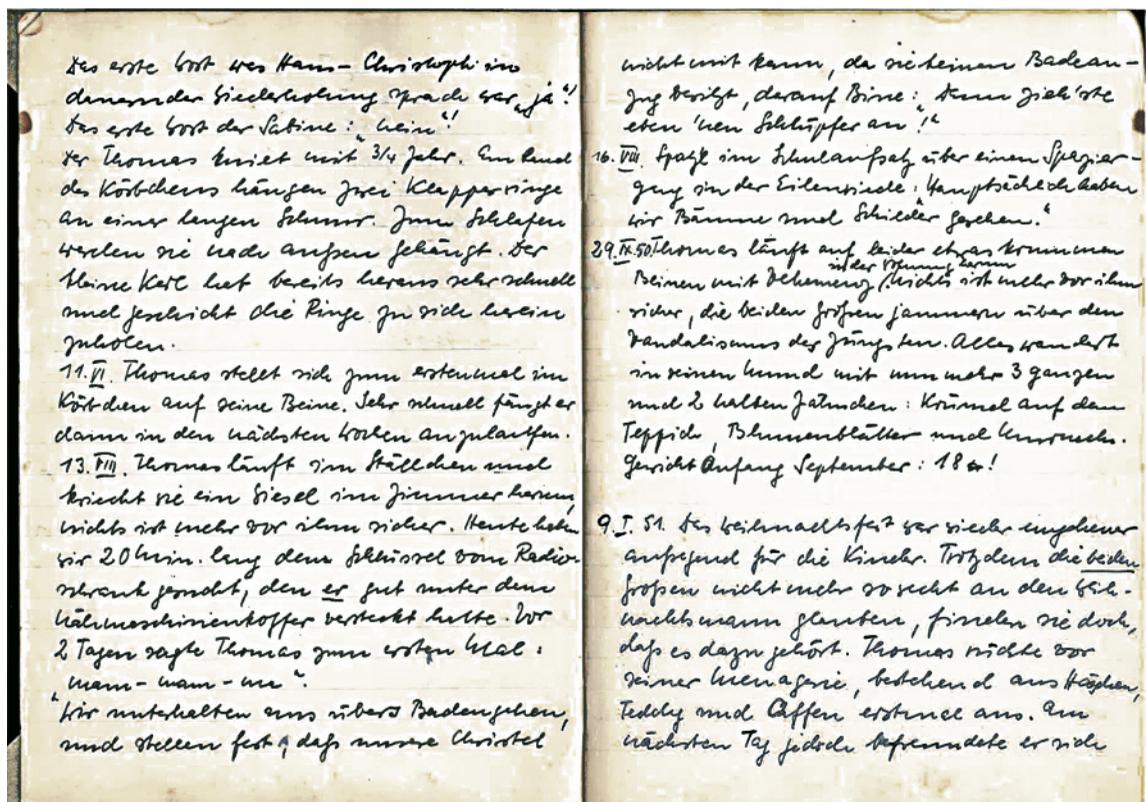
Lauf nach nur wenigen Runden erschöpft abbrach. Seine fehlende Begabung für Sport in verschiedener Form durchzog dann auch seine Schulkarriere und auch als Erwachsener hielt sich seine Begeisterung sowohl für aktiven als auch passiven Sport in Grenzen. Solange der Löschteich mit seinen schrägen Wänden noch existierte, war er eine beliebte Rutschbahn vor allem für die Jungen, die damals alle eine klassische kurze Lederhose trugen. Beim Kauf wurde mit noch sehr weiten Hosenbeinöffnungen der zu erwartenden Zunahme des Oberschenkelumfangs Rechnung getragen, was sich bei den Storchenbeinen von Hans-Christoph aber nur begrenzt erfüllte.



Sofern die Hose diesen Zeitpunkt denn überhaupt noch erlebte, wenn sie nicht wie bei unserem Bruder Thomas mit seinem besonders quirligen Temperament schon frühzeitig «durchgeritten», d.h. vom Rutschen durchgeschuert war. Das war damals eine doppelte Katastrophe, denn diese Lederhosen waren nicht nur in der Anschaffung teuer, sondern erhielten ihren richtigen Wert erst, wenn das Leder speckig und schmutzig, damit also richtig zünftig geworden war. Eine neue Lederhose mit ihrem diskreten mausgrauen Rau-Leder, den

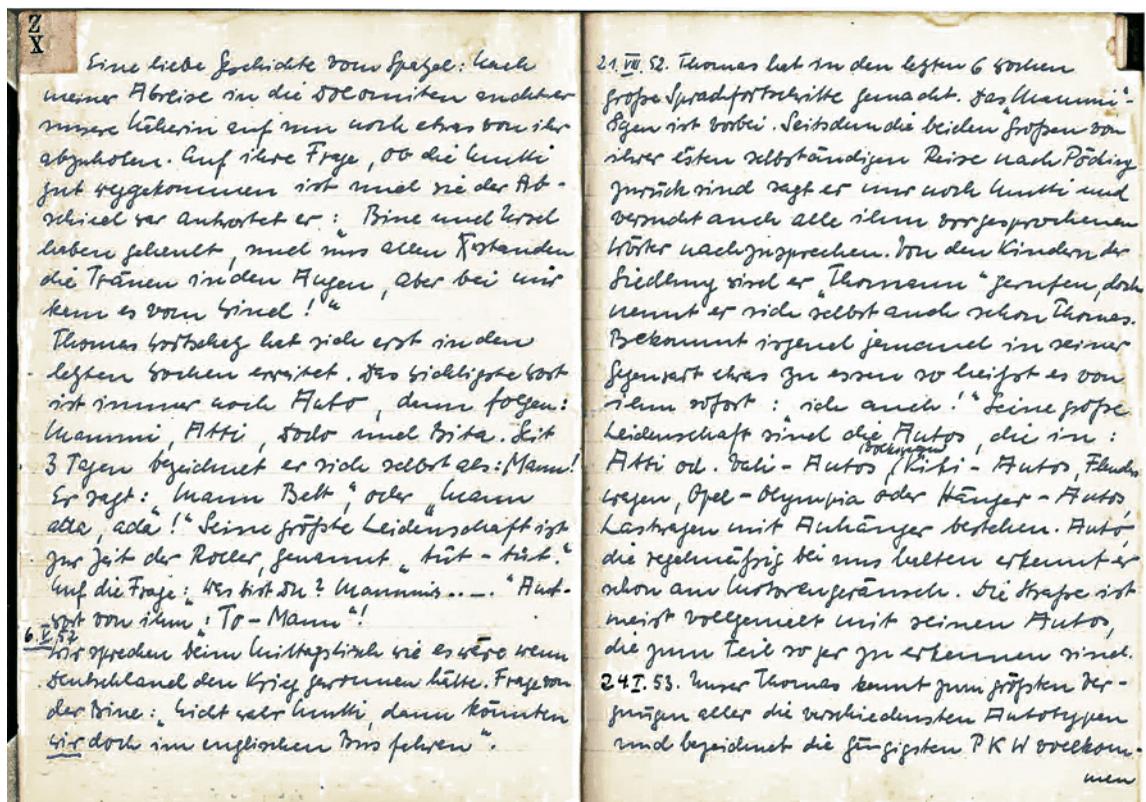
Hornknöpfen, der charakteristischen Vorderklappe und den dazugehörigen Hosenträgern rief hingegen ein eher mitleidiges Lächeln oder Grinsen der anderen Jungen hervor. Insofern hatte die alte und speckige Lederhose einen regelrechten Trophäenwert.

Die umliegenden Felder der Siedlung mit der Möglichkeit zum heimlichen Entwenden von Mohrrüben und zum Spielen in den zum Trocknen zeltförmig aufgestellten Korngarben auf den spätsommerlichen Feldern waren eine Bereicherung der ansonsten schmucklosen Region. Dort konnten wir Kinder im Herbst unsere Drachen steigen lassen, sofern sie denn flogen. Das gelang mit dem



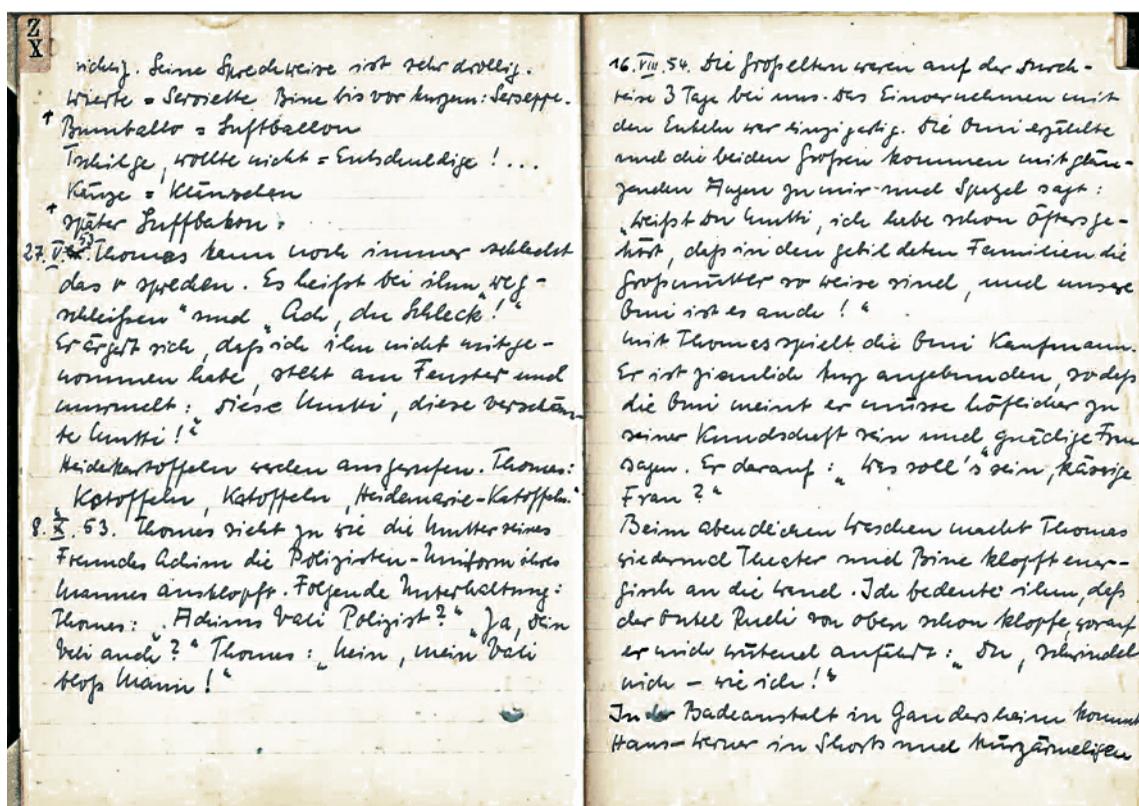
von Vater - in der ihm eigentümlichen Solidität als Hobby-Handwerker - mit einem zu schweren Holzkreuz versehenen Drachen allerdings nicht, sondern erst mit einem gekauften und für die damalige Zeit beinahe futuristisch gestalteten Drachen, der aus zwei Segelflächen aus Stoff in den Farben rot und gelb bestand. Dieser Drachen einschließlich der roten Seiltrommel wurde von den anderen Kindern mit einer Mischung von Neid und Respekt, aber auch diskreter Verachtung beäugt. Schließlich war er ja nicht selbst aus lasiertem bunten Papier, einem

Unsere Kleidung bestand zum Teil aus selbstgestrickten Pullovern, bei denen einfach angestrickt wurde, wenn wir aus ihnen herauswuchsen. Deren Farben waren blass und die Wolle stammte wahrscheinlich aus Restbeständen, die nach dem Krieg noch verfügbar waren. Für die Instandhaltung und Reparatur war eine Hausschneiderin, das ältliche und blasse Fräulein Z., zuständig, die auf diese Bezeichnung Wert legte und zweimal für mehrere Tage pro Jahr stets dunkelgrau oder schwarz gekleidet und mit Haaren, die streng zu einem Dutt zusammengekämmt waren, in die Familie kam. Unsere Mutter und wir schauten ihr dann oft bei der Arbeit zu, weil sie gerne besondere Aufmerksamkeit für ihre



Erzählungen genoss. Dabei berichtete sie dann ziemlich ungeniert von ihrer Kundschaft, sodass Mutter in Sorge geriet, was sie denn wohl über uns andernorts erzählen würde. Fräulein Z. stellte auch insofern besondere Anforderungen an meine Mutter, weil sie mit uns das Mittagessen einnahm und dementsprechend auch «kulinarisch» zufrieden gestellt werden musste, und anschließend immer eine Mittagspause auf Vaters Couch anhielt. Der aufkeimende Wohlstand bereitete diesen Besuchen der Hausschneiderin dann schließlich ein Ende.

Unsere Mietswohnung lag in einem zweistöckigen Reihenhaushaus mit zwei Etagen und einem Dachgeschoss. Offensichtlich hatte das Haus im Krieg einen Bombenschaden erlitten, obwohl die Siedlung abseits der Stadt keinerlei Trümmergrundstücke hatte. An unserem schmucklosen Haus mit zementfarbigem Putz war nach dem Krieg offensichtlich der Balkon wiederhergestellt worden, wobei die Mängel der unmittelbaren Nachkriegszeit dazu geführt hatten, dass statt einer nicht verfügbaren Balkontür ein relativ breites Fenster eingebaut worden war, so dass man den Balkon nur mit einer sportlichen Flanke betreten konnte. Auf dem Fensterbrett wurden bei entsprechender Witterung Speisen zum Kühlen abge-

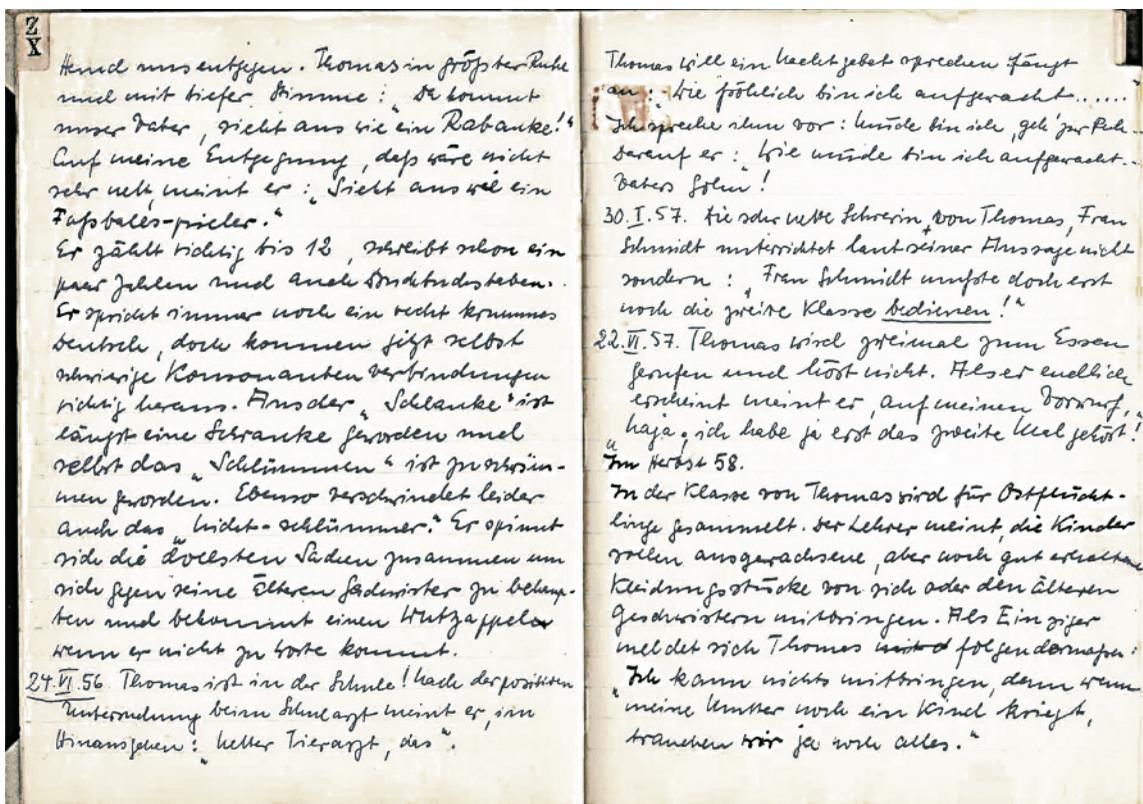


stellt, darunter auch die von unserem Vater so geliebte saure Milch in dickwandigen großen Gläsern, die für uns Kinder hingegen auch mit der obligaten dicken Zuckerbestreuung ein Graus war. Einen eigenen Kühlschrank besaßen die Familien damals noch nicht.

Die Ernährung hatte noch keine große Vielfalt und war streng an dem Angebot der jeweiligen Jahreszeit orientiert. Die Gemüse- und Obstsorten waren eng auf den einheimischen Anbau beschränkt und standen nur jahreszeitlich zur Verfügung.

Kartoffeln wurden selbstverständlich in großen Kartoffelschütten im Keller aufbewahrt und vor dem Winter in großer Menge angeliefert und eingelagert. Es bestand noch die berechtigte Sorge eines für Kinder ungenügenden Vitamin-Angebotes und insofern hatte der so unangenehm schmeckende und daher verhasste Löffel voll Lebertran noch seinen festen Platz beim Frühstück. Aus ähnlichen Gründen war der Fisch am Freitag ein fester Bestandteil des wöchentlichen Speiseplanes.

Selbstverständlich musste das selbstgekochte Essen für die Kinder nach der Schule bereitstehen. Beliebte Kinderessen waren der Grießbrei mit Früchten, Eier-Pfannkuchen und auch Kartoffelpuffer, und zum Sonntag gehörte



selbstverständlich ein von Mutter selbst gebackener Apfelkuchen, der heute noch als der «Apfelkuchen nach Großmutter's Art» unser Favorit ist. Unsere Mutter behauptete in ihrem späteren Leben, dass ihr das Stehen am Herd kein Vergnügen bereitet habe. Dabei war sie eine gute Köchin und hat uns zahlreiche Rezepte in ihrer markanten und gut lesbaren Schrift hinterlassen.

Die Wohnung war klein und bestand aus drei Zimmern, die sämtlich eng mit den aus dem Krieg geretteten Möbeln ausgestattet waren. Im Ess- und

Wohnzimmer standen der alte runde Esstisch, daneben ein großer Ohrensessel mit Stehlampe, ferner der Danziger Barockschrank mit der Sammlung der klassischen deutschen Literatur in kostbaren Bänden aus der Zeit der Großeltern Steinhausen, ein halbhoher Schrank für das verbliebene Maria-Weiß-Geschirr und Familiensilber sowie in der einen Ecke des Zimmers ein aus Schamottsteinen gebauter Kohleofen, der außer dem Ofen in der Küche die einzige Heizungsquelle der Wohnung war. Geheizt wurde mit Kohlebriketts, die aus dem Keller hochgeschafft werden mussten. Von unserer Mutter konnte man dabei lernen, dass ein Brikett länger vorhält, wenn es mit einer dicken Schicht Zeitungspapier eingewickelt und dann befeuchtet wird. Diese Mitgift war Hans-Christoph zu Beginn seiner Studienzeit in Erlangen in seinen ersten Studentenbuden sehr hilfreich, die ebenfalls keiner Zentralheizung angeschlossen waren.

Dem Esszimmer in unserer Wohnung in der Gifhorner Straße schloss sich mit einem Durchgang das sogenannte Herrenzimmer an. Hier standen die sonderangefertigte Schlafcouch unseres Vaters und der von seinem Vater geerbte Schreibtisch. Außerdem war das Zimmer mit einer Vitrine mit gebogenen Glasscheiben versehen, die von der kleinen Sabine als «Bitrine» bezeichnet wurde und diesen Namen bis zu ihrer späteren Entsorgung behielt. Neben der Couch befand sich eine für die damalige Zeit gigantische Musikanlage mit mehreren Lautsprechern zum Abspielen der Schellack-Schallplatten mit 78er Umdrehung. Sie war wahrscheinlich von unserem Vater selbst entworfen und in Bau gegeben worden, wobei sowohl das Holzgehäuse wie auch die Plattensammlung später im Keller unseres Hauses landeten. Die zahlreichen und für eine einzige Symphonie jeweils in einem dicken Album zusammengefügt Schallplatten wurden dort allmählich dem Bruch überlassen, nachdem sie in den zurückliegenden Jahren vor der Einführung der Langspielplatte in der Gifhorner Straße noch für ein freizügiges Sonntagskonzert mit beträchtlichem Beschallungsradius für die gesamte Straße gesorgt hatten.

Schließlich stand in Vaters Zimmer noch der von seinen Eltern geerbte Sessel aus deren Spandauer Wohnung mit sehr tiefer Sitzfläche. Er trug damals



Thomas
zum Fasching in
Pöcking 1952

noch seine Bespannung mit hellem Leder aus der Vorkriegszeit, wobei die Armflächen besonders im Bereich der aufgelegten Hände deutliche Verfärbungen und Stellen mit einer speziellen Patina hatten, in denen sich als Kind wunderbar Muster mit dem Fingernagel einkerben ließen. Nach dem Wechsel in unser Haus wurde er mit einem unscheinbaren Plastikbezug in der Farbe von ausdruckslosem Bindfaden tapeziert, bevor er sehr viel später von Mutter mit dem sehr ansprechenden Blumenmuster vor anthrazitgrauem Hintergrund neugestaltet wurde, das ihn heute noch ziert. In Vaters Zimmer wurde dieser Sessel immer in



der Vorweihnachtszeit fortgeräumt (wohin in der engen Wohnung auch immer), damit die im Keller verstaubten Hartfaser-Platten auf Böcken für die Aufstellung der Modelleisenbahn mit Ausdehnung in das angrenzende Wohnzimmer aufgebaut werden konnten. Für die Erweiterung des Lokomotiven- und Waggonparks dieser Modelleisenbahnsammlung beschenkte Vater seine Söhne über viele Jahre anhaltend und regelmäßig, bevor später die Umwidmung eines Kellerraumes in unserem Haus am neuen Wohnort einen nie endenden Aufbau der Anlage bedeutete. Nicht erst zu diesem Zeitpunkt war klargeworden, dass Vater seinen beschenkten Söhnen keine vergleichbare Liebe zu diesem Hobby hatte einpflanzen können und langfristig sich selbst sehr gezielt beschenkt hatte.

Das dritte Zimmer in der Wohnung in der Gifhorner Straße war das Schlafzimmer, das sich Mutter mit ihren drei Kindern teilte. Sie hatte also nirgends einen eigenen Platz, zumal das Zimmer mit einem großen Kleiderschrank für die ganze Familie, einem Doppelbett und zwei Kinderbetten vollgestellt war. Dafür war sie aber von ihren Kindern umgeben vor der Annäherung ihres Mannes

geschützt, zumal sie, wie sie ihrer Tochter später einmal bekannte, beim ehelichen Verkehr ohnehin immer an den Speisenzettel für die nächsten Tage dachte. Eines der Kinder, entweder Sabine oder Hans-Christoph, schlief in der Doppelbetthälfte, während die beiden anderen separate einfach gefertigte Kinderbetten mit Nachkriegsqualität hatten. Das Bett unseres auch abends und nachts recht aktiven kleinen Bruder Thomas brach immer wieder wegen ungenauer Verarbeitung auseinander, sodass sein kommentierender Spruch «wieder durchgekracht» zu den geflügelten Worten der Familie avancierte. Das Doppelbett durfte nur einmal auch vom Vater belegt werden, als er sich von den Kindern wahrscheinlich mit Mumps angesteckt hatte und alle gemeinsam im Schlafzimmer von Mutter versorgt wurden. Beim Hereinkommen brach sie einmal in lautes Lachen aus, als sie Vater und ältesten Sohn im Doppelbett jeweils in identischer Körperhaltung mit einem Arm hinter dem Kopf verschränkt vorfand, ohne dass die beiden sich entsprechend verabredet hatten.

Da es kein eigenes Kinderzimmer gab, musste das Spielzeug jeweils im Ess- und Wohnzimmer ausgepackt und noch am Abend mehrheitlich zum Missvergnügen der Kinder wieder abgeräumt und verpackt werden. Die Spielsachen waren in der Menge überschaubar und wenig aufwändig und kleinere Teile fanden in den leeren Blechschachteln aus den damals aus Amerika nach Deutschland verschickten Care-Paketen Platz. Einige Spielsachen sind in Erinnerung geblieben. Hans-Christoph besaß einen Steinbaukasten, der aus wenigen Grundelementen aus einem robusten und leichten Material bestand. Die rotbraunen, mit Ölfarbe überzogenen Steine – Rechtecke, Säulen, Dreiecke und Bögen – ließen der Fantasie im Spiel viel Raum und die entstehenden Bauten konnten mit den ersten Wiking-Modellautos zu Spielszenen ergänzt werden. Etwas später hat der jüngere Bruder Thomas schon sehr früh seine Begeisterung für Autos entdeckt und seine Sammlung von Wiking-Modellautos angesichts der sprunghaft ansteigenden Palette des Modell-Angebotes beträchtlich ausbauen können. Sabine war begeistert von ihrer ersten Käthe-Kruse-Puppe, die damals noch sehr teuer war und daher auch gerne vorgezeigt wurde. Natürlich hatten diese Puppen der Zeit entsprechend noch keine eindeutigen Geschlechtsorgane.

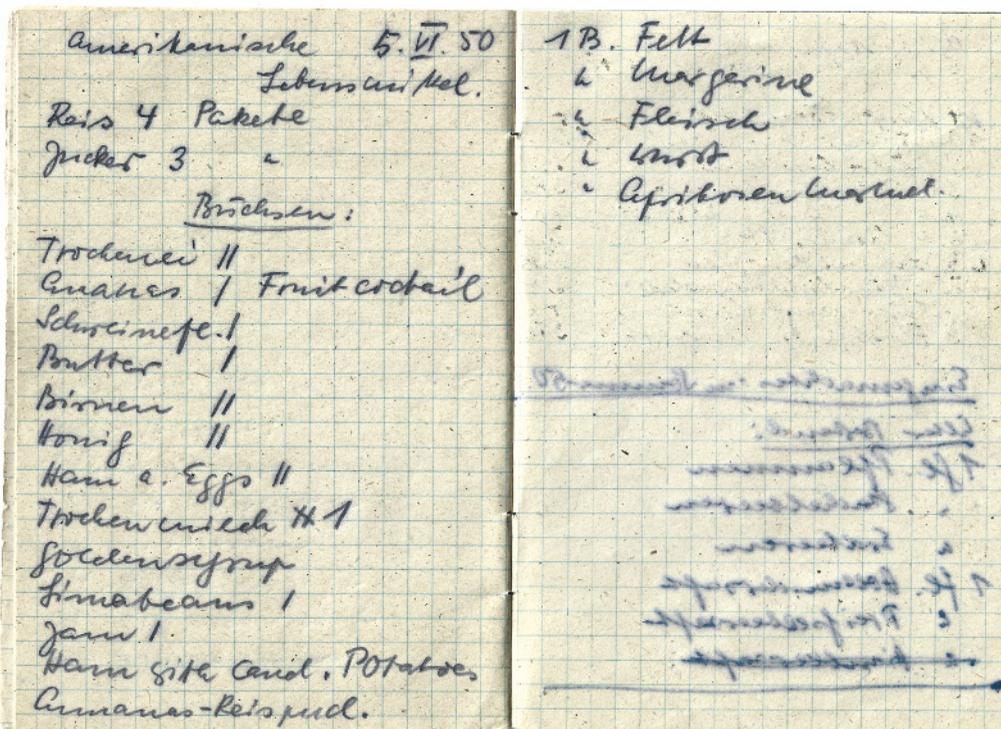
Die wirtschaftliche Situation, in der die Familie lebte, spiegelt sich eindrücklich in einem Oktavheft mit blaugrauem Umschlag wider, in das unsere Mutter die Ausgaben für den Haushalt in den Jahren 1948 – 1950 eintrug. Ausschnitte aus diesem kleinen Haushaltsheft finden sich in den Abbildungen und dokumentieren nicht nur den bescheidenen Familienbedarf, sondern auch das Warenangebot und die Preise aus dieser Zeit. Die ersten Eintragungen stammen

Buchführung
der Haushalts-
kosten im Jahre
1948 durch
unsere Mutter

Es sen emel Trinken im Juli 48		
1. VII	Kaufmann	4.40
	Geißelbier	3.60
	Gemüse	1.70
	+ Krot	1.20
	Eisern	1.25
	Milch + Brotten	1. -
2. VII	Kaufmann	4. -
	Milch	0.45
	Brot + Brotchen	0.95
3. VII	Bäckerei	1.40
	Blumenkohl	1.05
	Gemüse	3.15
	Kirschen	1.50
	2x Milch	0.90
5. VII	Milch	0.45
	Brot + Brotchen	0.95
	Kaufmann	2.30
6. VII	Tomaten	0.75
	Kartoffeln	1.80
	Blumenkohl-Salat	1.65
	Fisch	1.90
	Milch - Butter	1.5
		<u>44.35</u>

Zusatz			Zusatz im Juli 48		
		44.35			
7. VII	Butter-Pudding	1.70	Frischbrot	2.10	
	Milch	0.45	Brot	2. -	
	Kirschen + Krot	1.35	Soßenhalter	1.75	
8. VII	Milch	0.45	Zigaretten	8. -	
	Brot + Brotchen	0.95	Zeit-Karte	2.30	
	Kaufmann		Reifenreifen	0.20	
	Gemüse	2.80	Schinken-Prepacher	7.10	
	Brotgeld	0.80	Fahrgeld	1. -	
9. VII	Fleisch + Schindly	3. -		0.60	
	Kaufmann	0.75	Spielzeug	0.75	
	Kirschen	0.20	Brotform	3. -	
	10 K. Brotchen	0.50	Kartoffeln	4. -	
	Milch	0.45	Kuchenform	0.75	
	Butter-Kaufmann		4 Kleiderbügel	1. -	
	Camembert		Zeit-Karte	0.60	
	Tomatenmark		Reifenreifen	1. -	
	1x Milch		Küchle	0.75	
	3 Blumenkohl	1.10	Topfbrat + Kopf	0.50	
	4 verschiedene Tees	1. -	Blumen	0.35	
10. VII	Brot + Kaufmann	1.70	Zigaretten	1.75	
	Milch 2x	0.90	Fahrgeld	0.40	
12. VII	Brot + Kirschen	1.40	Reifenreifen + Hta	2.51	
	Milch	0.45	Fahrgeld	0.80	
	Butter	2. -	3 R. Kaufmann	3. -	
	Kaufmann	0.80	Kartoffeln + Enten	40.60	
				<u>65.61</u>	

vom Juli 1948, also dem ersten Monat nach der Währungsreform, bei der in den Westzonen die zuvor noch gültige Reichsmark auf die D-Mark umgestellt wurde. Mutter hat nicht nur die täglichen Ausgaben für Lebensmittel, sondern auch „Sonstiges“ akribisch mit Bleistift vermerkt. Offensichtlich standen ihr für die monatliche Haushaltsführung für ihre damals vierköpfige Familie – Thomas war noch nicht geboren – 300 D-Mark zur Verfügung, die sie aber offensichtlich nicht vollständig ausgab. Unter dem Datum des 5. VI. 50 listete sie amerikanische Nahrungsmittel auf, die entweder von ihrem Onkel James Hopp aus New York geschickt worden sein müssen, oder aus den sog. CARE-Paketen stammten, mit denen amerikanische Hilfsprogramme deutsche Familien und Europa in der wirtschaftlich prekären Nachkriegszeit unterstützten.



Lebensmittelsen-
dung aus den
USA



Beginnender Wohlstand ab den 50er Jahren

Recht unerwartet wurde unserem Vater 1953 ein Haus mit Grundstück wiederum am Rande der Stadt in Hannover-Kirchrode mit der Adresse «Im Büntefelde 5» angeboten. Finanziell völlig mittellos, da er bedingt durch den Krieg keinerlei Vermögen gebildet hatte, konnte er dank eines Darlehens durch einen Bekannten, dem später zum Familienfreund avancierten Will, den heute unvorstellbar niedrigen Kaufpreis von 50.000 DM aufbringen, um ein knapp 2000 m² großes Grundstück und ein Haus zu erwerben, das aus zwei Etagen und einem nicht ausgebauten Dachgeschoss bestand. Verkäufer waren ein Rentnerehepaar, das sich lieber in



Unser Haus im Urzustand beim Kauf 1953 Vorderseite (links) und Rückseite

eine städtische kleine Wohnung zurückziehen wollte. Haus und Grundstück lagen an einer vom zuständigen Gartenamt gepflegten Grünfläche mit weiteren recht ähnlichen bescheidenen Bauten aus den 30er Jahren. Die Zeichnung von Thomas zeigt einen Aufriss einschließlich der Namen unserer Nachbarn, zu denen insgesamt wenig Kontakt bestand.

Lediglich die junge erwachsene Tochter der Nachbarin links von uns versuchte immer wieder, bei offenem Fenster durch Arien mit Koloratur-Sopran die Aufmerksamkeit unseres Vaters zu gewinnen, der in seinem Musikverstand diesen Aktivitäten nur Kopfschütteln und knappe bissige Bemerkungen uns Kindern

Die Gartenseite nach mehreren Anbauten in den 60er Jahren



Kleines Universum: Die Nachbarschaft im Büntefelde

gegenüber abgewinnen konnte. Das zweite Kind dieser Nachbarin, einer Kriegerwitwe, war ein junger in seiner geistigen Entwicklung eingeschränkter junger Mann, der sich vor allem durch sein wiederholtes aggressives und unverständliches Schimpfen über den Zaun hinweg auszeichnete, wenn ihn irgendwelche Vorgänge bei uns aufregten. Bei dem Kaufmann Berendsohn schräg



gegenüber wurden über viele Jahre die Einkäufe für den Alltag getätigt, bis sich Mutter mit der verkaufenden Ehefrau aus wahrscheinlich nichtigem Anlass überwarf und hinfort trotz eines längeren Hinwegs nur noch bei dem Kaufmann Hirte am angrenzenden Bünteweg einkaufte.

Am Ende unserer Straße hatte in den ersten Jahren der beleibte Milchmann Hilpert sein Geschäft, in dem anfänglich die Milch noch aus großen Kannen in die mitgebrachte Milchkanne der Familie geschöpft wurde, bevor eine Pumpe zum Abfüllen zum Einsatz kam. Die Tochter des Milchmanns führte das Geschäft nach ihm nur noch wenige Jahre fort, bevor sie angesichts der Veränderungen

der Einkaufsangebote aufgeben musste. Die schräg gegenüber gelegene Drogerie wurde ursprünglich von einem etwas knorrigen Drogisten geführt, der in seinem weißen Kittel und mit seiner Hornbrille eher wie ein Laborant wirkte und dessen Frau das Geschäft auch nur noch wenige Jahre nach seinem Tod fortführte, weil die Lage und der zunehmende Konkurrenzdruck die Fortführung derartig kleiner Geschäfte nicht mehr möglich machten.

Unser Haus war beim Kauf ein recht unauffälliges Gebäude mit Giebelfront zur Straße. Vor unserem Einzug wurde im Rahmen eines größeren Umbaus die Küche von der Gartenseite in einen größeren Raum an der Vorderseite verlegt und der frei gewordene Raum als Esszimmer mit einem Fenster aus farbigem Bleiglas versehen und durch einen hohen Durchgang mit dem Wohnzimmer verbunden. Dort wurde zum Garten hin ein großes Fenster eingebaut, das bei einem Bauvorhaben in der Firma unseres Vaters an der Podbielskistraße von einem Kranhaken insoweit beschädigt worden war, dass von der ursprünglichen Doppelverglasung nur noch eine Scheibe übriggeblieben war. Vater frönte bei den neuen Einbauten einschließlich zweier Sitzbänke in Esszimmer und Küche seiner Leidenschaft für verschiedene Hölzer, indem Türen, Bücherregal und



Durchgänge jeweils mit verschiedenen Eichen-, Nussbaum- und Ahornfurnieren versehen wurden.

Sämtliche Arbeiten wurden von der firmeneigenen Tischlerei angefertigt, was den dort angestellten Tischlern offensichtlich große Freude bereitete, weil diese Anfertigungen Abwechslung von den Aufträgen innerhalb der Firma bedeuteten. Wir hatten dementsprechend häufig die bei uns wirkenden Tischler im Haus, von denen der aus Schlesien stammende Seppl mit seinem schwer verständlichen Dialekt, der ursprünglich sehr beliebte und nach einer Krebserkrankung spindeldürre

Mutter im Eingang des Hauses - wahrscheinlich in Kommunikation mit unserem Hund Mäxchen



und bald verstorbene Tischlermeister und der Tischlergeselle Herr Burucki mit seinem besonderen Händchen für die Oberflächenbehandlung der Hölzer besonders in Erinnerung geblieben sind. Herr Bürger war als Leiter der Schlosserei für die Umsetzung von Vaters Zeichnungen von schmiedeeisernen Gittern und Geländern zuständig, und der trotz rheinischer Herkunft stets missgelaunte Maler der Firma trat glücklicherweise nur gelegentlich auf den Plan. Über viele Jahre legte der bereits erwähnte Firmenmaurer Moske immer wieder Hand bei Reparaturen an und erfreute uns mit seiner treuherzigen Gradlinigkeit und Bescheidenheit.

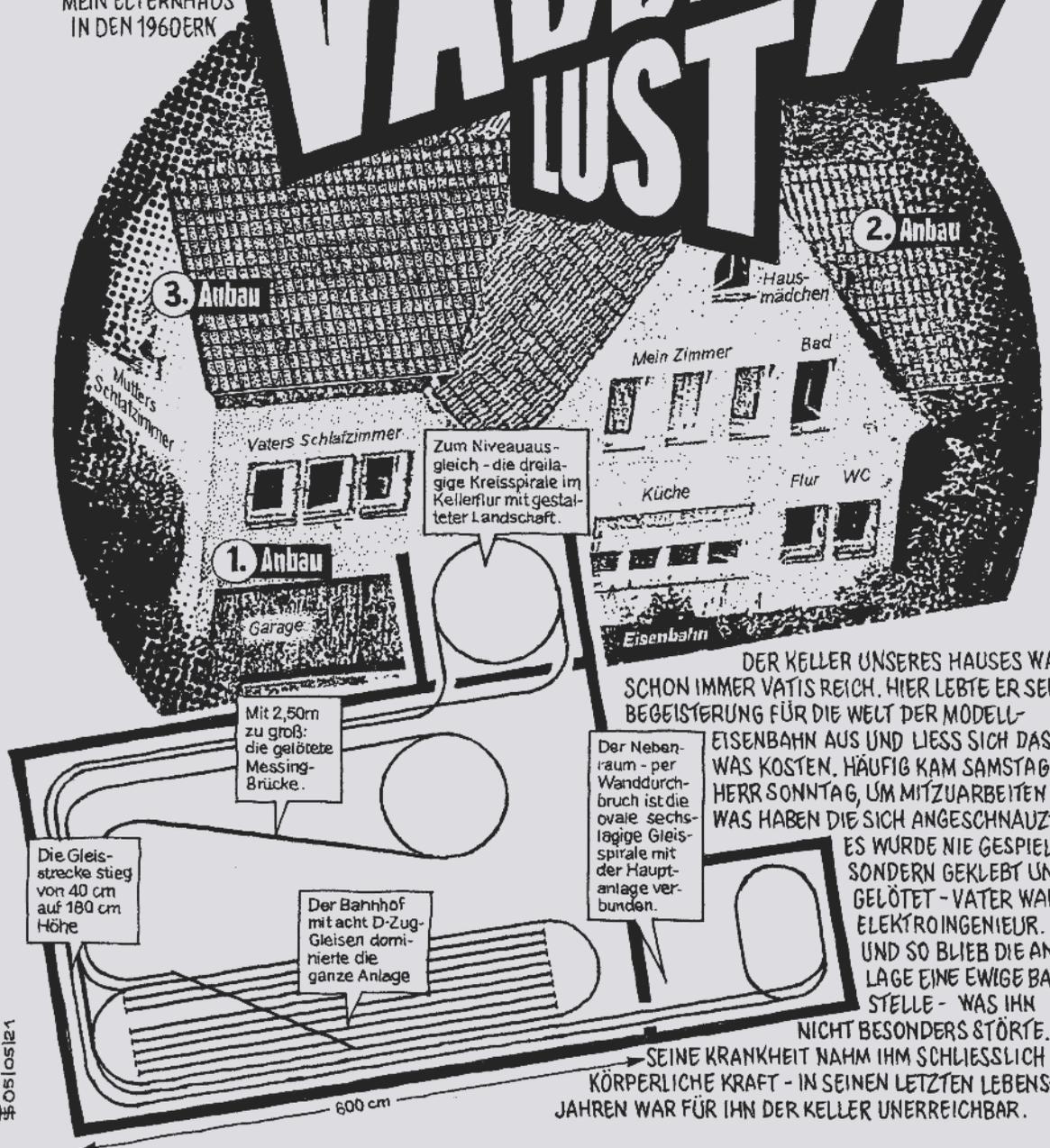


Über viele Jahre war unser Haus eine Baustelle, zumal nach den Umbauten auch Anbauten anstanden, denn der verfügbare Platz entsprach nicht den Bedürfnissen nach einzelnen Zimmern für alle Familienmitglieder und wohl auch nach sichtbarer Repräsentation. Der erste Anbau brachte an der rechten Seite eine separate Eingangshalle mit einem darüber zwischen den Stockwerken liegendem Zimmer für das Hausmädchen. Auf der linken Seite entstand ein Seitentrakt mit einer neuen Garage und darüber einem neuen Repräsentationszimmer, das von dem Danziger Barockschränk, dem neu verlegten dunklen Parkettboden, dem breiten Sessel, einer alten Familientruhe und einer Türfront zum Durchtritt auf die überdachte und mit Porphyrplatten belegte Terrasse

WADDIS LUST

MEIN ELTERNHAUS
IN DEN 1960ERN

Nie vollendet -
der ewige Rohbau.
Die HO-Modellbahn-
Anlage meines
Vaters.



DER KELLER UNSERES HAUSES WAR SCHON IMMER VATERS REICH. HIER LEBTE ER SEINE BEGEISTERUNG FÜR DIE WELT DER MODELL-

EISENBahn AUS UND LIESS SICH DAS WAS KOSTEN. HÄUFIG KAM SAMSTAGS HERR SONNTAG, UM MITZUARBEITEN - WAS HABEN DIE SICH ANGESCHNAUZI!

ES WURDE NIE GESPIELT, SONDERN GELEBT UND GELOTTET - VATER WAR ELEKTROINGENIEUR. UND SO BLIEB DIE ANLAGE EINE EWIGE BAUSTELLE - WAS IHN

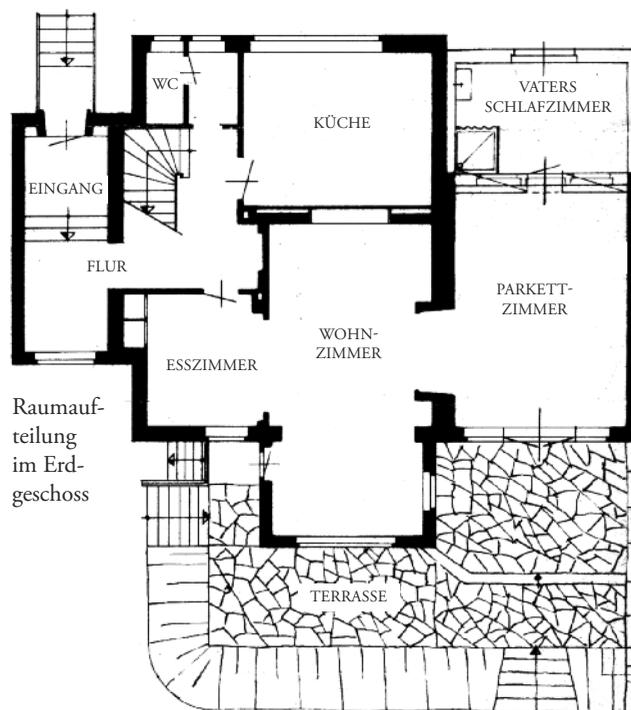
NICHT BESONDERS STÖRTE.

SEINE KRANKHEIT NAHM IHM SCHLIESSLICH DIE KÖRPERLICHE KRAFT - IN SEINEN LETZTEN LEBENSJAHREN WAR FÜR IHN DER KELLER UNERREICHBAR.

bestimmt wurde. Abgetrennt davon befand sich zur Straßenseite das Schlafzimmer von Vater mit separater Duschzelle. Dieses Abteil erwies sich sehr bald als zu klein, sodass ein weiterer angeklebt wirkender Erweiterungsbau mit Flachdach hinzukam, der sich wenig organisch in das Haus einfügte.

Vaters Gestaltungsoberhoheit äußerte sich bis in die abschließende Rundumverkleidung des Hauses mit weißen Spaltklinkern und einem soliden Holzzaun aus Tropenholz einschließlich eines in den Zaun integrierten gigantischen Garagentors als unübersehbare Dominanz behäbiger Solidität anstelle einer mehr zeitgemäßen Ästhetik. Immerhin gelang es der Familie angeführt von Mutter und ältestem Sohn noch in den späten 50er Jahren, einige Schrecklichkeiten wie das extra angefertigte stählerne Gestell mit integrierten Halterungen für Blumentöpfe und nierenförmiger Tischablage gegenüber der Garderobe oder die klotzige Sitzbank aus Eiche im Esszimmer abzuschaffen. Auch die Blumenbank vor dem Fenster zum Garten im Wohnzimmer konnte von ihrer schwulstigen Urform befreit und in gradliniger Ästhetik umgebaut werden. Den Keller gestaltete Vater mit Ausnahme der Waschküche und des Wein- und Vorratskellers zu seinem Refugium mit Werkräumen und Eisenbahnzimmer.

Thomas hat davon aus der Erinnerung eine Zeichnung erstellt.



Die Zimmerverteilung sah anfänglich so aus, dass Vater bis zur Erstellung des Anbaus erneut im Wohnzimmer auf seiner Schlafcouch nächtigte und Mutter über ihm im ersten Stock ihr nach langen Jahren erstes eigenes Zimmer hatte, sodass die bereits vor dem Umzug vollzogene Trennung vom Bett aufrechterhalten wurde. In dem kleinen angrenzenden Zimmer lebte Sabine und die beiden Brüder teilten sich, neben dem kleinen Familienbad mit unbequemer Badewanne unter der Dachschräge, einen letzten Raum mit zwei Klappbetten und dem das Zimmer dominierenden großväterlichen Schreibtisch. Die durch den Altersunterschied von sechs Jahren forcierte Spannung zwischen den beiden mit langen Nachwirkungen wurde erst durch den Erweiterungsbau gemildert, als Mutter

dort ein neues Zimmer bekam, Sabine mit Durchgang zu Mutters Zimmer deren altes Zimmer übernahm, Hans-Christoph wiederum in deren kleines Zimmer zog und Thomas nun das Jungenzimmer allein für sich hatte, wobei der klotzige Schreibtisch in den Keller umgesetzt wurde. In Erinnerung geblieben ist auch noch der in Schachbrettmustern verlegte Linoleumfußboden in diesem Zimmer, der zwar praktisch zum Sauberhalten, aber atmosphärisch wenig ansprechend und kindgerecht war.

Sabine hatte mit dieser Neuordnung nun auch räumlich eine Entsprechung zu der in dieser Zeit wahrscheinlich zu engen Mutter-Tochter-Beziehung. Das Zimmer von Hans-Christoph spiegelte die Interessen des Heranwachsenden wieder. Neben dem von der Tischlerei angefertigten Büchergestell mit eingehängten Regalen und aufklappbarem Pult für die Schularbeiten dominierte die stetig wachsende Schallplattensammlung vornehmlich mit Jazz, der damals relativ populär war und von der Firma unseres Vaters über die Herstellung und den Vertrieb sehr renommierter Labels – speziell der Aufnahmen der amerikanischen Firma Verve - hervorragend repräsentiert wurde. Zugleich war das Zimmer aber auch Zeugnis einer Phase adoleszenter Kleindelinquenz von Hans-Christoph, indem die Wände mit geklauten Straßenschildern tapeziert waren. Im Nachhinein ist es erstaunlich, dass er bei seinen «Streifzügen» weder jemals entdeckt wurde, noch diese ausgestellten Objekte zu irgendwelchen Maßnahmen seiner Eltern führten. Wahrscheinlich war ihnen dieses Verhalten ihres Ältesten so beunruhigend, dass sie es lieber nicht kommentierten oder gar sanktionierten.

Die recht periphere Lage des Grundstückes hatte dazu geführt, dass noch keine zusammenführende Kanalisation für das Abwasser bestand und dieses stattdessen in einer Betongrube neben dem Haus gesammelt wurde. Es konnte dort trotz der Bezeichnung Sickergrube nicht eigentlich versickern und musste kostenträchtig von Tankwagen abtransportiert werden. Um diesen Prozess hinauszuzögern, hatte unser Vater beschlossen, dass er und sein Ältester das Abwasser in regelmäßigen Abständen mit einem an einem langen Stab befestigten

Das Zimmer
von Thomas mit
der Sammlung
der Modell-
Autos



Schöpfeimer aus der Grube entnehmen und auf das lange Rosenbeet nebenan verteilen. Als dieses Vorgehen zu bleibender Schädigung des Rosenbestandes führte, ließ er dicht daneben im Bereich von Rasen und Sandsteinplattenweg eine echte Sickergrube mit aufgefüllten Baumaterialien anlegen, die wiederum aber sehr bald volllief, entsetzlich stank und den Rasen verfärbte. Die Familie war verständlicherweise wenig amüsiert und von dem Einzug der fortgeschrittenen Zivilisation begeistert, als die Straße endlich noch in den 50er Jahren an das Kanalisationsnetz für Abwässer angeschlossen wurde.

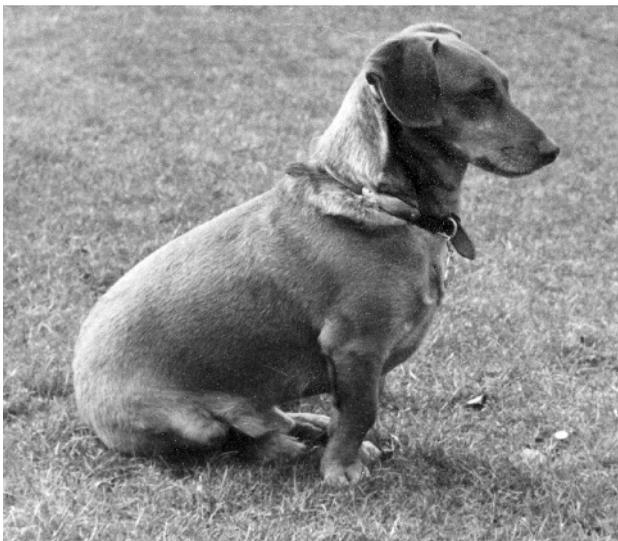
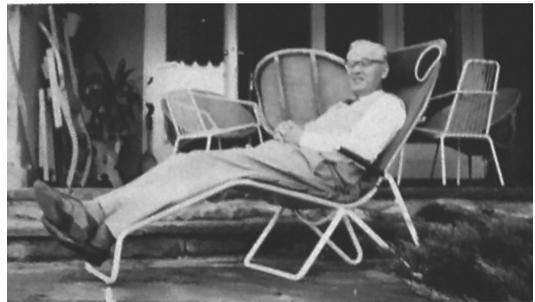
Der ungewöhnlich große Garten war in Form eines Nutzgartens mit Zentralweg aus Ziegelschotter, Obstbäumen und Gemüseanpflanzungen übernommen worden. Während die Gemüsebeete sofort weichen mussten, weil keiner in der Familie sich deren Pflege zutraute, blieben vor allem die Apfelbäume noch relativ lange bestehen. Anfänglich wurde ein Teil der beträchtlichen Ernte im Keller auf speziell gezimmerten Ablagen über den Winter gebracht, soweit er dort nicht zu faulen begann. Der größte Teil der Ernte wurde aber im Herbst in eine im Nachbarort gelegene Obstmosterei gefahren und dort mit ähnlichen Anlieferungen auf gewaltige Haufen gekippt. Wenige Wochen später konnte der auf ausgediente Weinflaschen gezogene Most gegen eine bescheidene Zuzahlung abgeholt werden und diente der Familie über den Winter und länger hinaus als beliebtes Getränk. Mit zunehmender Abholzung der Apfelbäume in unserem Garten bestand immer weniger Interesse an dem eigenen Most und die zunehmende Marktkonzentration ließ auch die kleine private Mosterei verschwinden.

Die verbliebenen beiden Kirschbäume und die Anpflanzung neuer Bäume, darunter Nadelbäume und eine sich bald gewaltig entwickelnde Rotbuche, eingebettet von einer durchgehenden Rasenfläche, gaben dem Garten bald einen parkähnlichen Zuschnitt. Diesen Endzustand hat Thomas in einer Zeichnung mit Foto unseres Vaters im Liegestuhl eingefangen. Mühselig war nur die meist an die Söhne delegierte Versorgung des Rasens, die anfänglich noch mit einem Handrasenmäher betrieben werden musste, denn motorisierte Mäher gab es allenfalls vereinzelt. Immerhin beteiligte sich unser auf Besuch weilender Großvater Naumann einmal im gepflegten dunklen Anzug an dieser Aufgabe, wie auf einem Foto verewigt ist. Vaters Vernarrtheit in einen gepflegten Rasen englischer Qualität manifestierte sich vor allem darin, dass er mit einem chemischen Pulver in einer Streudose bewaffnet über den Rasen schritt und den Gänseblümchen den Garaus machte.

Als sein eigenes Territorium verteidigte unser Familienhund mit Namen «Mäxchen» den Vorgarten, indem er jeden vorbeigehenden Störenfried,

insbesondere andere Hunde, wütend anklaffte und sie längs der ihn trennenden Zaunmauer im Hochgeschwindigkeitssprint verfolgte, sodass dort ein fest planierter Trampelpfad entstand. Mäxchen war auf inständigen Wunsch der Kinder zu uns gekommen und war im Prinzip der Gattung der Kurzhaardackel zuzuordnen, wenngleich seine ungewöhnlich langen Beine und seine Körpergröße auch auf genetische Anteile einer anderen Rasse schließen ließen. Wenn er nicht draußen das Haus bewachte, auf Spaziergänge ausgeführt wurde oder fraß, lag Mäxchen meist friedlich oder träumend aktiv in seinem Körbchen in der Küche, dem von allen Familienmitgliedern am meisten gemeinsam genutzten Ort des Hauses.

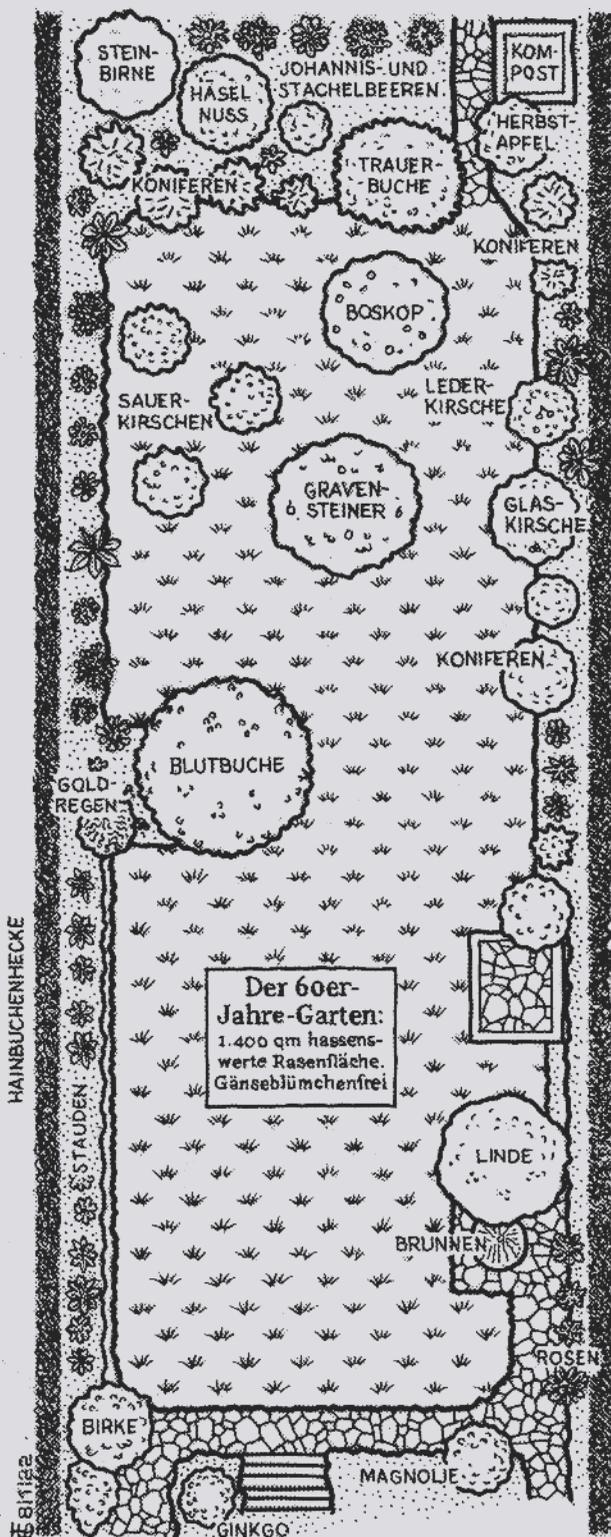
Hier ging unsere Mutter mit nicht allzu großem Vergnügen ihrer alltäglichen Pflicht des Kochens nach



1955 - 1973
Unser Mäxchen

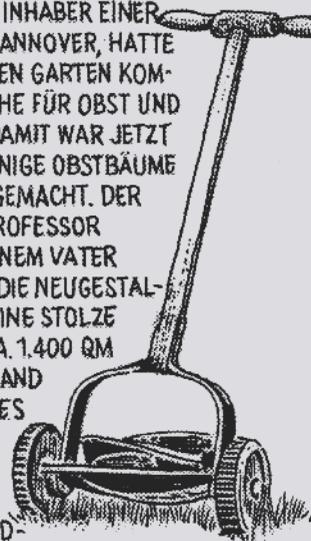
und hier wurden ihre Kinder morgens vor der Schule abgefüttert und auch abends von ihr versorgt, während Vater nur an den Wochenenden regelmäßiger an den Mahlzeiten teilnahm und dann immer spezielle Wünsche an den Speiseplan hatte. Da er sich gerne mit Speisen bekleckerte, bekam er bald von Mutter eine übergroße Serviette aus dem Familienerbe, die an einer kleinen Kette um den Hals geführt war und somit erfolgreich Unheil verhinderte. In der Firma von Herrn Reineking, dem ehemaligen Chefkoch des Hotel Luisenhof, der ersten Adresse in Hannover, kulinarisch recht anspruchsvoll in einem von der übrigen Belegschaft getrennten Essraum für die Führungsriege versorgt, stand ihm zuhause der Sinn nach deftiger Kost wie grüner Bohnensuppe mit Hammelfleisch oder Ähnlichem, was nicht unbedingt zu den Favoriten von uns Kindern gehörte. Von den Auftritten des Herrn Reineking bei Einladungen besonderer Gäste im Hause wird noch berichtet werden.

Die späteren 50er Jahre als die Epoche des sog. Wirtschaftswunders gingen an unserer Familie natürlich auch nicht spurlos vorbei. Die Zeiten des äußeren Mangels waren vorbei und es wurde wieder genossen, was sich auch äußerlich in



Der große Gartenfrust

VADDI ERWARB 1954 FÜR DIE FAMILIE EIN GRUNDSTÜCK MIT HAUS IN KIRCHRODE. DER VORBESITZER FRIEDRICH BUSE, INHABER EINER BUCHDRUCKEREI IN HANNOVER, HATTE DEN 2.000 QM GROSSEN GARTEN KOMPLETT ALS NUTZFLÄCHE FÜR OBST UND GEMÜSE ANGELEGT. DAMIT WAR JETZT SCHLUSS - BIS AUF EINIGE OBSTBÄUME WURDE ALLES PLATTGEMACHT. DER GARTENARCHITEKT PROFESSOR HÜBOTTER LEGTE MEINEM VATER EINEN ENTWURF FÜR DIE NEUGESTALTUNG VOR, DER U.A. EINE STOLZE RASENFLÄCHE VON CA. 1.400 QM VORSAH. DAMIT VERBAND MICH EIN JAHRELANGES MARTYRIUM, DAS MIR DIE LIEBE ZUR NATUR GRÜND-



LICH AUSTRIEB. DER ALTE UND VOR ALLEM STUMPF SPINDEL-RASENMÄHER MACHTE DIE ARBEIT ZU EINEM WAHREN FRONDIENST! AM BESCHISSENSTEN WAREN DIE VIELEN BAUMSCHEIBEN, AN DEREN KANTE DER MÄHER SICH STETS VERHAKTE. ZWAR MUSSTEN AUCH MEINE GESCHWISTER RAN, ABER GEFÜHLT BLIEB DIE ARBEIT STETS BEI MIR. UND DIE LIEBE ZU VADDI ERLITT EINEN WEITEREN RISS: „VERNICHTEN“ UND „ÄUSRÖTTEN“ WAREN DIE STICHWÖRTE, WENN ES UM DAS SCHICKSAL DER VEREINZELT AUFSPIESSENDEN GÄNSEBLÜMCHEN GING. EIN GROSSER TOTENKOPF ZIERTE DIE DOSE, MIT DER VADDI ÜBER SEINEN RASEN MARSCHIERTE, UM DEN ARMEN, UNSCHULDIGEN PFLÄNZCHEN DIE ENDLÖSUNG ZU VERABREICHEN. GEBLIEBEN SIND VIELE RUNDE BRANDFLECKEN. DAS ÄNDERT SICH ERST MIT VADDIS TOD. KAUM WAR ER UNTER DER ERDE, LIESS MEINE MUTTER DEN RASEN DURCH EINE BUNTE WIESE ERSETZEN.

der Kleidung, der Ernährung und den größer werdenden Autos widerspiegelte. An den Wochenenden fanden die für uns Kinder eher lästigen Spaziergänge statt, in der Kleefelder Zeit im nahe gelegenen Annapark, in der Kirchröder Zeit gerne dort im Tiergarten und gelegentlich auch auf dem Deister, einem vor Hannover gelegenen Berg von der Höhe eines kleinen Mittelgebirges. Die Urlaube wurden in Familie genommen, so einmal als Badeurlaub auf Wyk auf Föhr im Jahre 1953 unter Einschluss der früheren Geliebten unseres Vaters, unserer Nenn-Tante Hanna, die mit ihren gerne zur Schau gestellten weiblichen Reizen ihre Ausstrahlungskraft auch auf den pubertierenden Hans-Christoph nicht verfehlte.

Nenn-Tante Hanna ehelichte später zu dessen Tarnung einen für die E-Musik zuständigen homosexuellen Mitarbeiter der DGG, unseren späteren Nenn-Onkel Heinz, der sich durch dieses Arrangement Schutz vor einer möglichen Strafverfolgung erwartete, da der § 175 des Strafgesetzbuches noch nicht gestrichen und die Gesellschaft insgesamt noch sehr homophob eingestellt war. Heinz R. lebte in der gemeinsamen Wohnung mit Hanna in einem majestätischen Mietshaus aus der Gründerzeit in Hamburg, wobei er seine sexuellen Beziehungen in seinem großen Schlafzimmer ungehemmt auslebte, während Hanna in einem kleinen rückwärtigen Zimmer direkt neben der Küche schlief. Sie war als Kind adoptiert worden und von sehr an ihr hängenden Adoptiveltern großgezogen worden. Der Adoptivvater war Pförtner bei einer großen Firma in Hannover-Linden und die Adoptiveltern lebten in einer kleinen Dienstwohnung in der Nähe des Arbeitsplatzes. Hanna war offensichtlich immer auf der Suche nach einer stabilen Partnerschaft gewesen und muss ihren homosexuellen Mann wahrscheinlich aus ihrer Sehnsucht nach Bindung geheiratet haben. Sie sprach dem Rauchen und Alkohol schon als junge Frau sehr zu, wurde später alkoholabhängig und selbst unser sich eigentlich immer verantwortlich fühlender Vater brach mit zunehmendem Alter die Beziehung zu ihr ab.



Mutter, Sabine,
Tante Hanna,
Vater und Hans-
Christoph



Hanna und
Ruth

Ihr Ehemann Heinz war unserem Vater durch seine Arbeit und seine musikalische Bildung verbunden, zumal er als stellvertretender Abteilungsleiter für die Programmpflege der sog. E-Musik der DGG zuständig war. Er war ein nicht nur musikalisch sehr gebildeter Mann, hatte einen attraktiven schlanken Körperbau und eine Halb-Glatze. Mit seiner ausgeprägten Eitelkeit verband er eine leicht theatralisch wirkende Sprech- und Ausdrucksweise, mit der er als dominanter Partner vorzugsweise jüngere Männer an sich band. Er verfügte über einen unermesslichen Bestand an Anzügen und Kleidung von erlesener Qualität und war stets höchst elegant ausgestattet. Er verstarb im Urlaub bei dem Erdbeben von 1960 in Agadir in Marokko wahrscheinlich in einem der Luxushotels, das aus gemauerten Trägerwänden und darüber liegenden Betondecken bestehend unter den Erdstößen wie eine Falle zusammenfiel und ihn und wahrscheinlich auch den mit ihm reisenden Partner begrub. Hans-Christoph durfte sich bei den in den Folgejahren stattfindenden Besuchen bei Tante Hanna regelmäßig Kleidungsstücke aus dem Nachlass von Onkel Heinz mitnehmen, wobei die Anzüge zwar vom langjährig von Vater frequentierten Schneider Scheu umgearbeitet werden mussten, aber ihren Eindruck bei Dritten, selbst bei der modebewussten italienischen Freundin von Hans-Christoph, die er mit 18 Jahren auf einer Summer School in London kennen lernte, nicht verfehlten.

Ein weiterer Urlaub in der Schweiz im Jahre 1957 ist ebenfalls nachhaltig in Erinnerung geblieben. Über seine Firmenbeziehungen hatte Vater das Eigentümerhepaar einer Maschinenfabrik in Netstal im Kanton Glarus kennen gelernt, von der die DGG ihre Spritzgussmaschinen für die Herstellung der Schallplatten bezog. Die Maschinen von beträchtlichem Umfang wurden von der Schweiz aus mit der Bahn nach Hannover transportiert und dabei durch kräftige Balken aus Schweizer Fichtenholz gesichert. Diese Balken wurden später für die Pergola links von unserem Haus als Durchgang zwischen Vorgarten und dem Weg zur Terrasse im Garten verarbeitet. Das Schweizer Ehepaar namens Copetti mit der Ehefrau als Erbin der Firma und dem aus dem Tessin stammenden Ehemann als Chef der Firma war gleichermaßen warmherzig wie vermögend. Er beeindruckte meinen finanziell noch recht mittellosen Vater damals mit der Feststellung, dass er keinen Mitarbeiter in seiner Firma kenne, der nicht mindestens 20.000 bis 30.000 Schweizer Franken auf seinem Bankkonto habe, was für jemanden aus Deutschland damals eine kaum vorstellbare Summe bedeutete.

Neben der geerbten Villa mit einem für die damalige Zeit ungewöhnlichen Swimmingpool im Garten nahe der Fabrik besaßen sie einen schlichten aber geräumigen Sommerbungalow direkt am Zürcher See mit eigenem schnittigen und



1957 - die Brüder auf der Fahrt in die Schweiz

großen Riva-Motorboot aus Holz, das wir bei einem Besuch in voller Fahrt ebenso wie einen uns auch nicht selbstverständlichen Grill direkt am Wasser des Sees bewundern und genießen durften. Wir wohnten bei diesem Urlaub als Gäste in dem Winterhaus der Familie Copetti in Braunwald in den Glarner Alpen. Das ebenfalls sehr schlichte Holzhaus lag an einem Berghang mit wunderbarem Ausblick auf die umgebenden Berge und musste mit einem Fußmarsch von der Bergstation erwandert werden. Dort endete die von einem Seil gezogene, auf Schienen laufende Bergbahnkabine, die bis heute die einzige Verbindung vom Tal nach oben in das Dorf darstellt.

Braunwald war damals touristisch außer einem einzigen Hotel kaum erschlossen und ist auch heute keine viel besuchte Destination für Wintersportler, zumal es dort keine größeren Skipisten gibt. Im Sommer 1957 war es für unsere Familie ein Ort der Stille, der im Wesentlichen für Spaziergänge oder auch Ausflüge mit dem an der Talstation geparkten Auto genutzt wurde. Bei den Spaziergängen kreuzten wir häufig den Weg einer Lastenseilbahn, mit der die Kuhscheiße von der noch höhergelegenen Sommeralm hinunter transportiert wurde. Ein riesiges Kindervergnügen war die über einen Seilzug vorgenommene Öffnung der Lastenseilbahn über einer Schlucht, sodass sich der Inhalt in die freie Natur ergoss. Bei den Ausflügen ins Glarner Land führte uns der Chef-Ingenieur der

Firma, Herr Brunner, mit Begeisterung sein neues Auto, einen Citroen DS 19 mit während der Fahrt verstellbarer Höhe des Chassis vor, der als die sogenannte «Flunder» Automobilgeschichte schrieb. Herr Brunner war nicht nur der Garant für die gewünschte hohe Qualität der Maschinen, sondern auch ein sehr durch die Region geprägter Mensch mit Verankerung in der lokalen Bergwelt und den Hobbies Bergsteigen und Motorfliegen. Er soll mit einem dieser kleinen Flugzeuge in den Alpen abgestürzt und relativ jung verstorben sein.

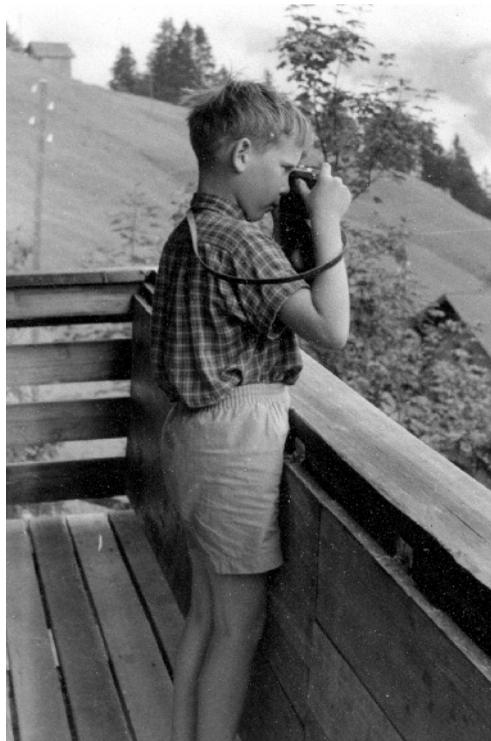
Bei diesen Begegnungen und frühen Eindrücken von der Schweiz, den lebenswürdigen, zugleich aber auch zurückhaltenden Menschen mit ihrer Not, sich in der deutschen Hochsprache ausdrücken zu müssen, war

Thomas und
Sabine 1957 in
Braunwald / CH



Das Wappen von
Braunwald

natürlich nicht voraus zu sehen, dass Hans-Christoph ziemlich genau drei Jahrzehnte später dort seinen Arbeitsplatz finden würde. Die Erinnerungen aus dem Jahre 1957 werden durch ein Album mit Schwarz-Weiß-Fotos seiner Voigtländer-Kamera gestützt, die er damals aufnahm, auf denen aber bezeichnenderweise keine einzige Person, auch die Familie nicht, sondern nur Landschaftsmotive zu sehen sind. Darunter befindet sich auch das bei einem beginnenden Sommerregen aufgenommene Foto mit dem Wegweiser nach «Steinhausen», das in der Nähe



von Baar im Kanton Luzern gelegen eine recht gesichtslose Ortschaft ist, wie wir Jahrzehnte später frisch in der Schweiz niedergelassen bei einem Ausflug feststellten.

Die Beziehung unserer Eltern zueinander war, wie bereits angesprochen, in unserer Kindheit und Jugend von ihrer unglücklichen Partnerschaft eines «living together apart» gekennzeichnet, wenngleich sie sich vor den Kindern nicht ostentativ konfliktvoll verhielten. Sie zeigten nie Zärtlichkeiten füreinander und ein Lächeln unserer Mutter für ihren nach Zuwendung hungernden Mann war eine Rarität. Ihre ursprüngliche Beziehung konnten sie eigentlich – wenig bewusst – nur beim gemeinsamen Musikhören leben, wenn sie beieinander sitzend die neuen Schallplatten aus der stetigen Produktion der DGG anhörten. Unsere Mutter hatte Anteile der chronischen morosen Verstimmung ihres Vaters geerbt und war von ständigen Schlafstörungen geplagt oft in der Bewältigung des alltäglichen Lebens überfordert, wenngleich sie ihre Kinder liebevoll betreute. Wohl auch wegen ihrer begrenzten Kräfte benötigte sie über viele Jahre die Unterstützung eines Hausmädchens. Vater hingegen war sichtbar um einen freundlichen Austausch mit ihr bemüht, ohne sein ständiges Unverständnis vor den Kindern zu verbergen, warum er denn in dieser Weise von ihr behandelt wurde.

Seine Verdrängungsleistungen waren beeindruckend und sein Bedürfnis nach Emotionalität und Zärtlichkeit war überdeutlich. In seinen erzieherischen Haltungen zeigte er eine eigentümliche Mischung von Starrheit, Mangel an Einfühlung und auch autoritärem Verhalten, die wohl aus seiner väterlichen Linie der Offiziere über drei Generationen stammte, und gelegentlicher liebevoller Zuwendung mit Ursprüngen in der mütterlichen Linie, die sich in Großzügigkeit und Verwöhnung ausdrücken konnte. Regelmäßig bot er seiner Frau abends das obligate Glas Wein aus dem schon bald sehr gut bestückten Weinkeller an und auch die sonntäglichen Einladungen seiner Familie zum Mittagessen insbesondere in ein kroatisches Restaurant in Hannover mit den damals noch ungewohnten und sehr attraktiven Speisen waren derartige liebevolle Gesten. Ansonsten war er aber durch seine anspruchsvolle und ihn erfüllende berufliche Tätigkeit so weit absorbiert, dass ihn eigentlich erst die Entwicklungskrisen vor allem seiner Söhne als Vater aktivierten. Dabei wirkte er dann aber wenig verständnisvoll bzw. sogar so hilflos, dass er allenfalls einen älteren Familienfreund um Rat fragte, für seine Söhne aber kaum emotionale Unterstützung anbieten konnte.

Seine etwas periphere Rolle in der Familie mit Kindern, die sich ab dem Jugendalter zunehmend von ihm entfernten, ließ ihm viel Zeit für die intensive Pflege seiner Hobbies. Er hatte schon vor dem Krieg begonnen, gerne zu

Das Paar
in den 70er
Jahren



fotografieren, und aus den Kriegsjahren sind bereits Farbfotografien erhalten geblieben, was verwunderlich wirkt, denn die kommerzielle Einführung von Farbfilmen kam erst deutlich später. Seine auf den späteren Reisen extensiv ausgeweitete Leidenschaft für das Fotografieren hatte er zunächst mit einer Voigtländer-Vitessa-Kamera betrieben, um sich später die lang ersehnte Spiegelreflex-Kamera zu kaufen, die mit der Contarex von Leica einschließlich kostbarer Zusatzobjektive dann als Edelmarke ausfiel. Über die Jahre entstand eine gigantische Menge von Diapositiven, die er eigenhändig rahmte und in einem großen Schrank in seinem Werkstatt-Keller akribisch archivierte. Außer bei oft sehr langen Abendsitzungen mit Dia-Projektionen für die Familie oder Gäste waren diese Dokumente unserer jüngeren Familiengeschichte damit gut verstaubt und im Alltag wenig präsent. Später ergänzte er diese Aktivitäten auch noch durch die Liebe zum Schmalfilm und auch von dieser Filmsammlung sind wie von den Dias nur wenige Rudimente in unserem Besitz erhalten geblieben. Da beide Techniken historisch überholt sind, ist der Zugang zu diesen Familiendokumenten eher erschwert.

Ein weiteres von Vater intensiv betriebenes Hobby war die Modelleisenbahn, für die er nach dem Erweiterungsbau des Hauses einen eigenen Kellerraum mit Wanddurchbrüchen für Wendeschleifen in angrenzenden Räumen reservierte. Hier verschwand Vater meist für Stunden, insbesondere als Pensionär und später



Vater und
ältester Sohn
Mitte der 60er
Jahre

trotz seiner motorischen Einschränkung, um an dem nie endenden Aufbau der Anlage zu arbeiten. Dabei hatte er hohe technische Ansprüche, die schon bald nach dem Krieg sichtbar wurden, als er die Korrespondenz mit dem Eigentümer der schwäbischen Modelleisenbahnfirma Märklin aufnahm, um verschiedene Sonderanfertigungen zu bekommen. So hatte er sich an dem ruckartigen Anfahren der Lokomotiven gestört, die der Bewegung in der Realität des Eisenbahnbetriebs nicht entsprach. Karl Märklin antwortete ihm mit Schreibmaschinentext auf Karteikarten und sorgte für die erwünschte Sonderausrüstung.

In ähnlicher Weise waren Vater die kommerziell angebotenen Oberleitungen zu klobig und es gelang ihm, mithilfe seiner Gewerke in der Firma schlanke und zugleich sehr robuste Masten anfertigen zu lassen, um daran die Oberleitung mit zarten Drähten spannen zu können. In einem weiteren Stadium konnte er sich originale Elemente für das elektronische Gleisschaubild erwerben und in einem dafür eigens gefertigten Tableau montieren lassen. Zu seinem 60. Geburtstag erhielt er von seinen Mitarbeitern ein besonderes Geschenk: Es war ihnen gelungen, die historische Außentür eines Eisenbahnabteils zu erwerben, die mit ihrer nach unten gebogenen Form und einem eingebauten Fenster etwa aus dem frühen 20. Jahrhundert stammen musste. Diese Tür war in einer Geheimaktion in den Zugang zum Eisenbahnkeller eingebaut und ihm erst am Geburtstag präsentiert

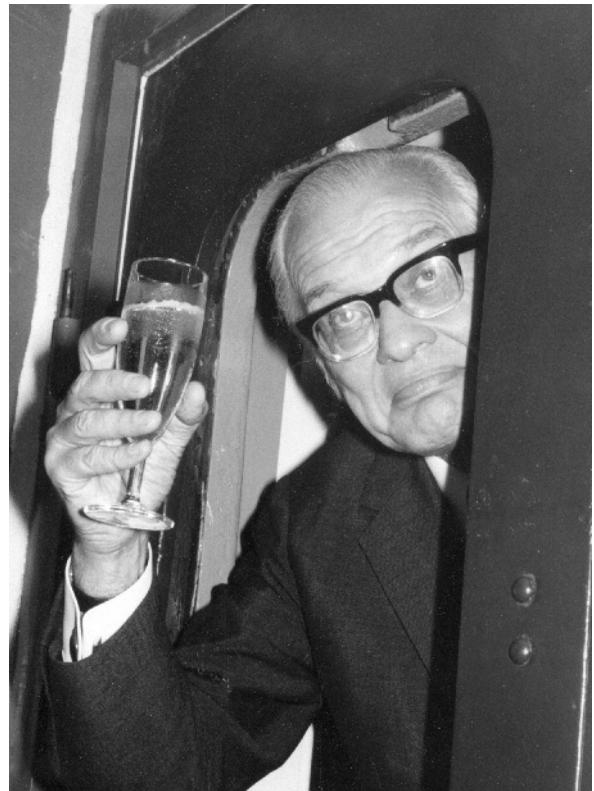
worden. Er war von diesem Geschenk sichtbar gerührt und es wäre schön, zu wissen, wo diese historische Waggon-Tür nach dem Verkauf und Abriss des Hauses gegen Ende des Jahrhunderts verblieben ist.

Bei all diesen Aktivitäten konnte er sich schon bald nicht mehr auf die Mithilfe seiner Söhne verlassen. Ein rühriger Mitarbeiter ab dem Pensionsalter wurde hingegen der stets übernervöse Ingenieur Helmut Sonntag, den Vater bereits aus der Vorkriegszeit kannte und mit einer eleganten Rochade über einen einjährigen Aufenthalt bei einer kollaborierenden Schweizer Firma aus der DDR herausbringen und nach dem Jahr in der Schweiz bei der DGG in Hannover anstellen konnte. Herr Sonntag war unserem Vater dafür lebenslang dankbar und erfüllte seine Rolle als Sancho Pansa in den gemeinsamen Stunden im Eisenbahnzimmer, wobei Vater der Erinnerung nach für ihn immer der Herr Doktor blieb. Die mit zum Teil kostbaren Lokomotiven und historischen Nachbildungen von Waggonen und Zügen ausgestattete Sammlung war selten auf der Schiene zu sehen und trotz des langjährigen Aufbaus mit liebevoller Landschaftsmodellierung wurde die Anlage nie fertig gestellt, zumal die fortschreitende neurologische Krankheit unseres Vaters der Vollendung auch Grenzen setzte.

Vater in der historischen Eisenbahn-Waggon-Tür vor dem Eisenbahnzimmer am 60. Geburtstag 1966

Wahrscheinlich war aber auch bei diesem Projekt der Weg eher das Ziel. Wenige ausgewählte Waggonen und Lokomotiven, darunter die legendäre Nachbildung des Krokodils, einer elektrischen Schweizer Güterzuglokomotive, sind im Besitz von Hans-Christoph aufbewahrt.

Unsere Mutter lebte vollständig für ihre Kinder, zumal sie keinen Beruf erlernt hatte, den sie hätte ausüben können, und hatte daher den Gedanken an eine Scheidung immer abweisen müssen. Sie war allen drei Kindern liebevoll zugewandt, wobei die eher zu enge Beziehung zu





Sabine auch eine kompensatorische Funktion angesichts ihrer unglücklichen Partnerschaft hatte und wahrscheinlich dazu beitrug, dass Sabine lange unglücklich war und erst im fortgeschrittenen Erwachsenenalter eine sichere Liebesbeziehung zu Robert einging und fand. Während Sabine der Mutter keine Sorgen bereitete, stellte der quirlige Thomas mit seiner Hyperakti-

Vater mit Herrn Sonntag bei der Arbeit an der Modelleisenbahnanlage

vität hingegen besondere Anforderungen an die erzieherische Konstanz und Ausdauer unserer Mutter.

Zu ihrem Erstgeborenen hatte sie nicht nur in den ersten Jahren, sondern besonders in der Adoleszenz eine innige Beziehung, die sich nicht nur darin äußerte, dass sie sein Interesse am Kochen bereitwillig aufnahm und unterstützte, sondern mit ihm auch seine aufkeimenden musischen Interessen an der bildenden Kunst und Literatur teilte und sich mit ihm darüber auch austauschen konnte. Während Vater auf die absteigende Schullaufbahn von Hans-Christoph äußerst irritiert reagierte, war Mutter kaum vorwurfsvoll und kritisch. Später folgte sie gerne seinen Vorschlägen für die Auswahl der Jahresblätter der Kestner-Gesellschaft, der die Eltern wohl eher aus sogenannten «gesellschaftlichen» Gründen beigetreten war. Die gerahmten Drucke aus dieser Zeit sind mitsamt einiger historischer Stiche mit Berlin-Motiven aus dem Besitz der Familie in der aktuellen Berliner Wohnung vereinigt.

Das Haus unserer Kindheit in Hannover-Kirchrode, ursprünglich in den 30er Jahren erbaut, dann von unserem Vater in den 50er Jahren erstanden und mehrfach um- und angebaut, existiert nicht mehr. Es wurde mit dem Grundstück nach dem Tod beider Elternteile in den späten 90er Jahren verkauft und musste einem Neubau weichen. Von der Straße aus kann man oberhalb des

Jahresblätter
der Kestner-
Gesellschaft an
ihrem aktuellen
Hängeort in
Berlin



Daches die mächtige Rotbuche sehen, die im mittleren Teil des Gartens in unserer Kindheit gepflanzt worden war. Die Schlüssel für die Eingangstür und die vorgebaute Gittertür und das Fragment einer Kachel aus dem Familienbad im Obergeschoss sind als Ergänzung später in die Collage «Bürgerliches Planspiel» von Hans-Christoph aus dem Jahre 1964 integriert worden (s. Abbildung auf Seite 260).



Vater mit Norbert Brainin - dem 1. Geiger des Amadeus-Quartetts

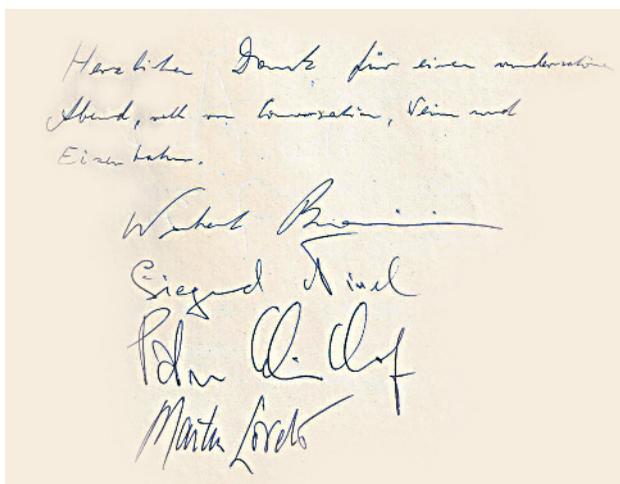
Gesellschaftliches Leben im Hause Steinhausen

Unser Haus in Kirchrode war häufig Treffpunkt für Einladungen von Gästen der Eltern. Insbesondere aufgrund seiner beruflichen Stellung und Interessen lud Vater renommierte Musiker ein, die bei der DGG unter Vertrag standen. Deren Einträge in dem Familien-Gästebuch lassen auch heute noch erkennen, wer alles bei uns zu Besuch war. Die frühen Einträge aus den 50er Jahren weisen etwa den Geiger Wolfgang Schneiderhan mit seinem Klavierpartner Carl Seemann aus und wiederholt finden sich französische Dankes-

worte der Pianistin Monique Haas, die eine herausragende Interpretin u.a. von Werken der französischen Impressionisten und eine wunderschöne Frau mit sehr



feinen Gesichtszügen war. Mehrfach trugen sich die Musiker des Amadeus-Quartetts ein, die das große Werk für Streichquartett der klassischen Komponisten über die Jahrzehnte zum Teil wiederholt mit jeweils neuer Aufnahmetechnik für die DGG einspielten. Bei ihrem Besuch durfte der obligatorische Besuch des Eisenbahnzimmers unseres Vaters im Keller nicht fehlen, der wohl in einer unterschiedlichen Mischung aus Interesse und Pflichtgefühl absolviert wurde. Selbst der ursprünglich klassisch ausgebildete Geiger Helmut Zacharias,



Eintrag des Amadeus-Quartetts im Gästebuch

Mutter mit der Pianistin Monique Haas

der mit Populärmusik sehr erfolgreich war, trug sich in das Gästebuch ein. Ebenso sind die ungarischen Pianisten Andor Földes und Géza Anda in dem Gästebuch vertreten, wobei speziell der besondere Witz des etwas beleibten und körperlich nicht sehr großen Andor Földes überliefert blieb, der andere Kollegen gerne in wunderbarer ungarischer Sprach-Modulation sarkastisch qualifizierte, indem er festhielt: «Er ist ein herausragender zweitklassiger Pianist» oder «Er spielt wie ein begnadeter Fleischhauer».

Herbert von Karajan mit seiner Frau Eliette waren ebenfalls zu Gast, hinterließen aber keinen Eintrag im Gästebuch. Mit dem fast gleichaltrigen Karajan verband unseren Vater eine Beziehung von Wertschätzung und in Teilen auch unkritischer Verehrung. So wurde Karajans Entwicklung in der Nazizeit – in



Eröffnung
der Berliner
Philharmonie
mit persönlicher
Widmung von
Herbert
von Karajan

Übereinstimmung mit der öffentlichen Wahrnehmung – von Vater weitgehend ignoriert und er gab selbst seine bis dahin intensive Ablehnung der Musik von Richard Wagner auf, als Karajan bei der DGG den Ring der Nibelungen einspielte. An dem beispiellosen Exklusivvertrag, den Karajan mit der DGG schloss, hatte Vater seinen Anteil. Thomas hat ein Foto von dem Vertragsabschluss zu der beigefügten Bildgeschichte verarbeitet.

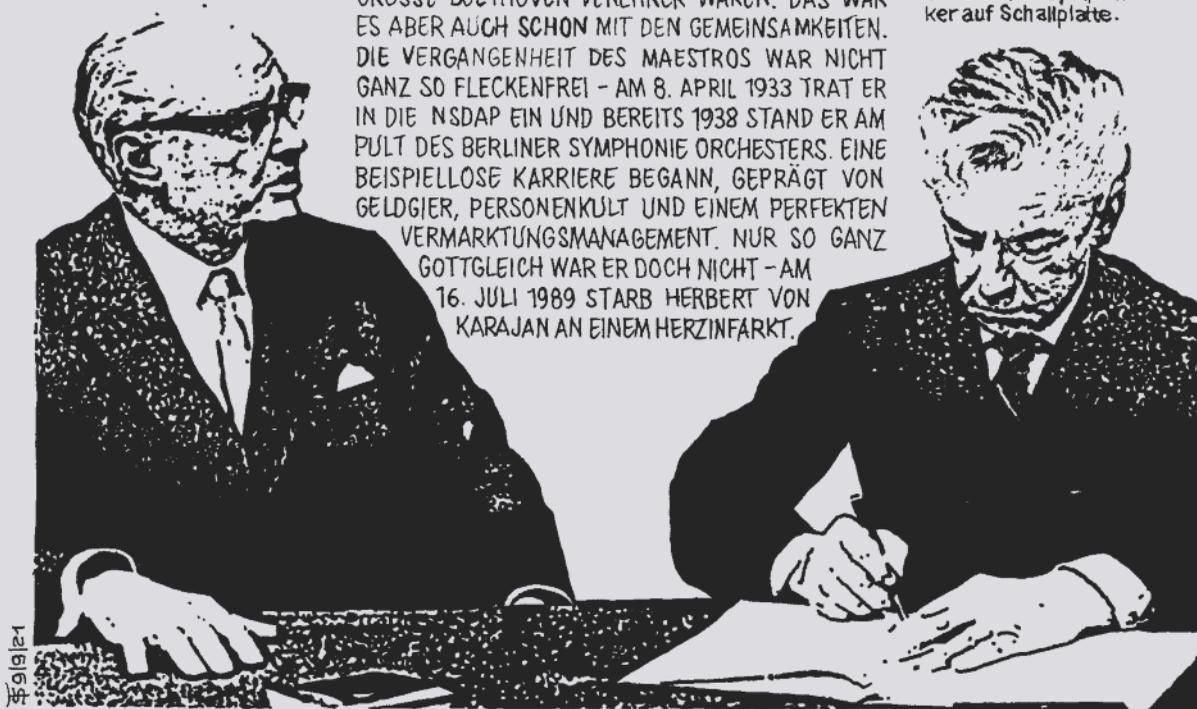
Karajan hat seinerseits den Kontakt mit unserem Vater ebenfalls wertgeschätzt. Davon zeugen gleich mehrere persönliche Widmungen für Vater, nämlich das Foto von der Einweihung der Berliner Philharmonie am 15.10.1963 mit Karajan am Pult, unseren Eltern in der ersten Reihe der Ehrengäste und den vom Maestro aufgeschriebenen Anfangsnoten der «Ode an die Freude» sowie persönlicher Widmung auf dem Bildrand. Ferner erhielt Vater einen persönlichen Dankesbrief anlässlich der Veröffentlichung der Kassette aller Beethoven-Sinfonien, in die ein Hinweis auf das nummerierte Exemplar Nr. 005 eingeklebt wurde (Nr. 001 ging vermutlich an den Maestro selbst und mindestens ein weiteres an den großen Förderer Ernst von Siemens). Schließlich existiert ein Tondokument zu Vaters 65. Geburtstag mit der von Karajan kommentierten spontanen Aufführung von «Happy Birthday» für unseren Vater durch die Berliner Philharmoniker und einer Tonaufzeichnung einer persönlichen Grußbotschaft

Von wegen Götterfinken...

Mit der Passion für klassische Musik und mit den produktionstechnischen Kenntnissen machte Vater die Deutsche Grammophon Gesellschaft weltweit zum führenden Klassik-Label. Dazu pflegte er einen kultiviert freundschaftlichen Kontakt mit den Künstlern. Der Stardirigent besuchte uns in Kirchrode - u.a. um Vaddis Modelleisenbahnanlage zu sehen.

...DIE UNTERZEICHNUNG DES JAHRHUNDERTVERTRAGS ZWISCHEN DER DEUTSCHEN GRAMMOPHON UND DEM POPULÄRSTEN UND EINFLUSSREICHSTEN DIRIGENTEN DER MUSIKGESCHICHTE WAR DER „WUNSCH“ DES MITGESELLSCHAFTERS DER DGG - DIE MÜNCHNER SIEMENS AG, GEFÜHRT VOM GRÜNDERENKEL UND KUNSTMÄZEN, DEM DAMALIGEN AUFSICHTSRATSVORSITZENDEN ERNST VON SIEMENS. 1971 WURDE VON EINEM „MEHRFACHEN“ MILLIONENBETRAG GEMUNKELT. MIT DIESER GUTGEFÜTTERTEN BRIEFTASCHE UND EINER NAHEZU UNTERWÜRFIGEN VEREHRUNG BRACHTE VADDI DIE BESTEN VORAUSSETZUNGEN FÜR EINE HARMONISCHE ZUSAMMENARBEIT MIT. ZUMAL DIE BEIDEN HAUPTAKTEURE NUR ZWEI JAHRE AUSEINANDER LAGEN, SICH FÜR TECHNIK BEGEISTERTEN UND GROSSE BEETHOVEN-VEREHRER WAREN. DAS WAR ES ABER AUCH SCHON MIT DEN GEMEINSAMKEITEN. DIE VERGANGENHEIT DES MAESTROS WAR NICHT GANZ SO FLECKENFREI - AM 8. APRIL 1933 TRAT ER IN DIE NSDAP EIN UND BEREITS 1938 STAND ER AM PULT DES BERLINER SYMPHONIE ORCHESTERS. EINE BEISPIELLOSE KARRIERE BEGANN, GEPRÄGT VON GELDGIER, PERSONENKULT UND EINEM PERFEKTEN VERMARKTUNGSMANAGEMENT. NUR SO GANZ GOTTGLEICH WAR ER DOCH NICHT - AM 16. JULI 1989 STARB HERBERT VON KARAJAN AN EINEM HERZINFARKT.

Er ließ sich nicht lange überreden: Zu Vaters 65. Geburtstag sang er ein „Happy Birthday“ mit orchestraler Begleitung der Berliner Symphoniker auf Schallplatte.



EINER DER BERÜFLICHEN HÖHEPUNKTE MEINES VATERS WAR DIE ZUSAMMENARBEIT MIT HERBERT VON KARAJAN

von Karajan. Dieses Dokument wurde Vater in Form einer goldenen Schallplatte (aus Messing gefertigt) zu seiner Pensionierung geschenkt.

Bei den häuslichen Einladungen dieser prominenten Gäste wurde immer ein beträchtlicher kulinarischer Aufwand betrieben, indem der ehemalige Chefkoch des Hotels Luisenhof, Herr Reineking, der die Küche der DGG wegen besser geregelter Arbeitszeiten übernommen hatte, dort die Speisen vorbereitete und ihnen dann nach dem Transport durch den firmeneigenen Chauffeurdienst in unserer häuslichen Küche mit einem viel kleineren Herd den letzten Schliff gab. Der Servierdienst wurde von einer Mitarbeiterin, die auch in der DGG die Führungsmannschaft beim Speisen in der Firma versorgte, mit weißer Festtagsbluse und kleiner vorgebundener Schürze übernommen, welche die hannöversche (nicht besonders aparte) Einfärbung der Sprache nutzte und immer behände zwischen Küche und Esszimmer hin und her pendelte.

Richtig voll wurde es anlässlich der jährlich stattfindenden Industriemesse, bei der zahllose hochrangige Vertreter deutscher mit der DGG zusammenarbeitender Firmen anwesend waren, tagsüber die Kontaktpflege auf ihren Messeständen teilweise schon mit beträchtlichem Weinkonsum

pfligten, und dann in größerer Gruppe von Vater zum Weinabend in unser Haus eingeladen wurden. Bei dieser und anderen ähnlichen Gelegenheiten oblag es Hans-Christoph und später ihn ablösend auch Thomas, die Weingläser nachzufüllen und für den rechtzeitigen Nachschub aus dem Weinkeller zu sorgen. Für diesen Einsatz wurden sie dann mit der für Heranwachsende nicht immer leicht zu verdauenden wohlwollenden Würdigung durch die Erwachsenen und die generöse Verleihung des Titels eines «Mundschenk» durch Vater belohnt.

Unter den eingeladenen Firmengästen von Vater befanden sich wegen intensiverer Aktivitäten der DGG in Japan auch Vertreter der dort ansässigen Tochterfirma Nippon Gramophone. Drei hochrangige Repräsentanten von ihnen hatten sich nicht nur in unser Gästebuch eingetragen, sondern auch einen



Zum 65.
Geburtstag die
Goldene
Schallplatte für
Hans-Werner
Steinhausen

Eintrag
japanischer
Gäste im
Gästebuch



Druck von
Hiroshige
(1797-1858)
aus seiner
berühmten
Serie «Die 53
Stationen des
Tōkaidō»



besonderen Tiefgang bescherten. Große Begeisterung erweckte eine von Vater herbeigeschaffte Lokomotive aus seiner Modelleisenbahnsammlung bei dem Ingenieur unter den drei Gästen, als er die Lokomotive in seiner Hand hielt und nach dem Hochklappen einer doppelten Verglasung seiner Brille die Details intensiv studierte. Bei einem dieser Besuche aus Tokio erhielt Vater einen kostbaren Druck des großen japanischen Künstlers Hiroshige (1797-1858) aus dessen Serie «Die 53 Stationen des Tōkaidō».

Auch die Einladungen privater Bekannter und Freunde der Eltern hatten ein spezielles Gepräge. Um die Wende der 50er zu den 60er Jahren war die stereophone Aufnahme- und Wiedergabetechnik der Schallplatte unter maßgeblicher Beteiligung unseres Vaters eingeführt worden. Als Wegbereiter dieser neuen Technik

besonderen Eindruck hinterlassen. Es blieb unerfindlich, was sie bei ihrer Reise nach Hannover überhaupt mitbekamen, denn sie sprachen weder Englisch noch Deutsch außer weniger Phrasen, die sie nicht immer richtig und angemessen wiedergeben konnten. Die Runde an unserem Esstisch konnte sich bei langen Schweigepausen nur ansatzweise gestisch unterhalten, wobei die plötzlich einschließenden Laute wie etwa eines emphatischen «Ah» beim vermeintlichen Verständnis einer Äußerung des Gastgebers der Kommunikation

ZU GAST IM BÜNTEFELDE



Herbert von Karajan, Dirigent



Georg Diederichs, Nds. Ministerpräsident



Monique Haas, Französische Pianistin



Bernhard Sprengel, Schokoladenfabrikant



Ernst von Siemens, Industrieller



Coen Solleveld, Vorsitzender Polygram



Uzawa, Präsident Nippon-Grammophone



Will Schier, Industrievertreter



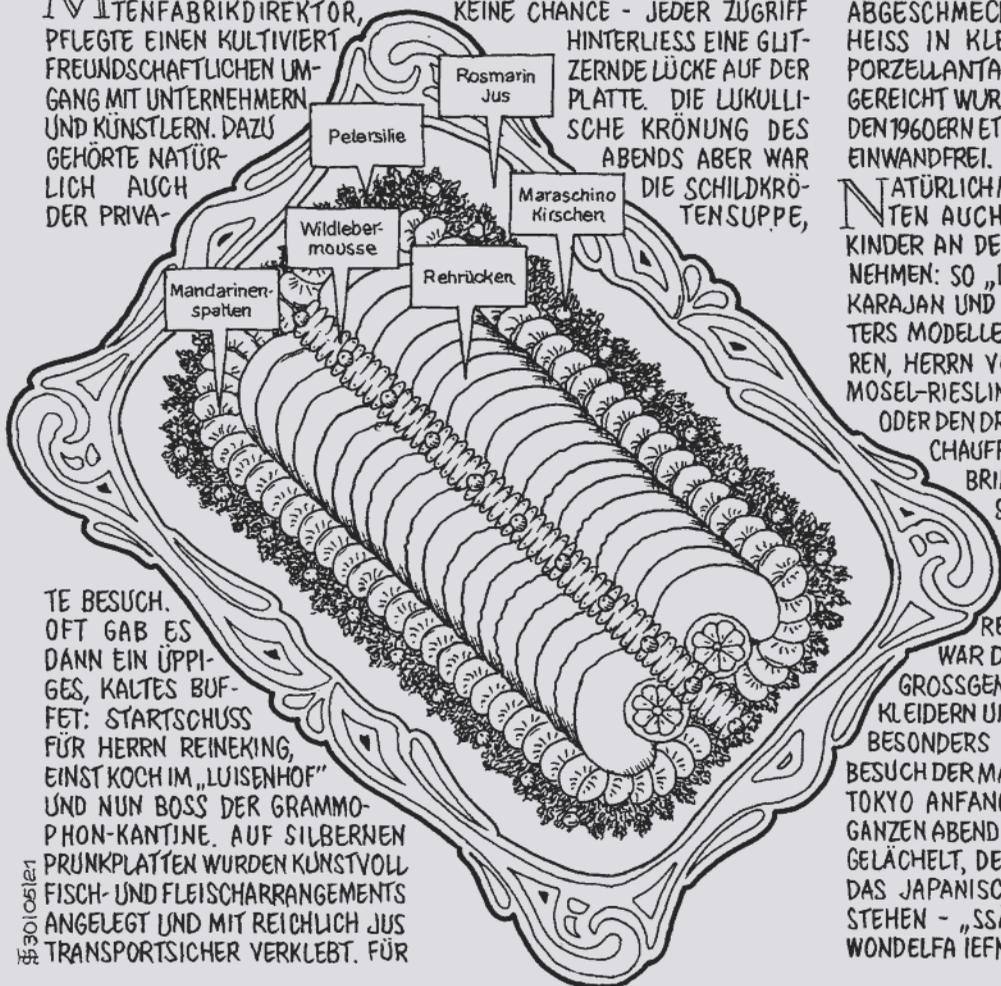
Norbert Brainin, Amadeus Quartett

MEIN VATER, DER SCHALLPLATTENFABRIKDIREKTOR, PFEGLTE EINEN KULTIVIERT FREUNDSCHAFTLICHEN UMGANG MIT UNTERNEHMERN UND KÜNSTLERN. DAZU GEHÖRTE NATÜRLICH AUCH DER PRIVA-

MUNDRÄUBER WIE MICH GAB ES KEINE CHANCE - JEDER ZUGRIFF HINTERLIESS EINE GLITZERENDE LÜCKE AUF DER PLATTE. DIE LUKULLISCHE KRÖNUNG DES ABENDS ABER WAR DIE SCHILDKRÖTENSUPPE,

DIE, MIT SHERRY FEIN ABGESCHMECKT, HEISS IN KLEINEN PORZELLANTASSEN GEREICHT WURDE. IN DEN 1960ERN ETHISCH EINWANDFREI.

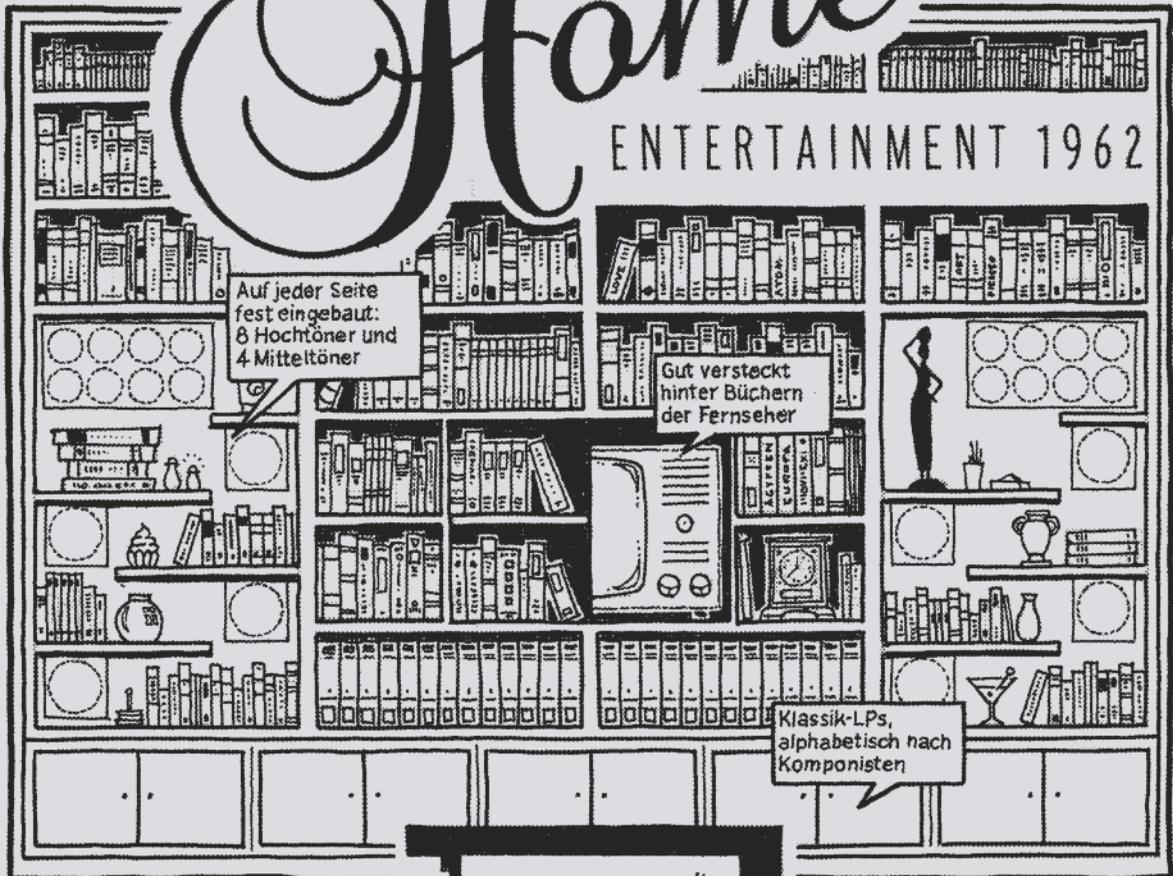
NATÜRLICH MUSSTEN AUCH WIR KINDER AN DEM SPEKTAKEL TEILNEHMEN: SO „DÜRFT“ ICH HERRN KARAJAN UND SEINER ELIETTE VATERS MODELLEISENBahn VORFÜHREN, HERRN VON SIEMENS ETWAS MOSEL-RIESLING NACHSCHENKEN ODER DEN DRAUSSEN WARTENDEN CHAUFFEURN WURSTBRÖTE BRINGEN. DIE WELT TRAF SICH IM BÜNTEFELDE - WENN DIE PHILIPS DIREKTOREN AUS EINDHOVEN MIT IHREN FRAUEN KAMEN, WAR DAS HAUS VOLL VON GROSSGEMUSTERTEN ABENDKLEIDERN UND ZIGARRENRAUCH. BESONDERS KOMISCH WAR DER BESUCH DER MANAGERGRUPPE AUS TOKYO ANFANG DER 60ER. EINEN GANZEN ABEND WURDE FREUNDLICH GELÄCHELT, DENN KEINER KONNTE DAS JAPANISCHE ENGLISCH VERSTEHEN - „SSÄNK JOOOH FORSE WONDELFA IEFNÄNG“.



TE BESUCH. OFT GAB ES DANN EIN ÜPPIGES, KALTES BUFFET: STARTSCHUSS FÜR HERRN REINEKING, EINST KOCH IM „LUISENHOF“ UND NUN BOSS DER GRAMMOPHON-KANTINE. AUF SILBERNEN PRUNKPLATTEN WURDEN KÜNSTVOLL FISCH- UND FLEISCHARRANGEMENTS ANGELEGT UND MIT REICHLICH JUS TRANSPORTSICHER VERKLEBT. FÜR

Home

ENTERTAINMENT 1962



„MIT DER NASE NACH UNTEN - ZUR LANDUNG“ SO ERKLÄRTE MIR WINZER MAUCH DAS ALLEINSTELLUNGSMERKMAL SEINES ZEPPELIN-WEINS, DEN VADDI IM KELLER LAGERTE. DIESEN MÜLHEIMER SONNENLAY DURFTE ICH AN DEN MUSIKABENDEN SERVIEREN, ZU DENEN VADDI EINGELADEN HATTE. ZUM GERÄUSCHLOSEN VERZEHR WURDEN „GOLDFISCHLI“ GEREICHT.

§25/122
DIE GÄSTE NAHMEN IN DEN STEREOPHONISCH AUSGERICHTETEN

Der Bordwein der „Hindenburg“ vom Weingut Mauch-Reitz - serviert in Hannover



Goldfischli und Mosel-Riesling



Vaddis Anlage

TEN SESSELN PLATZ UND BLICKTEN EHRFÜRCHTIG AUF DAS WANDFÜLLENDE BÜCHERREGAL. DAS BEHERBERGTE NEBEN DEM VON 2 REGALTÜREN VERSTECKTEN FERNSEHER AUCH 24 EINGebaUTE LAUTSPRECHER, DENEN DIE LIEBEN FREUNDE NUN SCHUTZLOS AUSGELIEFERT WAREN. WENN DER RÖHRENVERSTÄRKER DIE RICHTIGE ARBEITSTEMPERATUR ERREICHT HATTE, LIESS VADDI ES RICHTIG KRACHEN. NACH EINEM FURIOSEN „SACRE DE PRINTEMPS“ ENTFUHR DER GUTEN FRAU SCHIER EIN GEHAUCHTES „HERVORRAGEND, HERR DOKTOR!“

in Deutschland hatte er sich von seinen Technikern eine exquisite Abspielanlage entwickeln und im Wohnzimmer einbauen lassen. Sie verfügte über multiple Lautsprecher, die in die Bücherregalwand integriert waren und ein davon getrenntes Pult für Verstärker und Plattenspieler. Es bereitete Vater großes Vergnügen, diese Musikanlage vor Gästen und Freunden unserer Eltern mit der lautstarken Aufführung von neuen Produktionen mit der neuen Stereo-Technik vorzuführen. Thomas hat das Arrangement dieser Ereignisse in seiner Bildgeschichte eingefangen und in ihrer besonderen Atmosphäre charakterisiert. Diese privaten, mehrheitlich musikalisch eher laienhaft gebildeten Gäste zollten die erwartete Begeisterung.

In Hannover gehörten die Eltern auch der lokalen Kammermusik-Gemeinde an, die aus dem allgemeinen kulturellen Niveau der Stadt herausragende Konzerte mit national und international renommierten Künstlern organisierte und ihre Mitglieder zu den Veranstaltungen jeweils in den Kammermusik-Saal der Stadthalle Hannover einlud. Hier trafen sich die Freunde der klassischen Kammermusik und es gehörte für sie selbstverständlich dazu, einander bei den Konzerten zu begrüßen, wobei Vater aufgrund seiner beruflichen Stellung natürlich besonders beachtet wurde und auch jeweils im Kontakt mit dem langjährigen Vorsitzenden, dem Fabrikanten und Mäzen Sprengel, war. Hans-Christoph hatte als Heranwachsender bei Unpässlichkeit eines Elternteils wiederholt Gelegenheit, mit dem anderen Elternteil einige der Konzerte zu besuchen. In besonderer Erinnerung ist ein gemeinsam mit dem Vater besuchte Konzert geblieben, das aus dem üblichen Rahmen der Veranstaltungen der Kammermusik-Gemeinde fiel, wobei Hans-Christoph in diesem einzigen Fall der Experte und sein Vater der Lernende war.

Es handelte sich um das bis dato erste Jazz-Konzert in der Kammermusik-Gemeinde, bei dem das Modern Jazz Quartet (MJQ) auftrat. Dieses Quartett hatte unter der Leitung seines Leader John Lewis am Piano eine neue Form des kammermusikalischen Jazz mit deutlichen Wurzeln in den Formen des Cool Jazz entwickelt und dabei auch Annäherungen an die Sprache der klassischen europäischen Musik vollzogen, wobei insbesondere Einflüsse der Kompositionen von J.S. Bach zu spüren waren. Die vier afroamerikanischen Musiker aus den



Das unvergessliche MJQ und der von Vater geschätzte Oscar Peterson auf einer Schallplatte von Verve aus dem eigenen Haus

USA traten auch in Hannover im Smoking auf und zelebrierten eine sehr verhaltene Form des Jazz, die in den 50er Jahren weltweit große Popularität genoss. Die Musik des MJQ wurde auf zahlreichen Tonträgern festgehalten und ist bis heute ein Bestandteil des klassischen Fundus des Jazz. Sie verfehlte seinerzeit ihren Eindruck auch auf meinen Vater nicht, der sich allerdings nicht weiter in diese Musikform vertiefte, sondern sich in der Folge allenfalls immer wieder bei seinem Sohn erkundigte, ob es denn neue Platten von Oscar Peterson gäbe, dessen pianistische Bravourritte er besonders schätzte. Seine pianistisch ausgebildete und aktiv musizierende Schwester, unsere Tante Erika Steinhausen, stutzte hingegen verwundert bei einem ihrer ganz seltenen Besuche in Hannover und fragte, als wir ihr eine Platte von Peterson vorspielten, angesichts der für sie völlig ungewohnten Klänge, was das denn sei.



Die Grundschule in Hannover-Kleefeld

Die Schullaufbahn von Hans-Christoph

Ich wurde 1949 in die Grundschule im Ortsteil Kleefeld eingeschult, die damals eine reine Jungenschule war. Das Schulgebäude war ein aus wilhelminischen Zeiten stammender großer und Kinder etwas einschüchternder Bau aus roten Ziegeln mit hohen Klassenräumen und einer massiven Klassenzimmertür, aus der selten Unterrichtslärm auf die Flure drang. Hinter der grünen Tafel und dem großen Lehrerpult waren die Schülerplätze aufgereiht, die aus jeweils einer Doppelbank mit Lehne und integriertem Pult bestanden. Das Pult ließ sich zum Verstauen der Schreibutensilien und Schulhefte und -bücher hochklappen und der obligate lederne Schulranzen wurde seitlich an einen Haken gehängt. Mein Ranzen existiert heute noch und ist ein Teil des kleinen persönlichen «Museums», das im hinteren Flur der Berliner Wohnung eingerichtet ist.

Meine Grundschulklasse bestand aus 46 Schülern, die von der Lehrerin Fräulein Michel unterrichtet wurden. Die damals noch selbstverständliche Bezeichnung «Fräulein» galt in diesem Falle einer matronenhaften stattlichen Frau in fortgeschrittenem Alter mit weißem Haar und meist dunkler Kleidung, die diese für die damalige Zeit normale Zahl von Schülern sehr sicher und zugleich aber auch mit freundlicher Grundhaltung in allen Fächern außer Sport unterrichtete und dabei keine Probleme mit der Einhaltung der Disziplin hatte. Vielleicht gelang ihr die vergleichsweise leichte Führung dieser großen Klasse auch deswegen so relativ leicht, weil wir im Hintergrund einen autoritären Schulrektor S. hatten, mit dem sie im Zweifelsfall auch hätte drohen können.



Der Schulranzen von Hans-Christoph aus dem Jahre 1949



Meine Grundschulklasse des Einschulungsjahrgangs 1949

Dieser Rektor hatte entweder aus einer Vergangenheit als Nazi oder einer zurückliegenden militärischen Ausbildung die Angewohnheit, nach den Pausen alle Schüler der einzelnen Klassen jeweils in Zweierzügen mit Zwischenräumen auf dem Pausenhof antreten zu lassen, zwischen den Zügen mit einem Stöckchen die Ausrichtung zu korrigieren und dann die Klassen jeweils einzeln in das Schulgebäude einrücken zu lassen. Mir blieb nicht nur dieses autoritäre Ritual als symbolhafter Ausdruck für meine ersten Schuljahre anhaltend in Erinnerung, sondern ich verband auch einen speziellen Geruch in deutschen Amtsgebäuden immer mit diesen Früherfahrungen. Dieser Geruch kam von einem grünen leicht körnigen Reinigungsmaterial, das in großer Menge auf die Flure gekippt wurde und anstelle einer Reinigung mit Wasser und Seife über die Fußböden gefegt wurde. Dieser Sinneseindruck hatte zwar nicht den Liebreiz der in eine heiße Schokolade eingetauchten Madeleine wie bei Marcel Proust in der «Suche nach der verlorenen Zeit», erfüllte aber die gleiche Funktion für die Auslösung der Erinnerung.

Wegen des abgelegenen Wohnsitzes in der Heidesiedlung hatte ich einen recht langen Schulweg, der von der außerhalb der Siedlung gelegenen

Verbindungsstraße zwischen Hannover-Kleefeld und Misburg ziemlich gradlinig über sicher mindestens fünf Kilometer bis in meine Schule führte. Der Schulweg war anfänglich eine von Kastanienbäumen gesäumte Kopfsteinpflasterchaussee, die parallel und getrennt von der Straße neben den Bäumen einen Radweg führte, auf dem ich nach den ersten Schuljahren in die Schule fuhr. Dazu benutzte ich dann mein Geburtstagsgeschenk, ein vom Vater bewusst nicht nur aus Kostengesichtspunkten, sondern wegen seiner Solidität ausgewähltes schweres Tourenrad, obwohl ich doch so gerne ein unter den Kindern so viel mehr geschätztes und leichteres Sportrad gehabt hätte. Meinem Vater als Techniker war es auch ein besonderes Vergnügen gewesen, dieses Fahrrad später mit elektrisch durch Batterien betriebenen Winkern an der Lenkstange und seitlich am Vorderrad auszustatten, die nicht nur ständig wegen Schäden an Kabeln und Glühlämpchen ihre Funktion einstellten, sondern auch hinlänglich für Spott durch die anderen Kinder sorgten.

In den bitterkalten Wintern zuvor nutzte ich auf dem Weg in die Schule in Kleefeld den Bus an der einzigen Haltestelle der Siedlung an der besagten Verbindungsstraße, der wahrscheinlich noch aus Kriegszeiten oder noch früheren Tagen stammte. Der Motor war innerhalb des Busses direkt neben dem Fahrerplatz installiert und mit einer grauen Metallhaube abgedeckt. Wegen der Wärmeentwicklung war ein Platz direkt



neben dem Motor im Winter ein sehr beliebter, im Sommer aber eher nach Möglichkeit zu meidender Aufenthaltsort. Der Fahrschein für Kinder wurde anfänglich noch mit blauen und grünen Papierscheinen im Wert von 5 und 10 Pfennig bezahlt, zumal die sogenannte Währungsreform noch nicht weit

Im Winter
mit dem Bus
zur Schule

zurücklag und Münzen noch nicht geprägt worden waren.

Außer einem Ereignis, das uns kleine Grundschüler einmal geschlossen dazu trieb, aus Protest die Schule nach Haus zu verlassen, waren die ersten vier Jahre recht ereignislos. Was der Anlass unser Empörung gewesen war, ist mir nicht mehr in Erinnerung, nur war dieser Streik zu Beginn der 50er Jahre sicher außergewöhnlich und so muss das auslösende Ereignis ziemlich gewichtig gewesen



Das Kaiser -
Wilhelm-
Gymnasium

sein, zumal mir keine Reaktion der autoritären Schulleitung in Erinnerung geblieben ist. Meine Schulleistungen waren so gut, dass die Empfehlung für das weiterführende Gymnasium nicht ausblieb, wobei für meine Eltern und besonders meinen Vater gemäß Familientradition selbstverständlich war, «dass der Junge auf ein humanistisches Gymnasium kommt». Eigene Neigungen – soweit überhaupt vorhanden – oder Talente spielten keine Rolle. Für die Aufnahme in das Gymnasium erfolgte ein dreitägiger Probeunterricht, bei dem ich in Geometrie nicht besonders gut abschnitt, zumal ich die Anzahl der Seiten eines Würfels nicht korrekt angeben konnte. Der zuständige Lehrer war ein schlanker Mann mit Halbglatze, der mit Knickerbockerhose und abgestepptem Jackett wie ein begeisterter Wandervogel aus alten Tagen wirkte.

Das humanistische Kaiser-Wilhelm-Gymnasium (KWG) war zum Zeitpunkt meines Eintritts ein neu errichtetes Ensemble von Einzelgebäuden mit heller Klinkerfassade unweit der Stadthalle Hannover und konnte von mir bis dorthin mit der Straßenbahn-Linie 5 direkt von Kirchrode aus erreicht werden, wenn ich nicht mit dem Fahrrad kam. In fortgeschrittenen Jahren hatte ich neben anderen Zeichen eines äußerlich non-konformen Auftretens dieses Fahrrad sehr sorgfältig mit schwarz-weißen Streifen wie ein Zebra angestrichen, was mir unter den Schülern besondere Aufmerksamkeit sicherte. Von diesem für die damalige Zeit sehr avantgardistisch gestalteten Fahrrad ist ein Foto erhalten geblieben.

Die allgemeine Struktur des KWG wich von der des klassischen Gymnasiums mit sofortigem Beginn mit Latein insofern ab, als die für Niedersachsen zuständige britische Militärverwaltung verfügt hatte, dass auch das humanistische Gymnasium mit Englischunterricht starten müsse, sodass wir erst mit der 7. Klasse mit Latein und ab der 9. Klasse mit Alt-Griechisch begannen. Während

ich von dem nur über drei Jahre erteilten Unterricht in Englisch nachhaltig erreicht wurde, blieb mein Verhältnis zu den Altsprachen zwiespältig, wie noch zu zeigen sein wird.

Die Jahre auf dem KWG waren von einer Vielzahl von Lehrern geprägt, die mit wenigen Ausnahmen einer sehr traditionellen Pädagogik und Didaktik mit fast ausschließlichem Frontalunterricht, autoritärer Strenge und anfänglich auch körperlichen Strafen anhängen. Die Lehrer waren mehrheitlich innerlich nicht sehr weit weg von den obwaltenden gesellschaftlichen Verhältnissen des vorherrschenden Konservatismus der Adenauer-Zeit und es war nicht klar, wie weit alle hinlänglich mit den Prinzipien des verflossenen «Dritten Reiches» gebrochen hatten. Diese Nazivergangenheit wurde im Unterricht erst gegen Ende der Schulzeit und dabei nicht etwa im Fach Geschichte, sondern im Deutschunterricht durch den jungen Studienreferendar S. in einer offeneren Diskussionsform thematisiert.

Einige unserer Lehrer sind in ihren Eigentümlichkeiten und ihrem zum Teil auch absurden pädagogischen Verhalten gut in Erinnerung geblieben. Als freundlicher und sehr zugewandter Lehrer stach der Englischlehrer F. hervor, der im Austausch für ein Jahr in England gelebt hatte und uns für das Laienspiel sowohl in englischer als auch deutscher Sprache begeisterte, wobei ich stolz war, zum besten Schauspieler der Klasse gewählt zu werden. Herr F. fuhr einen sogenannten «Kabinenroller», ein skurriles Produkt der Nachkriegsjahre, das mit zwei hintereinander angeordneten Sitzen, Motorradmotor und Lenkstange sowie zur Seite aufklappbarer Plexiglashaube ein Hybrid von Motorroller und Kleinstauto war. Es wurde von der Fa. Messerschmidt, die noch ein Jahrzehnt zuvor ihren Schwerpunkt in der Produktion von Kampfflugzeugen für die Luftwaffe gelegt hatte, ab 1953 in Serie hergestellt. Lehrer F. hatte seinen Kabinenroller



immer unweit des Fahrradkellers der Schule geparkt und verließ den Parkplatz bisweilen zeitgleich mit den Schülern nach dem Unterricht. Bei einer dieser Gelegenheiten konnte man den ansonsten immer sanften und gelassenen Lehrer F. regelrecht

Design von
Hans-Christoph:
Das «Zebra»



Weitere Frühwerke von Hans-Christoph

wütend erleben, als mehrere Schüler ihn nach dem Einsteigen mit seinem Gefährt hochhoben und schaukelten, und zugleich mit jugendlichem Spott übergossen.

Der zweite nachdrücklich positiv in Erinnerung gebliebene Lehrer war Herr H., der das Fach Kunst unterrichtete. Anders als sein jüngerer Kollege, der den Kunstunterricht nur als Broterwerb zur Finanzierung seiner privaten Existenz als Künstler betrachtete, konnte Herr H. seine Schüler für künstlerisches Gestalten begeistern und in ihrer Kreativität durch seine verstärkenden Bemerkungen nachhaltig fördern. Dies fiel bei mir in eine Zeit des Heranwachsens gegen Ende meiner Schulzeit, als ich mich auch außerhalb der Schule intensiv mit Malerei und der bildenden Kunst beschäftigte. Für das Abitur im Fach Kunst erstellte ich in meiner Freizeit eine





Hans-Christoph
als Protagonist
im Laienschauspiel seiner
Schule 1959

beträchtliche Zahl von Arbeiten, darunter informell gestaltete Ölbilder und Papierkollagen, die auch im Abiturzeugnis eine der wenigen herausstechenden Noten erzielten. Diese zu Beginn der 60er Jahre entstandenen Bilder sind heute noch in verschiedenen Räumen unserer Berliner Wohnung und dabei speziell in Form eines kleinen Privatmuseums in einem Flur aufgehängt, wie die beigefügten Fotos zeigen. Leider habe ich über meine Lebenszeit an dieser kreativen gestalterischen Phase nur einmal wieder kurzfristig angeknüpft, als es 1996 nach dem Kauf unseres Hauses in Grüt im Kanton Zürich darum ging, die vielen offenen Wandflächen zu beleben.

Das von der Schule genährte Interesse am Schauspiel fand auch in den späteren Jahren Futter in den jährlichen Aufführungen gemeinsam mit

den Schülerinnen der benachbarten Sophienschule, die ausschließlich von Mädchen besucht wurde, denn Koedukation in der Schule war damals noch undenkbar. Die Aufführungen fanden vor den Eltern und Familien beider Schulen in der Aula mit großer Bühne des KWG statt, und ich durfte in kleinen, meist klassischen und wenig bekannten Schauspielen eine der Hauptrollen spielen. Jahre zuvor hatte es bei einer Aufführung nur zu der Statistenrolle einer Tempeldienerin gereicht, weil ich für die dramatischen Inszenierungen griechischer Klassiker im Original durch den genialischen Griechisch-Lehrer und gelernten Schauspieler S. noch zu jung und unbewandert im Altgriechischen war. Zu seiner Regieführung gehörte der Trick, den Darsteller eines dramatischen Protagonisten zum richtigen Brüllen des dramatischen Textes zu bringen, indem er ihm vor einer entscheidenden Szene die offene Sektfläche an den Hals setzte.

Meine fortgeschrittenen Schuljahre waren von einem allmählichen Leistungsrückgang gekennzeichnet, der schließlich zur Wiederholung der 11. Klasse führte. Die negativen Erfahrungen mit den wechselnden Lehrern waren vielfältig

und nachhaltig. Dazu gehörte die Szene mit einem autoritären Deutsch- und Sportlehrer, der mich unter allgemeinem Gelächter mit einem gezielten Wurf mit dem Tafelschwamm vermeintlich aus dem Schlummer riss, als ich mir eigentlich nur nach unten blickend die Fingernägel reinigte. Bemerkenswert war auch ein Brief des damaligen Klassenlehrers und Studienrats G. an meinen Vater, dass er mich in Klasse 11 während des Gemeinschaftskundeunterrichts wiederholt ermahnen musste, «den Unterricht nicht durch ungehöriges Dazwischenreden und allgemeine Unruhe zu stören». Er bat meinen Vater höflichst, «Hans-Christoph dazu anzuhalten, sich auf den Unterricht zu konzentrieren, da auch seine Leistungen darunter leiden, wenn er dauernd abgelenkt ist». Jahrzehnte später in den 70er Jahren führte der so Kritisierte das Thema des hyperaktiven und konzentrationsgestörten Kindes in die deutschsprachige psychiatrische Literatur ein und trug mit Fachaufsätzen und Büchern kontinuierlich zum Verständnis der später als «Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Störung (ADHS)» bezeichneten Problematik bei.

Skuril waren auch eher die gelegentlichen Vertretungsstunden durch den Direktor der Schule, der uns als «Ihr Hasenfüße» bezeichnete und unvorbereitet einen völlig unverständlichen Unterricht abhielt. Aus dem baltischen niederen Adel abstammend trug er immer einen dreiteiligen Anzug mit gebundener Fliege, der über die Zeit durch das Tragen und regelmäßige Bügeln glänzte, wobei er in diesem Ornat nicht nur seinen Dienst versah, sondern auch morgens in steifer Haltung auf seinem Fahrrad zur Schule kam. Mit dem Schuldirektor hatte mein Vater auch brieflich einen regelmäßigen Austausch, als sich meine Schulleistungen drastisch verschlechterten und die beiden Akademiker sich jeweils mit der direkten Anrede «Herr Doktor» in wenig einfühlsamer und verständnisvoller Weise über die mangelnde Lebensreife und Ernsthaftigkeit des Schülers Hans-Christoph ausließen. Immerhin setzte sich mein Vater brieflich für die von mir aus Distanz zum Glauben gewünschte Befreiung vom Religionsunterricht ein, was vom Schuldirektor schließlich in einem langen Antwortbrief im Duktus des allseits klassisch gebildeten Bildungsbürgers genehmigt wurde.

Als sich abzeichnete, dass ich das Klassenziel in der 11. Klasse nicht erreichen würde, ergriff mein Vater mehrere Maßnahmen. Erstens strich er mir das Tennisspielen, das meine erste positive Sportererfahrung gewesen war, und programmierte so mein lebenslanges Desinteresse an Sport, wenn ich einmal von gelegentlichem Laufen (so etwas wie Joggen) während und kurz nach meinem Wehrdienst und später in der Mitte meiner Dreißiger mit Lena im Berliner Tiergarten absehe. Zweitens schickte er mich zum Nachhilfeunterricht in Latein zu

Schulzeugnis
der 11. Klasse
nach dem ersten
Durchgang

KAISER-WILHELM-GYMNASIUM HANNOVER

Altsprachliches Gymnasium für Jungen

ZEUGNIS

Schuljahr 19 59 / 60, 2. Halbjahr

Klasse 11c

für Hans Christoph Steinhansen

Verhalten in der Schule gut

Beteiligung am Unterricht ist nur wenig intensiver geworden

Versäumte Stunden 15, davon unentschuldig - Stunden Verspätungen -

LEISTUNGEN

Religion	<u>befriedigend</u>	Mathematik	<u>ausreichend</u>
Deutsch	<u>befriedigend</u>	Physik	<u>ausreichend</u>
Geschichte	<u>ausreichend</u>	Chemie	<u>_____</u>
Gemeinschaftskunde	} <u>ausreichend</u>	Biologie	<u>befriedigend</u>
Erdkunde		Mathematik	<u>befriedigend</u>
Englisch	<u>_____</u>	Kunstunterricht	<u>gut</u>
Französisch	<u>_____</u>	Werken	<u>_____</u>
Latein	<u>mangelhaft</u>	Sport	<u>ausreichend</u>
Griechisch	<u>mangelhaft</u>	Arbeitsgemeinschaften	<u>_____</u>

Bemerkungen Auf Beschluß der Klassenkonferenz vom 24. März 1960 nicht versetzt

Hannover, den 6. April 1960

H. v. Brüggen

Mathias

Oberstudiendirektor

Klassenleiter

Jean R. Steinhansen

Unterschrift des Erziehungsberechtigten

Leistungsstufen: 1=sehr gut 2=gut 3=befriedigend 4=ausreichend 5=mangelhaft 6=ungenügend

Hommage an
Jackson Pollock
(in der Einfahrt
zur Garage
des Hauses Im
Büntefelde 5
entstanden)



Herrn Sch., der ihm dafür vom Schuldirektor empfohlen worden war. Herr Sch. war ein eigentlich im Pensionsalter stehender, aber mit einem geringeren Pensum angestellter Lehrer für Latein an unserem Gymnasium und dort wegen seines überaus autoritären Verhaltens berüchtigt und gefürchtet. Es wurde gemunkelt, dass er ein strammer Nazi gewesen sei und deswegen nicht zum Schulleiter befördert worden, sondern Oberstudienrat geblieben sei.

Zu ihm wurde ich zu Nachhilfestunden geschickt, die ich mit ihm in seinem vom Zigarrenqualm vernebelten Arbeitszimmer absolvierte. Wir saßen dabei parallel mit den Stühlen zur Wand und waren nur durch einen kleinen runden Tisch und eine Stehlampe voneinander getrennt. Die Übungen bestanden in sturem Abfragen von Vokabeln mit Fällen und Zeiten und trugen dazu bei, mein Interesse an Latein noch zusätzlich weiter zu beschädigen. Obwohl Herr Sch. ein alter Fuchs war, dem alle Schülertricks geläufig waren, gelang es mir, aus meinem Buch zu spicken, zumal er nicht nur den Raum eingenebelt hatte, sondern sich auch in einem postprandialen nachmittäglichen Dämmerzustand befand, stur an seiner Zigarre saugend vor sich hinstarrte und gelegentlich den Takt für die Vokabelabfrage vorgab. Vielleicht wollte der alte Herr mich aber auch nur in Sicherheit wiegen, um weiter das Zubrot von meiner Erinnerung nach 15 DM pro Nachhilfestunde einzustreichen.

Trotz dieser Maßnahmen war der Verlauf der 11. Klasse mit Nichtversetzung nicht aufzuhalten. Dabei handelte es sich eigentlich um eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Zu Klassenbeginn hatte unser neuer Lateinlehrer Dr. B. knapp verkündet: «Meine Herren, in dieser Klasse sind zu viele Schüler. Am Ende des Jahres werden wir vier weniger sein! ». Entsprechend autoritär, kühl und verbal sadistisch war sein Unterrichtsstil und meine Klassenarbeiten wurden von ihm gnadenlos auch mit fragwürdigen Korrekturen versehen, bis das Ziel der Note «mangelhaft» erreicht war. Mein ehemaliger Mitschüler Ulf Tunn, der Chefarzt und Professor wurde und als Schüler ebenfalls Opfer von Dr. B. gewesen war, traf mich Jahrzehnte später wieder und erzählte die folgende Anekdote. Dr. B. habe im Unterricht geäußert: «Tunn und Steinhausen, aus Ihnen wird nichts!» und der erwachsene Ulf Tunn kommentierte: «Weißt Du, Hans-Christoph, wir sind als Einzige aus unserer Klasse Professoren geworden und Dr. B. ist Oberstudienrat geblieben!»

Für die Nichtversetzung wäre die manipulierte Note «mangelhaft» in Latein aber nicht ausreichend gewesen. Für die zweite Note «mangelhaft» sorgte ich bei objektiv schlechteren Leistungen als in Latein im Verein mit dem zuständigen Lehrer im Fach Griechisch. Den Unterricht in diesem Fach gab

Dr. H., der nach einem Austauschjahr in den USA nach Hannover zurückgekommen war und im KWG auf damals noch nicht bekannten Kreppsohlen durch die Gänge schwebte. Von leicht fülliger Statur, gab er sich lässiger als andere Lehrer und sprach auch eher amerikanisch als englisch. Er wirkte auch als Ringrichter bei den jährlichen griechisch-römischen Ringkämpfen anlässlich des Schulsportfestes und war Kampfrichter ausgerechnet bei dem Sieg des etwas aus der Art geschlagenen Sohn des Herrn Schuldirektors über einen deutlich athletischeren Gegner. Dr. H. folgte später nach meiner Schulzeit dem amtierenden Gymnasialdirektor in dieser Funktion. Seinen Unterrichtsstil habe ich nicht mehr in Erinnerung.

Die Wiederholung der 11. Klasse war ein Labsal. Nicht nur bewies ich ohne zusätzliche Anstrengungen die Willkürlichkeit der vorherigen Notengebung im Fach Latein mit der Note «gut» im Herbstzeugnis, sondern fand nun bei geringerem Leistungsdruck auch viel Zeit für meine Interessen an Jazz, Literatur und bildender Kunst sowie alterstypischen Freizeitaktivitäten mit Freunden. Unser neuer Griechisch-Lehrer, Bodo N., von uns Schülern trotz seines fortgeschrittenen Junggesellenstatus wegen seiner altbackenen Art als Papa N. bezeichnet, war von eigentümlicher Statur. Mit einem wiegenden Gang und ausgreifenden Ruderbewegungen seiner Arme brauchte er viel Platz, wenn er die Klasse betrat und seine abgewetzte schmale Tasche auf dem Lehrertisch legte. Sein schmaler hoher Schädel mit einem immer leicht geröteten Gesicht, einer großen Nase und Brille und sein dünnes Haupthaar ließen ihn nicht unbedingt als Frauenschwarm erscheinen und es war schon eine kleine Sensation, als er heiratete und sogar ein Kind bekam. Er steckte sommers wie winters in kurzärmeligen Hemden und trug nahezu immer denselben schlecht gebundenen Schlips unter seiner etwas zu kurz wirkenden Jacke.

Seine Aussprache enthielt Anteile eines Dialektes aus den ehemaligen ostdeutschen Gebieten, aus denen viele Flüchtlinge in Niedersachsen angesiedelt worden waren. Der markanteste Teil seines Unterrichtsstils bestand in der Abfrage von griechischen Vokabeln mit allen Fällen und Zeiten, wobei er den jeweils befragten Schüler aufstehen ließ und sich vor ihm mit der griechischen Grammatik in der Hand aufbaute. Seine Befragungen waren intensiv und langwierig, während der Rest der Klasse atemlos zuhörte und abwartete, wie lange sich der jeweilige Kandidat wohl halten würde. Versagte er bei der Wiedergabe zum dritten Mal, so kam von Lehrer N. die ebenfalls zum geflügelten Wort avancierte kurze Feststellung «zähnmol», was ein zehnmaliges Abschreiben der jeweiligen Grammatikübungen bis zur nächsten Griechisch-Stunde bedeutete.



Lehrer N. war immer erstaunt, dass meine schriftlichen Übersetzungen bei den Klassenarbeiten so viel schlechter ausfielen als bei den mündlichen Übungen in der Klasse. Ihm war nie aufgefallen, dass ich versteckt in meiner alten ledernen Hebamentasche, die ich als Schultasche auf dem Tisch liegen hatte, eine zweisprachige Fassung der Ilias oder der Odyssee (was immer unser Stoff war) aus dem Tempel Verlag Berlin in der Übersetzung von Johann Heinrich Voss aufgeschlagen hatte. Von der Odyssee befindet sich auch ein Exemplar der Erstausgabe aus dem Jahre 1781 auf Kosten des Verfassers in Hamburg verlegt noch heute in meiner Berliner Bibliothek. Im Schulunterricht gelang es mir mit dem griechischen Original jeweils auf der linken Buchseite und der Übersetzung auf der rechten Buchseite viel schneller als meinen Mitschülern, den vertrackten Satzbau zu entschlüsseln und dann gelangweilt im Klassenzimmer herumzuschauen. Dieser Vorteil entfiel natürlich bei den streng kontrollierten Klassenarbeiten und entsprechend fielen auch die schriftlichen Noten aus, die zusammen gezogen mit der mündlichen Note aber immer noch recht passabel war. Ich

Hommage an
Serge Poliakoff



Großes
informelles
Gelb

erinnere mich allerdings gut daran, dass mir Lehrer N. nach den mündlichen Abiturprüfungen bei der Verabschiedung zuraunte: «Sie hätten mehr herausholen können», und ich bin mir nicht sicher, ob ich schlagfertig entgegnete: «Aber ich wollte nicht mehr!».

Manche unser Lehrer waren, von uns nicht richtig erkannt, eigentlich tragische Figuren. So der Lehrer G., der sich nach dem erst im Verlauf unserer Schulzeit verordneten Züchtigungsverbot darauf einstellen musste, keine Ohrfeigen mehr auszuteilen zu können. Die Klasse feixte sichtbar, als er sich umstellen musste und dabei überaus hilflos wirkte; zur Bestrafung fiel ihm nichts Anderes

als stupide schriftliche Strafarbeiten ein. Oder der spätere weißhaarige Mathematiklehrer G., der nie das Fach studiert hatte und bei der Lösung einiger Aufgaben selbst überfordert war. Im Vorabitur in Mathematik nach der 12. Klasse soufflierte er mir die Lösung einer Aufgabe auf dem Gang, als ich zwischenzeitlich aus dem Prüfungsraum kam. Er hatte dort offensichtlich Position bezogen, um die Defizite seines Unterrichts nachträglich zu kompensieren. In der Lehrerschaft befand sich weiter auch ein älterer Spätheimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft, der seine Tätigkeit als völlig hilfloser Pädagoge offensichtlich eher in Form eines Gnadenbrotes erhielt.

Für die Schule war mein Vater auch insofern von besonderem Interesse, als er sie reichhaltig mit Schallplatten der DGG für den Musikunterricht beschenkte. Davon profitierte insbesondere der Musiklehrer T., der mit seinem sehr traditionellem Lehrangebot von klassischer Musik und deutschen Volksliedern auf wenig Resonanz bei seinen Schülern traf, die sich schon damals vornehmlich für amerikanische oder englische Popmusik, insbesondere den noch nicht lange aus den USA herübergeschwappten Rock'n Roll, interessierten. Seine Unterrichtsstunden waren von allerlei Störungen durch die Schüler gekennzeichnet, derer sich dieser immer korrekt in dunklen Anzug und Krawatte gekleidete ältliche Lehrer in einem nicht klar definierbaren Dialekt aus dem hessisch-fränkischen Raum nicht recht erwehren konnten. Seine hilflosen Ausrufe «Ihr pnöden Källe» oder «Das ist Pällen vor die Säue weffen» wurden zu geflügelten Worten.

Ich erhielt in seinem Unterricht insofern einen einmaligen Freiraum für ein umfangreiches Referat, als Schülerbeiträge damals eigentlich noch eine ungewöhnliche Form der Unterrichtsgestaltung waren. Den Text meines Referats über Jazz hatte ich mit intensivem Literaturstudium vorbereitet und aufgeschrieben, während ich bei der musikalischen Illustration von den Möglichkeiten meines Vaters profitieren konnte. Er hatte mir den Zugang zu den Tontechnikern seiner Firma eröffnet, sodass ich ein Demonstrationstonband erhielt, auf dem Ausschnitte von Schallplattenaufnahmen berühmter Jazz-Künstler zusammengeschnitten waren. Zu dem Referat erschien ich mit einem großen und schweren Koffertonbandgerät, das mir wahrscheinlich in die Schule gebracht wurde. Ob ich mit meinem Referat damals nachhaltig auch nur einen einzigen Mitschüler für den Jazz begeistern konnte, ist mir nicht in Erinnerung. Meine Musiknote wich hinfort aber bis zum Abitur positiv von meinem allgemeinen Leistungsniveau ab. Die Schule wurde übrigens später von meinem Vater noch einmal reichlich beschenkt, als er ihr den Flügel seiner Schwester, unserer Tante Erika Steinhausen, nach deren Tod überließ.

Das Zimmer
von Hans-
Christoph in
den 1960er
Jahren: Galerie
der Rebellion -
geklauete
Straßenschilder,
Jazzplakate und
typographische
Kunst aus
Zigaretten-
stangen



In meinem letzten Schuljahr konnte ich dank der Finanzierung durch Vater während der großen Ferien an einem Aufenthalt in einer Summer School im Stadtteil South Woodford von London teilnehmen. Dieser Aufenthalt war in vieler Hinsicht ereignisreich. Die Anfahrt erfolgte über eine endlose Zugreise, nur unterbrochen durch die Überfahrt mit der Fähre über den Kanal von Belgien aus nach Dover. Ich machte zum ersten Mal die Erfahrung einer heftigen Schlaflosigkeit und beneidete meine jugendlichen Mitreisenden, die in den ungewöhnlichsten Posen im Abteilsitz oder auf dem Boden der Fähre schlafen konnten, während ich das mütterliche Erbe der Schlafstörung antrat. Die Summer School fand in einem in den Ferien freien College statt, das nach englischen Maßstäben sicher recht ordentlich, bei kontinentaler Bewertung aber pflege- und renovationsbedürftig war. Sie wurde von einer offensichtlich sehr geschäftstüchtigen deutschen Leiterin mit langjährigem Wohnsitz in London organisiert und versammelte Schüler beider Geschlechter aus mehreren europäischen Ländern mit sehr unterschiedlichen Englischkenntnissen und –ausprochen.

Für den Unterricht waren junge männliche Studenten engagiert, die uns als erstes einen Text lesen ließen. Ich erinnere mich, wie mein bärtiger junger Studentenlehrer in schönstem Oxford-Englisch nach meinem Vorlesen sagte: «Oh, you've got a terrible American accent», was auf mich recht nachhaltig wirkte, denn ich mühte mich hinfort um eine gepflegte englische Aussprache

unter Vermeidung eines Akzentes. Für reichlich Kommentar unter den Schülern sorgte besonders der junge Studentenlehrer Michael, der so recht unseren stereotypen Erwartungen an einen jungen männlichen Engländer der Oberklasse entsprach: schlank, lässig aber gepflegt gekleidet, Besitzer eines historischen grünen MG-Sportwagens mit zwei Sitzen und faltverdeck, und schwul. Michael musste sich viele Anzüglichkeiten von diesen kontinentalen Jugendlichen gefallen lassen, denen er geübt und souverän auswich.

Das wichtigste Ereignis für mich war unzweifelhaft die beginnende Jugendliebe zu der ein Jahr jüngeren Anna aus Milano, die ein sehr italienisch gefärbtes Englisch sprach, indem sie mich beispielsweise kokettierend mit »you are terribol« ansprach. Unsere Freizeit verbrachten wir viel in der Gruppe oder auf Ausflügen u.a. nach Oxford oder häufig mit der U-Bahn in das Zentrum von London, um die sehr englisch langweilige Küche in der School mit dem Besuch von damals für uns relativ neuen Hähnchenbratereien zu kompensieren. Ich war mit einem großen Koffer angereist gekommen, um genügend Kleidung aus dem Erbe von Onkel Heinz präsentieren zu können, die Anna mit ihrer Orientierung an italienischem Chic auch beeindruckte. In der Gruppe wurde aus Geltungsbedürftigkeit so heftig geraucht,

dass ich nach der Rückkehr mit wenigen kurzen und seltenen Wiederaufnahmen das Zigarettenrauchen endgültig aufgab.

Anna - die große Jugendliebe aus Italien



In der Folgezeit entfaltete sich eine intensive Liebesbeziehung zu Anna mit täglicher Korrespondenz in italienischer Sprache einschließlich heftigem Wehklagen ihrerseits darüber, dass ich so weit weg sei. Die Reisen nach Mailand musste ich mir immer in einem zähen Prozess von meinem Vater bewilligen und finanzieren lassen und ich verbrachte dann meine Ferien nach endlosen Zugreisen nachts in schäbigen Pensionen für Studenten und tagsüber mit Anna

Während der
Summer School
in London
1962



in Mailand. Es war natürlich klar, dass die intensiven erotischen und sexuellen Bedürfnisse in Orientierung an der strengen katholischen Sexualmoral nicht vor der Ehe befriedigt werden durften. Dies galt auch für einen Besuch von Anna in Hannover, indem sie bei einer befreundeten Familie in hinlänglicher Distanz zu unserem Haus in Kirchrode einquartiert wurde. Erst recht natürlich für den mit viel Mühe organisierten gemeinsamen Ferienaufenthalt in Eberbach am Neckar, zu dem Anna mit ihrer etwas älteren Freundin Giulia samt deren Freund Guido erschienen war, die sich dort nicht

diesen Restriktionen unterzogen und insofern die Rolle der Überwacher für Anna nur ungenügend verinnerlicht hatten.

Ich hingegen hatte zu meiner Überraschung und Verärgerung kurz vor dem Ferienantritt als Begleitung bzw. Aufpasserinnen meine Mutter und Schwester aufgedrückt erhalten, die deutlich verschnupft darauf reagierten, dass ich während der Ferien nur wenig Interesse an ihnen zeigte. In Mailand hingegen stellte mich nach mehreren Besuchen im zweiten Jahr der Beziehung die Mutter von Anna zur Rede, indem sie mich natürlich auf Italienisch nach meinen Plänen befragte. Trotz meiner stetig wachsenden Italienisch-Kenntnisse versuchte ich mich mit Hinweis auf meine ungenügende Sprachkompetenz aus der Situation heraus zu winden, worauf sie mir mit einem Lächeln antwortete: «Lei capisce bene». Ich konnte aber auf meinen Einberufungsbescheid zur Bundeswehr verweisen und war nach Antritt des Wehrdienstes der täglichen Korrespondenz mit dem anhaltenden Wehklagen von Anna schließlich so leid, dass ich die Beziehung mit ihr schriftlich beendete.

Drei Tage später im August 1963 lernte ich meine liebe Lena kennen, mit der ich bis auf den heutigen Tag innig verbunden bin. Für Anna bin ich offensichtlich die romantisch verklärte Liebe ihres Lebens geblieben, zumal sie recht

unglücklich mit einem Mann verheiratet ist, mit dem sie zwei Kinder hat. Vor wenigen Jahren, aparterweise zu einem Zeitpunkt, als ich zu einem Vortrag bei einem italienischen Kongress in die Höhlenstadt Matera in Apulien eingeladen war, nahm sie als nun wohl auch 70-Jährige wieder Kontakt per E-Mail mit mir auf, den ich aber nach wenigen Malen wegen der unverändert bestehenden Wünsche nach direktem Kontakt mit mir wieder einschlafen ließ.

Nach der erholsamen Wiederholung der 11. Klasse hatte die Schule eine weniger gewichtige Rolle in meinem Leben eingenommen und mein Vater schien sich damit abgefunden zu haben, dass sein Erstgeborener sich mit den naturwissenschaftlichen Fächern schwerer als er selbst tat. Mein Wunsch, Psychologie und Soziologie zu studieren, muss ihn aber nachhaltig irritiert haben, zumal er wiederum brieflich dem etwas älteren Familienfreund Walter Herrmann, nicht aber mir direkt seine Besorgnis über die mögliche Karriere eines Bummelstudenten mitteilte. Damit war die inhaltliche Ablehnung bzw. Ambivalenz gegenüber meiner Studienwahl aber nur notdürftig kaschiert, obwohl er in dem besagten Brief auch die Frage stellte, ob Walter Herrmann einen professoralen Kollegen aus den Fachgebieten meiner Wahl benennen könnte, der für eine Beratung infrage käme.



Wenngleich meine Schulleistungen in den letzten beiden Jahren ein mittleres befriedigendes bis ausreichendes Niveau mit guten Noten in Deutsch und den musischen Fächern zeigten, erlebte ich den Schulabschluss auch angesichts meiner mich mehr beschäftigenden Jugendliebe eigentlich als Befreiung. Mein mittelmäßiges Abitur war mir recht gleichgültig, weil es damals kaum Beschränkungen für den Zugang zum Studium und damit auch noch nicht den Leistungsdruck mit einer Inflationierung sehr guter

Die Liebe seines Lebens - Lena im Jahre 1965

Noten gab, der die Schulabgangsnoten gewichtiger machte, als es ihnen eigentlich zukam. Bei dem Wunsch, definitiv das Studium der Psychologie aufzunehmen, wurde ich von der Einberufung zum Wehrdienst kalt erwischt, nachdem vorher noch verkündet worden war, dass ich als Mitglied eines sehr starken Geburtsjahrganges wenig Chancen hätte, einberufen zu werden.

Andererseits wurde mein Motiv, auch Medizin zu studieren, erst durch die Zusammenarbeit mit einem der beiden Vertragsärzte meiner Sanitätseinheit bei der Bundeswehr generiert und im Verlauf durch die noch zu schildernde Möglichkeit verstärkt, dadurch meinen Wehrdienst abzukürzen. Die letzte Erinnerung an meine Schule und ihr spezielles Klima kam auf, als ich schon im Studium über eine überregionale Fernsehsendung davon erfuhr, dass mein Schuldirektor veranlasst hatte, die für seine Schüler bestimmten Exemplare einer Schülerzeitung zu verbrennen, weil sie ihm unliebsame Inhalte enthielt. Ich entschloss mich als junger Student, ihm spontan einen kritischen Brief zu schreiben, und teilte ihm mit, dass ich mich auf der von ihm geleiteten Schule verheizt gefühlt hätte, was er wiederum zum Anlass nahm, sich bei meinem Vater darüber zu beklagen, dass ich ihm einen bitterbösen Brief geschrieben hätte.

Mein geringes Talent für die Naturwissenschaften wurde auch in den ersten Jahren des Medizinstudiums deutlich, da ich das Vorphysikum mit einem ausschließlichen Schwerpunkt in diesen Fächern nur durch intensives Pauken und wenig inhaltlich tiefgreifendes Verständnis bestand. Zum letzten Mal an meine nicht sehr glorreiche Schullaufbahn erinnert wurde ich 1976, als ich nach zwei Promotionen als einer der jüngsten Habilitierten der Medizinischen Fakultät der Universität Hamburg im Alter von 33 Jahren meine Antrittsvorlesung hielt. Bei der einleitenden Darstellung meines Lebenslaufes stellte der damalige Dekan fest: «Mit diesen Abiturnoten hätte er heute nicht studieren können». Soviel zur prädiktiven Bedeutung von Schulnoten!

Beim intensiven Nachdenken und Schreiben speziell über meine Schulzeit bin ich erstaunt, wie viel mir anekdotisch in Erinnerung geblieben ist, wenngleich diese Zeit mit einer beträchtlichen Anhäufung toter Wissensinhalte ausgefüllt war. Die von meinem Vater noch als obligatorisch für die Menschwerdung überschätzte klassische Bildung hatte weder die fälschlich unterstellte (und von Linguisten auch widerlegte) Basisfunktion für das Erlernen anderer Sprachen, noch hinterließen die entsprechenden Literaturinhalte bei mir bleibende Erkenntnisse für ein besseres Verstehen der Welt und des Menschen.

Schmunzelnd konnte ich später feststellen, dass mir meine Lateinkenntnisse im Kontakt mit Anna beim Erlernen des Italienischen sehr hilfreich gewesen

waren, weil sich viele Worte ableiten ließen. Der anfänglich noch relativ hoch veranschlagte Stellenwert von Latein für das Medizinstudium war zu meinem Studienbeginn zwar noch durch die Forderung nach dem sogenannten Großen Latinum untermauert, wurde aber durch die verschiedenen Studienreformen immer weiter zurückgeschraubt, um schließlich bei nur noch einem Kurs zum besseren Verständnis der vor allem anatomischen Nomenklatur zu landen. Alt-Griechisch konnte mir allenfalls noch zur linguistischen Ableitung einiger Krankheitsbezeichnungen in meinen Vorlesungen für Studenten dienen oder bei Urlauben in Griechenland, um mühsam einige Worte des Neu-Griechischen oder Inschriften zu identifizieren.

Es wäre sicher ertragreicher gewesen, schon in der Schule mehr als die obligatorischen Unterrichtsjahre in Englisch zu erhalten, das mir in meiner wissenschaftlichen Arbeit im Verlauf zur Erstsprache geworden ist. Bis heute bedauere ich, dass ich einen freiwilligen Kurs in Französisch auf der Schule aus Faulheit aufgab und bei einem zweiten Anlauf in meinen Dreißigern im Institut Français Berlin wieder nicht die genügende Ausdauer zeigte, nachdem mir mit meinen guten imitatorischen Fähigkeiten der Anfang noch recht einfach gefallen war. Die von Vater großzügig für den Anschluss nach der Schulzeit in Aussicht gestellten Aufenthalte in England und in Frankreich waren leider nicht mehr realisierbar, weil ich am Tag des Abschlusses der mündlichen Abiturprüfung nach Hause kam und dort den scharlachroten Brief mit dem Einberufungsbescheid für den Wehrdienst vorfand.



Sabine Steinhausen 1945 - 2020

Unsere Schwester Sabine - ein Nachruf

Diesen Bericht über unsere Familie und unsere eigene Entwicklung hätten wir vor wenigen Jahren sicher noch gemeinsam und im regen Austausch mit unserer Schwester Sabine geschrieben. Sie war, wie schon auf den frühen Fotos zu sehen, nicht nur von ihrer Geschwisterposition her, die Brücke zwischen den beiden Brüdern. Insbesondere in den späteren Jahren, als die beiden Brüder kaum noch Kontakt miteinander hatten, war sie das Bindeglied unter den Geschwistern und sorgte regelmäßig mit der Vermittlung von Nachrichten über den Einen an den Anderen für einen gewissen Austausch. Ihre Erkrankung an einem Lungenkrebs ein Jahr vor ihrem Tod im Dezember 2020 mit einschneidenden und sehr belastenden Behandlungen hat sie mit bewundernswerter Gelassenheit ertragen und ist in der liebevollen Geborgenheit von Robert, ihrem Ehemann verstorben. Ihr Grab liegt in geringer Fußgängerdistanz zu dem Haus mit Garten in Hamburg-Ottensen, in dem die beiden jahrzehntelang zusammengelebt und Sabine mit großer Liebe die Pflanzen gehütet und gepflegt hatte.



1946 in Pöcking

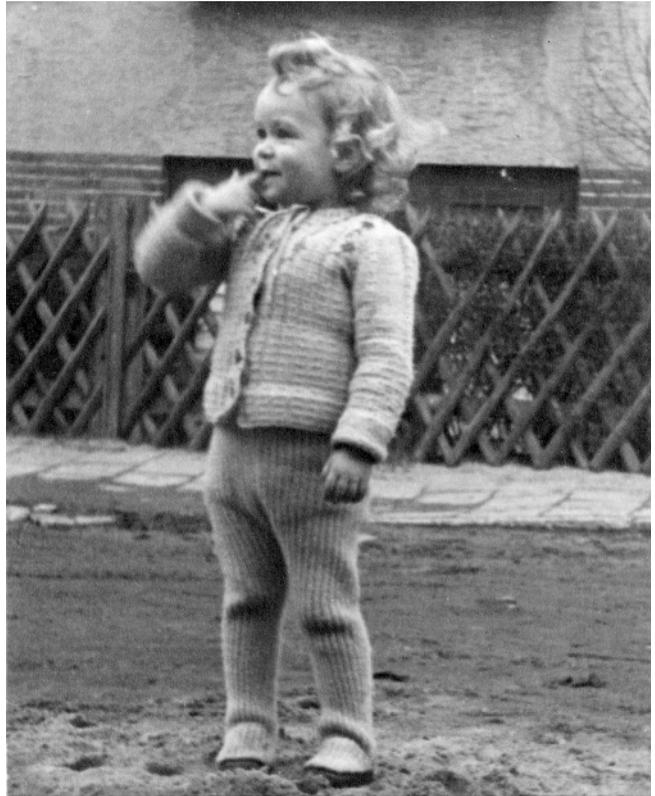
Als Heranwachsende hatte Sabine die Fantasie entwickelt, sie könne von einem anderen Vater abstammen, als sie noch im Kindesalter die einzige außereheliche und wahrscheinlich eher schwärmerische Liebesbeziehung unserer Mutter zu dem Österreicher Guido A. einschließlich Mutters verträumt-entzückten Verhalten bei dessen einmaligem Besuch in Hannover beobachtete. Ihre erstaunliche Ähnlichkeit in den Gesichtszügen mit der Schwester unseres Vaters, der Tante Erika Steinhausen, legt aber eher eine eindeutige genetische Ableitung ihrer väterlichen Abstammung nahe. Auch ihr Verhalten enthielt ähnliche die Herkunft untermauernde Anteile. Als Kind zeigte sie bei einer grundsätzlichen Fröhlichkeit und Sanftmut bisweilen plötzlich



1947 Bad Gandersheim



1947



1948 Hannover-Kleefeld



1952 Schulanfängerin



1953



1954

einschießende und heftige, aber kurze Zornesausbrüche, die ihr bis in ihr Erwachsenenalter erhalten blieben und die auch eine gewisse Kontinuität mit dem Verhalten von Vater und Großvater erkennen ließen, sodass ihre Abstammung auch in dieser Hinsicht eher eindeutig scheint.

In der Kindheit war sie eine gute Schülerin, die im Gegensatz zu ihren beiden Brüdern den Eltern in dieser Hinsicht keine Sorgen bereitete. Sie war



1949 mit Puppe Erika



1950



1952



1955



1958 Braunwald



1959 Hannover-Kirchrode

auch das einzige Kind, das zumindest über eine gewisse Zeit genügend Einsatz und Ausdauer beim Erlernen eines Musikinstrumentes, nämlich der Blockflöte in C und F zeigte, während Hans-Christoph zu spät mit dem Gitarrenspiel begann und neben begrenztem Verständnis für Noten und Harmonien nie genügend übte, um wirklich flüssig und anpassungsfähig spielen zu lernen. In ihrer Schulzeit war Sabine wie ihr älterer Bruder eine begeisterte



1960 Tanzstunde



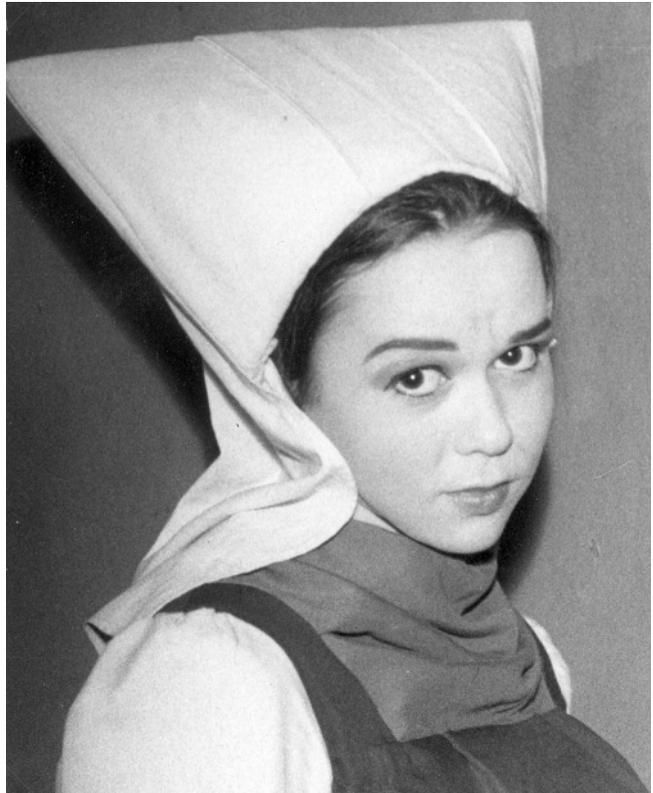
1962



1964 in «Das Glas Wasser»



1963 Sylt



1963 in «Urfaust»

Laienschauspielerin und behielt lebenslang eine intensive Beziehung zu Theater und darstellenden Künsten.

Als Kind und Jugendliche hatte Sabine einige sehr enge Freundschaften, unter denen die Beziehung zu Ursula «Ussi» F. und ihrer Mitschülerin Lerke G. besonders herausragten. Lerke verlor sie in jungem Alter durch deren Tod an einer bösartigen Krankheit. Sabine hat ihre Freundin Lerke angesichts deren



1966



1967



1967



1964



1968 in Hamburg



1970

sichtbarer Todesbedrohung durch ihre liebevolle und auch altersgemäÙe Selbstverständlichkeit in der Gestaltung ihrer Freundschaftsbeziehung getragen und dabei selbst ungewöhnlich früh in ihrer Entwicklung die Erfahrung des Todes eines nahestehenden jungen Menschen gemacht.

Unmittelbar nach ihrem Abitur nahm sie von 1965 bis 1967 in München das Studium der Theatergeschichte, Germanistik und Zeitungswissenschaften



1970



1981



auf, das sie aber aufgab, weil es ihrem Wunsch nach Nähe zum realen Theater nicht entsprach. Stattdessen wollte sie nun im Theater sehr praktisch handwerklich wirken und strebte eine Ausbildung zur Gewandmeisterin an. Nach einer dreijährigen Schneiderlehre von 1967 bis 1970 in Hamburg studierte sie an der Fachhochschule in Hamburg in der Fachrichtung Bühne und schloss dort als graduierte Designerin ab. Diese Qualifikation für eine Gewandmeisterin setzte



2007

sie kurzfristig von 1973 bis 1974 in einer Anstellung an der Berliner Schaubühne am Halleschen Ufer um. Diese Bühne wurde damals von dem genialischen und gleichermaßen unduldsamen Prinzipal Peter Stein geleitet, was dazu beigetragen hat, dass sie ihre Tätigkeit an der Schaubühne aufgab. In ihrem Lebenslauf vermerkte sie dazu nur lakonisch, dass sich ihre Interessen geändert hätten.

Ihre Entwicklung als junge Frau mit tiefen und unsicherer Bindung an einen Partner verlief krisenhaft, wobei gemäß dem früheren Kapitel die nachträgliche naheliegt, dass sie Opfer der unglücklichen unserer Eltern und der zu engen Bindung an ihre Mutter wurde. Sie begab sich damals in eine Psychotherapie und wurde in deren Verlauf in dieser Therapie und mit ihrer jungen Therapeutin anschluss, Psychologin. Wahrscheinlich hat sie sich in dieser Therapie mit ihrer Beziehung auseinandergesetzt. Wahrscheinlich muss zu einer Eindeutigkeit zwischen beiden mitkommen sein.



starken Selbstzweifel möglichen Partnern. Darstellungen in Interpretationen der Beziehung an unsere in eine Psychotherapie von ihren Erfahrungen mit ihrer noch relativ so weit geprägt, schließlich entschlossen zu studieren. Während dieser sie sich intensiver mit der Tochter-Mutter-Beziehung befasst und es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Sabine und dem Vater gekommen ist.

1972
Gran Canaria

Sabine auf
Las Palmas im
glücklichen
Urlaub mit
Robert



Unsere Mutter stellte in einem Briefentwurf vom Februar 1983, als sie selbst immerhin schon 72-jährig und Sabine 38-jährig war, gegenüber Sabine fest:

«Du bist der Ansicht, dass 20 Jahre Angst um mich Dich um Freundschaft, Liebe und Ehe gebracht haben. Ich halte diesen Ausbruch, der von so viel Hass begleitet war, nicht für effektiv. Er hat allerdings auch als Affekt seine Wirkung



2019



2020

hinterlassen... ...Dass mein Leben ohne Dich sehr viel ärmer geworden ist, wird Dich nicht berühren, meiner Liebe zu Dir tut es keinen Abbruch, denn ich bin ja Deine Mutter. Und das nicht erst seit 20 Jahren.»

Sabine hat trotz dieser Krise weiterhin eine enge Beziehung zu unserer Mutter gehalten, ist immer wieder von Hamburg aus zu ihr nach Hannover gereist und hat sich um unsere Mutter auch angesichts deren dementieller Entwicklung in den letzten Lebensjahren liebevoll gekümmert. Bemerkenswerterweise gab es über ihre Erfahrungen in ihrem Studium der Psychologie wenig Austausch mit Hans-Christoph, der ja ebenfalls – und nicht so viele Jahre zuvor – Psychologie studiert hatte. Sabine profitierte von der damals an der Universität Hamburg mit hohem Praxisbezug vermittelten Ausbildung in Gesprächspsychotherapie und war schon während des Studiums und dann auch nach Studienabschluss über einige Jahre als Gruppentherapeutin tätig. Im Rahmen dieser Gruppentherapien lernte sie Robert kennen und lieben, der in ihrem nun schon fortgeschrittenen Alter von 43 Jahren ihr erster stabiler Partner wurde und den sie 1993 heiratete, wobei sie ihren Mädchennamen Steinhausen behielt.

Mit Ausnahme ihrer zeitlich begrenzten Aktivitäten als Gruppentherapeutin war ihre Identität nicht sehr stark von der Psychologie geprägt, wobei sie ihren Titel als Diplom-Psychologin so gut wie nicht in der Öffentlichkeit nutzte. Sie nahm zum einfacheren Broterwerb vielmehr eine ursprünglich von unserem Vater vermittelte Stelle an, bei der sie in freier Mitarbeit von 1974 bis 1995 bei der DGG bzw. ihren Nachfolgefirmen in dem an der Alster an der Alten Rabenstraße wunderschön gelegenen

Geschwister-
treffen 1983



Direktionsgebäude im Lektorat an der Textredaktion von Schallplattentexten für die Ausgaben des klassischen Repertoires arbeitete. Mit zunehmender Inanspruchnahme durch Haus und Garten in Ottensen stellte sie diese Aktivität später ein und konnte weitgehend nach ihren Neigungen leben.

Die Geschwisterbeziehung war nach den Jahren der gemeinsamen Kindheit und Jugend im folgenden Erwachsenenalter weniger eng und kaum von gemeinsamen Erlebnissen geprägt. Studium und Beruf mit Arbeitsplätzen an verschiedenen Wohnorten ließen die direkten Kontakte seltener werden. In den 1970er und 80er Jahren verbrachte Sabine einige Urlaube gemeinsam mit Thomas, denn beide teilten ihre Reiselust und Aufgeschlossenheit für Neues. 1972 entdeckten sie die Kanarische Insel Gran Canaria für sich, 1975 führte sie eine lange Autoreise durch Italien und Griechenland bis auf die Insel Chios. Stets hatten ihre Reisen ein umfangreiches kulturelles Programm - von der mondänen italienischen Riviera bis hin zum verlängerten Wochenende in Wien in den 80ern. Und immer waren viele Freunde der beiden dabei.

Mit Hans-Christoph hatte sie für eine kurze Zeit, wie bereits erwähnt, die Gelegenheit, in der väterlichen Firmenwohnung am Feenteich in Hamburg zu wohnen. Als der mit seiner Familie die erste gemeinsame Wohnung in Groß-Borstel in Hamburg bezog, war Sabine häufig zu Gast, insbesondere als dort die Sitzungen des legendären Kochclubs «Reiher vom heißen Stein» stattfanden.



Sabine
anlässlich des
letzten
Besuchs ihrer
Brüder

Dort entstanden auch die ersten Kontakte zu jungen Diplom-Psychologinnen, die für ihren weiteren beruflichen Werdegang bedeutsam wurden, und es entwickelte sich eine enge Freundinnenbeziehung zu Lena. Bei der Feier zum 60. Geburtstag von Hans-Christoph in Berlin im Jahre 2003 erfreute Sabine nach intensiver gemeinsamer Vorbereitung die große Runde der feiernden Freunde mit einer gemeinsam mit Solvej und Lena vorgetragenen Geburtstagsrede, die eine von Fotos untermalte Darstellung der Lebensgeschichte von Hans-Christoph zum Inhalt hatte.

Wenngleich die regelmäßig zu den Geburtstagen eintreffenden Glückwünsche auf liebevoll ausgewählten Postkarten mit oft witzigen Motiven meist recht knapp, aber pointiert ausfielen (so z.B. zum 75. Geburtstag ihres älteren Bruders: «Lieber Christoph, lebe hoch-hoch-hoch! Und denk dran, Geburtstag ist noch lange kein Grund, älter zu werden! Alles Liebe, Deine Bine»), hielten die telefonischen Gespräche und die eher seltenen wechselseitigen Besuche in Berlin und Hamburg die liebevolle Beziehung aufrecht. Insbesondere in den späten Jahren waren sie vom intensiven Erinnern und dem Austausch über die Erfahrungen und Erlebnisse der gemeinsamen Kinder- und Jugendzeit getragen. Ein letzter gemeinsamer kurzer Ferienaufenthalt brachte Sabine mit Lena, Solvej und Hans-Christoph zum 50. Geburtstag von Solvej am 8.10.2015 in der malerischen Altstadt von Stralsund zusammen.

2018 - ein
«Geschwister-
treffen» mit
Schwager Robert
in Hannover-
Kirchrode in der
Nähe des nicht
mehr existenten
Elternhauses



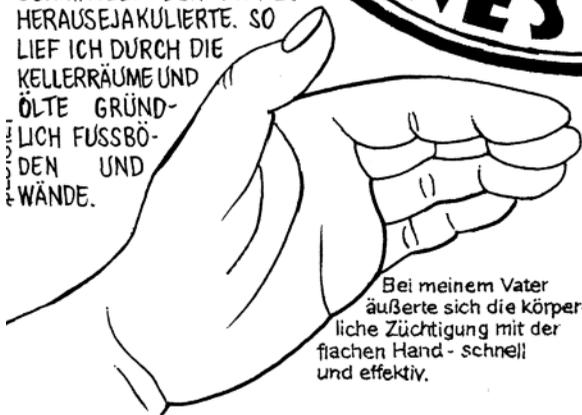
Sabine war zeitlebens eine wunderschöne Frau, die sich ohne übertriebenen Aufwand immer sehr elegant und individuell kleidete, wobei sie anfänglich auch für sich selbst schneiderte. Schon als Jugendliche hatte sie auf die Gesichtspflege besonderen Wert gelegt und verbrachte zur Verwunderung ihrer Brüder viel Zeit vor dem Schmink-Spiegel und mit eingedrehten Lockenwicklern. Seit dieser Zeit ließ sie sich ihr Haar wachsen und pflegte ihre wunderschöne Haarpracht mit großer Intensität. Sie musste sich von diesen eindrucksvollen langen Haaren erst in ihrem letzten Lebensjahr unter der Chemotherapie Ihres Tumors trennen und entwickelte nach der obligaten Perückenzeit eine eindrucksvolle kurze Frisur, wie das 10 Tage vor ihrem Tod aufgenommene und sehr eindrucksvolle Foto zeigt, als ihre beiden Brüder sie ein letztes Mal sehen konnten. Robert, ihr Ehemann, hat den folgenden Abschnitt über sie verfasst.

*«Was bleibt? Sabine hinterlässt eine große Lücke – in ihrem Zuhause in Otten-
sen, in der Familie und in ihrem Freundeskreis. Aus den Trauerbekundungen wurde
deutlich, welch große Bedeutung Sabine im Leben vieler hatte – als stolze und
wunderschöne, als kluge, anregende, besondere und innige Freundin und Gesprächs-
partnerin. Für viele war sie eine langjährige Wegbegleiterin. So wird sie uns in
Erinnerung bleiben.»*

Körperliche Züchtigung im Hause Steinhausen

PROLOG: MEINE BEIDEN ÄLTEREN GESCHWISTER WAREN VERGLEICHSWEISE LIEBE KINDER, DIE DEN ELTERN EINE RECHT FRIEDLICHE ZEIT BESCHERTEN. DAS ÄNDERTE SICH 1949 SCHLAGARTIG MIT MEINER GEBURT - MIT KRÄFTIGER STIMME WUSSTE ICH MEINE INTERESSEN DURCHZusetZEN - ALSO MIT GEBRÜLL. DAS BLIEB NICHT OHNE FOLGEN - DIE ELTERLICHEN NERVENKOSTÜME BEKAMEN RISSE.

FOLGERICHTIG WURDE TATKRÄFTIG DAS SPEKTRUM PÄDAGOGISCHER STRAFMASSNAHMEN AUSGEBAUT. ES ARTETE ALLERDINGS NIE IN GEWALT-EXZESSEN AUS, DOCH ES KAMEN AUCH KEINERLEI SELBSTZWEIFEL AUF - FÜR BEIDE SEITEN WARDAS STRAFMASS ANGEMESSEN. ZU DEN TOP-EVENTS ZÄHLT U.A. DER FOLGENDE VORFALL: DAS OBJEKT MEINER BEGIERDE WAR EINE ÖLSPRITZDOSE, DIE MIT LEICHTEM SCHMATZEN DEN INHALT HERAUSJAKULIERTE. SO LIEF ICH DURCH DIE KELLERRÄUME UND ÖLTE GRÜNDLICH FUSSBÖDEN UND WÄNDE.



Bei meinem Vater äußerte sich die körperliche Züchtigung mit der flachen Hand - schnell und effektiv.



MEIN VATER PFELEGTE ALLE STRAFEN MIT DER FLACHEN HAND AUSZUFÜHREN, SEINE EIN METER ACHTZIG

Nur selten machte meine Mutter von der Kleiderbürste Gebrauch, aber wenn - dann richtig!



KÖRPERGRÖSSE LIEFERTE REICHLICH ENERGIE UND DER HINTERN GLÜHTE.

MATHEAUFGABEN MIT VATER ZU MACHEN, ENDETEN HÄUFIG MIT SEINER FLACHEN HAND. AUCH VOR ZEUGEN - HERR SCHIER MUSSTE MITANSEHEN, WIE SICH DAS GASTGESCHENK, EIN MAXIMIN GRÜNHÄUSER, AUS DER STROHHÜLLE VERABSCHIEDETE UND AUF SEINER TREPPE ZERSPRANG. MEINE BESONDERS FRÜH EINSETZENDE PUBERTÄT UND DAS EINHERGEHENDE CHAOS

LIESS AUCH MEINE ZIERLICHE MUTTER ZU DEN WAFFEN GREIFEN. VERSTÄNDLICHERWEISE ZUM EIST AUS DEM REICHHALTIGEN KÜCHENARSENAL, ABER NICHT MINDER WIRKSAM. INSBESONDERE DIE KLEIDERBÜRSTE MIT STIELLAG IHR WOHL GÜT IN DER HAND. MIT KURZEN ZÜCHTIGUNGEN KONNTE SIE MICH DAVON ÜBERZEUGEN, AUFZUESSEN U.Ä. SCHLIMMER WAREN DIE ANGEDROHTEN STRAFMASSNAHMEN MEINER VATER, Z.B. MICH IN DEN FERIEN WIEDER ZURÜCK INS INTERNAT ZU SCHICKEN, SOLLTE ICH NICHT SOFORT DIE ZWEI ZENTIMETER LANGE HAARPRACHT ÜBERM OHR SCHNEIDEN LASSEN...

Mein Bruder Thomas - in eigener Schreibe

So manche Erkenntnis kommt erst im Alter: Als ich am 6. September 1949 in Hannover zur Welt kam, war mir noch nicht klar, dass meine Existenz nicht einer Liebesbeziehung zu verdanken war, sondern vielmehr das Bindemittel für eine gescheiterte Ehe sein sollte. Nun, die Ehe meiner Eltern hielt zwar - man glaubte, sich arrangieren zu können. Doch das war eine Illusion. Um den Schein zu wahren, wurde aus der langjährigen Freundin des Vaters ein nahezu voll integriertes Familienmitglied - und meine Patentante Hanna. So wuchs ich in einer fünfeinhalbköpfigen Familie auf, der es speziell beim Vater an Warmherzigkeit und Empathie mangelte. Auch der vierjährige bzw. sechsjährige Altersunterschied zu Schwester und Bruder ließ nicht die klassische Geschwisterliebe aufkommen, insbesondere weil ich mich - im Gegensatz zu ihnen - sehr schnell zu einem lautstarken Rebellen entwickelte: Ich schrie - und wurde damit eine ernste Belastung des familiären Nervenhaushalts. Die Erkenntnis, dass Beine nicht nur zum Strampeln, sondern auch zur Fortbewegung dienten, manifestierte sich in unbändigem Freiheits- und Reisewillen: Als Dreijähriger fuhr ich bereits allein - und natürlich schwarz - mit dem Linienbus bis zur Endstation Hannover-Kleefeld. Was für ein Abenteuer! Auch die leiblichen Genüsse hielten mich nicht lange am heimischen Esstisch. Gern lud ich mich bei fremden Nachbarn



Mein erstes Auto (Kleefeld, 1950)



Der Goldjunge (1950)



Fasching in Pöcking:
Mein Kostüm
«Harlekin»-
übersetzt aus dem
italienischen:
«Kleiner Teufel»
(1952)



Meine erste Lederhose (1953)

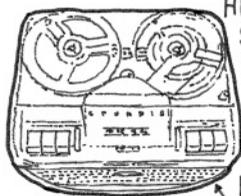
1962 - JAHR DER ERKENNTNISSE

NO MATTER HOW FINE YOU ARE...

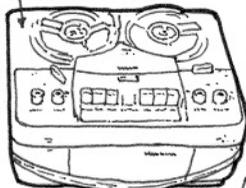
„No self pity“ Eric Burdon

T H E R E I S A L W A Y S S O M E B O D Y F I N E R

MIT DER WIEDERHOLUNG DER SECHSTEN KLASSE LERNTTE ICH JÜRGEN S. KENNEN. WIR WURDEN GUTE KUMPELS UND STÄNDIGES KRÄFTEMESSEN BE-

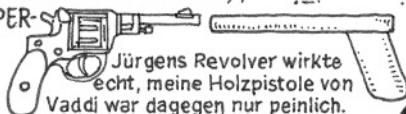


Jürgens Grundig TK 14 war super - mein Philips RK 66 kackte ab.



HERRSCHTE UN- SEREN ALLTAG. ZWAR BESASS ICH DAS TOP- MODELL DER PHILIPS TON- BANDGERÄTE - DAS RK 66 - DOCH WAR DAS GRÜN- DIG-GERÄT VON JÜRGEN MIT DEN LEI- SEN KIPPSCHALTERN UNGLEICH ELEGAN- TER. AUSSERDEM WAREN SEINE AUFNAHMEN BES-

SER. ICH MUSSTE MIT DEM MIKRO VOR DER 20-LAUTSPRECHERWAND HOCKEN, WEIL VADDIS SUPER- ANLAGE KEINE BÜCHSE FÜR TONBAND-



Jürgens Revolver wirkte echt, meine Holzpistole von Vaddi war dagegen nur peinlich.

GERÄTE BESASS. SO MISCHTE SICH DAS „MACH MAL LEISER“ MEINER MUTTER UNLÖSCHBAR IN „TELSTAR“, DEM HIT DER TORNADOS. INSTRUMENTAL WAR DAMALS IN - JÜRGEN STAND AUF DIE CHARTBREAKER „SHADOWS“ UND ICH AUF DIE SCHWEDISCHEN „SPOTNICKS“. AUCH IM WAFFENVERGLEICH ZOG ICH DEN KÜRZEREN: JÜRGENS SPIELZUGREVOLVER SAH AUS WIE ECHT - MEIN DING BESTAND AUS EINEM RUNDHOLZ MIT



Da waren wir uns einig: Der englische Stahlhelm sah Scheiße aus...



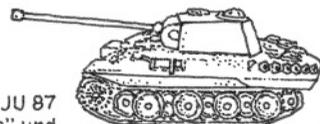
GRIFF, DEN ICH GLEICH ENTSORGTE - ES WAR MIR SO PEINLICH.



VADDIS ANTIMILITARISMUS UND SEIN HASS AUF DIE NAZIS- DAS TRIEB MICH, EINEM PUBERTIEREN-

...und der deutsch Helm war geil!

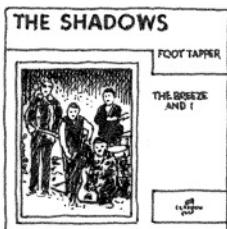
DEN WÜTERICH, FÖRMLICH IN JÜRGENS ELTERNHAUS. DORT GING MIR DAS HERZ AUF, DENN JÜRGEN DURFTE MIT DINGEN SPIELEN, DIE BEI UNS ZUHAUS AB-



Die JU 87 „Stuka“ und der Panzer „Panther“ zählten zu unseren bevorzugten deutschen Waffen.

SOLÜT TABU WAREN. EINE GANZE ARMEE AN SPIELZUGPANZERN STAND ZUM BLITZKRIEG BEREIT. BILDBÄNDE MIT PROPAGANDAZEICHNUNGEN VON

THEO MATEJKO VERANSCHAULICHTEN BIS INS KLEINSTE DETAIL DEN HELDENHAFTEN KAMPF GEGEN DEN UNTERMENSCHEN AUS DEM OSTEN. ÜBER ALLEM ABER STAND



Jürgen war Fan der Shadows - ich der Spotnicks.

JÜRGENS VATER, DEN ICH ALS KÜHLEN MACHTMENSCHEN WAHRNAHM. ER ERFÜLLTE SEINEM EINZIGEN SOHN NAHEZU JEDEN WUNSCH - SO SCHENKTE ER JÜRGEN EIN KOMPLETTES LUDWIG-SCHLAGZEUG SAMT ÜBUNGSRaum IM KELLER - FÜR MICH ETWAS UNERREICHBARES.

3/81/12/21

zum Mittagessen ein - in der Gifhorer Straße an unserem Wohnort in Hannover-Kleefeld schätzte man zu meiner Freude die deutsche Küche. Mit der künstlerischen Großmutter Alwine erfuhr die Familie Steinhausen genetisch eine musikalische Anreicherung, die meine Geschwister Blockflöte bzw. Gitarre lernen ließ - das war nicht mein Ding. Dafür konnte ich bereits als Vierjähriger die unterschiedlichen Motorengeräusche von Mercedes, VW und Opel imitieren. Außerdem konnte ich von früh auf mit keiner Form von Unterricht etwas anfangen. Herr Halm an der Tiergartenschule war der einzige Lehrer, der meinen Intellekt erreichte. Statt die Schulbank zu drücken, durfte ich die ganze Zeit an der Tafel den Schulstoff zeichnerisch mit Kreide umsetzen - was mich mit Leidenschaft erfüllte.

Insgesamt war die Schulzeit aber eine besonders dunkle Phase meiner Kindheit. Um 1960 von der Volksschule zur Oberschule wechseln zu können, musste eine Aufnahmeprüfung bestanden werden. Mein Vater hatte sich vorgenommen, seinen Jüngsten dafür entsprechend «vorzubereiten». Das Ergebnis war eine Kaskade von Wutausbrüchen und Ohrfeigen, die mich die Prüfung zwar bestehen ließ, aber den totalen Krieg mit dem schulischen Establishment auslöste. Besonders zart besaitete Lehrer hatten bei mir keine Chance. 1961 bekam mein Werklehrer feuchte Augen, als ich in die nagelneue Werkbank der gerade eröffneten Schillerschule mit drei Hammerschlägen einen 10cm langen Nagel trieb. Oder mein hagerer Mathelehrer - er bekam Herzrhythmusstörungen, als er mit zuckenden nikotingelben Fingern die Silvesterböller vom Pult fegen wollte. Meine Noten rasten in den Keller und auch der von Vater gespendete Konzertflügel vermochte nicht zu verhindern, dass ich bereits die sechste Klasse wiederholen musste. Doch die schulische



Kleiner Baumeister (1954)



Mit Rollerrad & Opel Blitz (1955)



Kletterkünstler (1955)



Erstklässler (1956)



Im Kinderheim auf Föhr (1960)

Ja, ich weiß, es war 'ne geile Zeit

63-67 - DIE ZEIT
IM LANDSCHULHEIM
AM SOLLING (LSH)

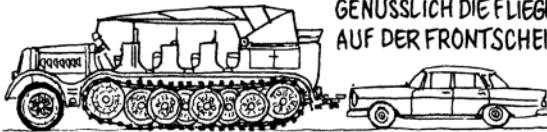


7. - 12. KLASSE
DER AUSSTIEG MIT
ERHOBENEM HAUPT



IN DER LINKEN HAND DIE WURSTSTÜLLE,
IN DER RECHTEN DAS ELFENBEIN-
FARBENE LENKRAD - HERR REM-
MERS LIESS WIEDER MAL VADDIS
HECKFLOSSE DURCH DEN ITH FLIEGEN.

ES GING WIEDER MAL INS INTERNAT NACH HOLZMINDEN,
MIT CHAUFFEUR! NICHT AUS BEQUEMLICHKEIT, SONDERN
NUR UM SICHERZUSTELLEN, DASS DER HERR SOHN AUCH
DAS RICHTIGE REISEZIEL ERREICHT. „IM KRIECH BIN ICH
HIERMIT HALBKETTE RALLYES GEFAHREN“, FROHLÖCKTE
REMMERS AN DER LETZTEN SERPENTINE UND ZERDRÜCKTE
GENÜSSLICH DIE FLIEGE
AUF DER FRONTSCHEI-



18 Tonnen Wehrmachtspanzerung gegen 1,3 Tonnen Sixtiesbarock

BE. "DAGEGEN IST DIESE BÜCHSE EIN FAHRRAD." ICH
GLAUBTE ES IHM. EIGENTLICH. HAUPTSACHE, MEIN PLAT-
TENPAKET IM KOFFERRAUM HAT DIE SCHAÜKELEI GÜT
ÜBERSTANDEN, SOLLTE ES DOCH MEIN TASCHENGELD IN
ERHEBLICHEM UMFANG AUFBESSERN. EIN SCHALLPLAT-
TENFABRIKDIREKTOR ERHÄLT VON DER TAGESPRODUKTION
JE ZWEI EXEMPLARE. DAVON EINS ALS WEISSETIKETT
MIT DEM AUFDRUCK "NOT FOR SALE". DA KAM SCHON
WAS ZUSAMMEN UND MEIN MITSCHÜLERKLIENDEL
NAHM SO GÜT WIE ALLES. DA WAREN DIE

FR 20.10.2011

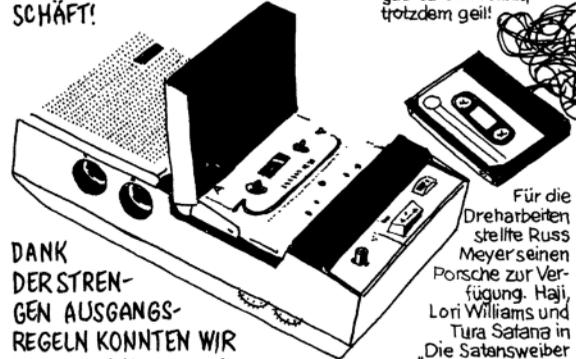
SÜDAMERIKANER - DIPLOMATEN,
GROSSGRUNDBESITZER
UND UNTERNEHMER
MIT DEUTSCHER
GESINNING, DIE
KAUFTEN DIE
SCHNULZEN UND

Deutsche
GmbH
Gesellschaft
Unverkäufliche Musterplatte
"sample copy - not for sale"

Die „unverkäufliche
Musterplatte zu einem
Preis von 10 Mark
je LP war eine gute
Nebeneinnahme

VOLKSMUSIK. FÜR DEN PREUSSI-
SCHEN ALTADDEL HATTE ICH IMMER
WAS KLASSISCHES DABEI UND DIE
NEUREICHEN BEDIENTE ICH MIT HIT-
PARADENGEORGEL - EIN GUTES GE-
SCHAFT!

1965: Mit „The Last
Time“ durch den Wald:
Der erste Kassetten-
recorder im Internat
war meiner. Er kostete
zwar ein Vermögen an
Batterien und allzu oft
gab es Bandsalat,
trotzdem geil!



Für die
Dreharbeiten
stellte Russ
Meyer seinen
Porsche zur Ver-
fügung. Haji,
Lori Williams und
Tura Satana in
„Die Satansweiber
von Tittfield“

DANK
DER STREN-
GEN AUSGANGS-
REGELN KONNTEN WIR
DAMALS NUR SAMSTAG-
NACHMITTAG INS KINO. DAS „UT“ AM
MARKTPLATZ BE-
WIES SPÜRSINN
UND ZEIGTE „DIE
SATANSWEIBER
VON TITTFIELD“
- DER KULTFILM
VON RUSS MEY-
ER. UNVERGES-



SEN BIS HEUTE - GEILE AUTOS UND KILLENDE FRAUEN.
DIE PÜRE ANARCHIE IN ZEITEN VON KURT-GEORG
KIESINGER, DER 1966 ALS EHEMALIGES NSDAP-MITGLIED
ZUM BUNDESKANZLER GEWÄHLT WURDE.

Talfahrt nahm kein Ende. Mein ratloser Vater beauftragte nun den Psychologen Prof. Dr. Schomburg mit einem Intelligenztest, der einen überdurchschnittlichen Gesamt-IQ von 128 feststellte und ein erleichtertes «Blöd ist er nicht» auslöste.

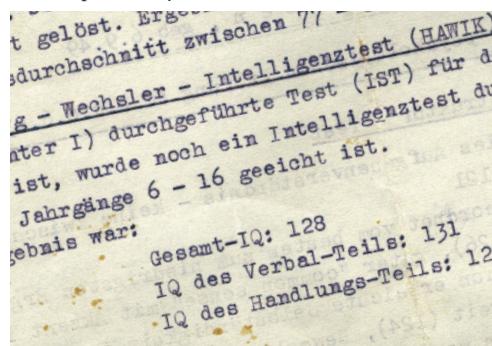
Doch das ernüchternde Herbstzeugnis mit drei Fünfen beendete abrupt meine Schulzeit in Hannover - das private Internat «Landschulheim am Soling» in Holzminden wurde mein neues Domizil. Hier war man unter Gleichgesinnten. Eine Mischung aus altem Adel, südamerikanischem Großgrundbesitz und neureichem Wirtschaftswunder - zuhause wollte uns keiner haben. Meine Faust sorgte schnell für Respekt - man nahm mich auf. Wegen des etwas retardierten Lehrplans glitzerten meine Schulnoten noch anfangs, nach zwei Jahren trübte sich aber der Notendurchschnitt wieder ein. Zwischenzeitlich brillierte ich in der Schauspielgruppe, wurde ein erfolgreicher 100m-Läufer, knackte mehrmals diverse Zigarettensautomaten und verbesserte meine Einkommensverhältnisse, indem ich Vaters Schallplattendeputate verhöckerte.

Drei Jahre lang verbrachte ich jeweils meine Sommerferien in England und Frankreich, vormittags Sprachunterricht, nachmittags etwas Sex, viel Alkohol und noch mehr Rock'n Roll. Die so gesammelten Erfahrungen halfen mir schulisch nicht sonderlich weiter - im Spätherbst 1967 stand fest: Das Vorabi in der 12. Klasse war unerreichbar. Ich musste raus. Und wollte es auch. Und ein desillusionierter Vater erkannte seine pädagogische Niederlage - doch er gab nicht auf.

Gestählt durch Rudersport und Leichtathletik befand sich mein Körper in hervorragender Verfassung - zur Freude des Kreiswehrratsamtes, das mich begeistert für den Dienst bei der Bundeswehr tauglich schrieb. Zum Entsetzen meines Vaters, der das Militär



In Kampen auf Sylt (1961)



Amtlich: «nicht blöd!» (1963)



Mister Jekyll und ... (1963)



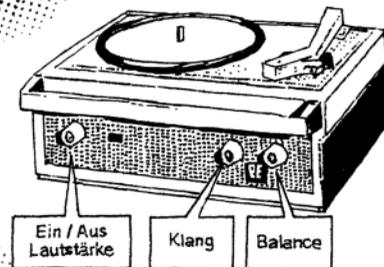
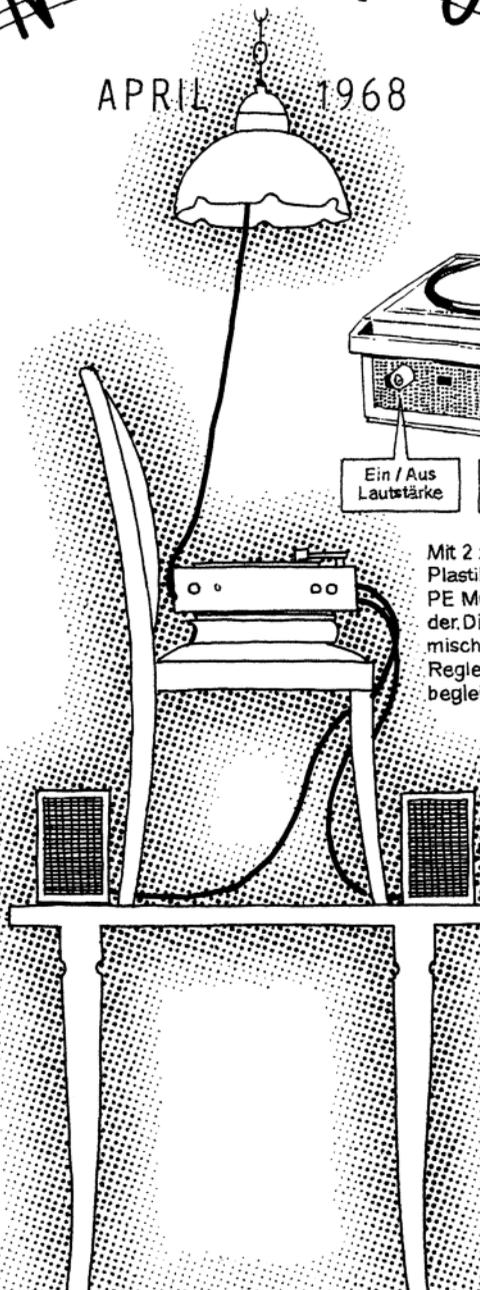
... Mister Hyde (1966)

BLACK MAGIC



WAS HAT EIN 18-JÄHRIGER
 IM GEPÄCK, WENN ER
 FÜR SECHS MONATE IN
 DIE FREMDE ZIEHT?
 NEBEN DEN ÜBLICHEN
 KLAMOTTEN MUSSTEN
 BEI MIR DIE 7,5 KILOS
 DES TRAGBAREN STEREO-
 PLATTENSPIELERS
 "PE MUSICAL 330" MIT
 AUF DIE LANGE REISE
 NACH SWINDON. UND
 ZEHN AUSGEWÄHLTE LPS.
 ETWAS ERNÜCHTERT
 STELLTE ICH FEST, DASS
 MEIN ZIMMER ZWAR
 TISCH, BETT, SCHRANK
 UND STUHL HATTE, ABER
 KEINE STECKDOSE. EIN-
 ZIGE STROMQUELLE
 WARDIE BIRNENFAS-
 SUNG DER DECKENLAM-
 PE. OHNE VERLÄNGER-
 UNGSSCHNUR MUSSTE
 DIE ABGEBILDETE KON-
 STRUKTION ERHALTEN.
 SO BEKAM DER HEISS
 ERSEHNTTE HÖRGENUSS
 EINEN DAMPFER, DENN

FR. 10/19/74



Mit 2 x 3,5 Watt Musikleistung und einem
 Plastikgehäuse aus Thermoplast war der
 PE Musical 330 weiß Gott kein Klangwun-
 der. Die drei glatten Drehknöpfe ergono-
 misch eine Katastrophe. Die Klangfarbe des
 Reglers reichte von dumpf bis scheppernd,
 begleitet vom Knistern der Plastikboxen.

BEI EINSETZENDER
 DUNKELHEIT WAREN
 GUTE AUGEN UND
 KÖRPERLICHES GE-
 SCHICK GEFRAGT,
 UM AUF DEM TISCH
 KNEIEND ZIELGENAU
 DEN TONARM ZU PLATZ-
 IEREN. ABER DANN SASS
 ICH IM SCHEIN DER ROTEN
 KONTROLL-LAMPE DES
 PLATTENSPIELERS AUF
 DEM BETT UND TRÄUMTE
 VON DAMENBESUCH...

zutiefst ablehnte. Dem Ehrgeiz, mich vor der Wehrpflicht zu bewahren und seinen internationalen Geschäftskontakten war es zu verdanken, dass ich die folgenden 16 Monate im Ausland verbringen konnte.

In der englischen Arbeiterstadt Swindon war ich 1968 unter den hunderttausend Einwohnern wohl der einzige Deutsche, geliebt und gehasst, immer ein Exot. Mit sechs Pfund Wochenlohn war ich bei der Plessey Company als Praktikant in der Magnetproduktion beschäftigt. Der harte Job in der Gießerei verschaffte mir Anerkennung und mit der Fraternalisierung lief es auch prima. Der abendliche Nebenjob im Fish'n Chips-Imbiss ließ mich Diane entdecken, meine erste große Liebe - mit Familienanbindung samt *british way of life*. Ich liebte es.

Mein Mantelkragen duftete noch nach Dianes Puder, als ich im Oktober 1968 den Zug im Gare de L'Est verließ. Ich tauschte die gemütliche englische Provinz mit der Pracht und dem Gestank einer Millionenstadt. Paris. Vater hatte alles gut vorbereitet: Monsieur Georges Meyerstein-Maigret, der Président Directeur Général von Philips, empfing mich persönlich in seinem plüschigen Büro in der Rue Jenner. Die Qualität dieses exklusiven Erstkontakts war mir damals nicht so bewusst. Die Philips-Belegschaft war scheißnett zu mir. Meine brüchiges, leicht teutonisches Französisch kompensierte ich ohne Getue mit natürlicher Ehrlichkeit - man empfing mich mit offenen Armen, ich landete im Atelier der Grafiker und durfte fortan Plattencover gestalten. Als Praktikant wurde ich für die afrikanischen Musikimporte «En direct de Kinshasa» eingesetzt, da kam es nicht so sehr drauf an - für die «quarante-cinq tours» (Singles) gab es im Druck eh nur eine Zusatzfarbe. Damals hatte ich ein kleines Atelier in der Rue des Poissoniers im 18. Arrondissement, dem berühmten Schwarzenviertel Barbès-Rochechouart. Ich war stolz wie Bolle,



Eigentlich ein ... (1968)



... durch und durch friedliebender Mensch mit ...



... gewissen Großmachtphantasien

Rue Jenner, Paris Treizième

MONSIEUR LANG, GEBÜRTIGER ELSÄSSER, WAR CHEF DER PHILIPS SCHALLPLATTENFABRIK IM BANLIEU VON PARIS UND WURDE WOHL WEGEN SEINER DEUTSCHEN SPRACHKENNTNISSE AUSGEWÄHLT, UM DEN "FILS" DES DOCTEUR

DES GITARRENINTROS VON „BIRTHDAY“ DER BEATLES UND ZU DIESEM SOUND BEGANN EIN AUFREGENDES „VARIÉTÉ“-PROGRAMM DER BESONDEREN ART (S. ABB.) UM 5 UHR MORGENS GING ES WEITER. MONSIEUR LANG, MON



DIE TOPADRESSE IM FRÜH-
JAHR 1969 IN PARIS: "LE
CRAZY HORSE SALOON" IN
DER ELEGANTEN AVENUE
GEORGE V IN DER NÄHE
DER CHAMPS ÉLYSÉES.

04.11.0120

STEINHAUSEN DAS NÄCHTLICHE PARIS ZU ZEIGEN. IHM STAND WOHL EIN DICKES SPESENKONTO ZUR VERFÜGUNG, DENN MONSIEUR LANG LIESS SICH NICHT LANGE LUMPEN. DAS TAXI - EIN "QUATRECENTROIS" BRACHTE MICH ZUM "CRAZY HORSE SALOON", DER DAMALIGEN TOP-ADRESSE UNTER DEN STRIP-CLUBS - DAS "MOULIN ROUGE" UND DIE "FOLIES BERGÈRE" WAREN DAGEGEN REINER TOURI-NEPP! DIE BÜHNENSCHOW STARTETE MIT EINER ENDLOSSCHLEIFE

GUIDE, FÜHRTE MICH IN DEN "VENTRE DE PARIS", WIE IHN EMILÉ ZOLA BEREITS 1873 BESCHRIEB. "LES HALLES", EIN RIESIGER MARKTHALLEN-KOMPLEX AUS STAHL UND GLAS, PRALLGEFÜLLT MIT ALLEM, WAS DIE GUTE FRANZÖSISCHE KÜCHE AUSMACHT. NUR HIER GAB ES DIE LEGENDÄRE "SOUPE D'OIGNON AUX HALLES" MIT DEM MIT GRUYÈRE ÜBERBACKENEM BROT - EIN GENUSS! DEN RESTLICHEN SONNTAG VERBRACHTE ICH FORZEND IM HOTELZIMMER.

als meine Cover im Schaufenster des Plattenladens nebenan hingen.

Im Spätherbst 1968 leckte sich noch ganz Paris die Wunden von den Studentenunruhen, am Boulevard St. Germain war von jeder zweiten Platane nur der Stumpf übrig, der Rue Mouffetard fehlte noch das komplette Pflaster und jede Polizeipräfektur war von Mannschaftswagen der gefürchteten Bereitschaftspolizei CRS umzingelt. Ich werde nie die Szene vergessen, als eines Abends der Boulevard Raspail gesperrt wurde: Auf der einen Seite besetzten Hunderte von Studenten im Schneidersitz die gesamte Straßenbreite, auf der anderen scharrten bewaffnete CRS-Kämpfer mit den Stiefeln. Zwischen beiden Parteien war auf 200 Meter der Boulevard leergefegt, und in den angrenzenden Restaurants schlürften die Touristen ihre Austern.

Das Atelier war bis auf Yves, der als Fallschirmspringer im Algerienkrieg aktiv war, natürlich links und auf der Seite der Studenten. Neben meiner großen Liebe zu Nadine - wir telefonieren noch heute miteinander - habe ich in Paris erstmals Freundschaften geschlossen, die mein Leben bereichert haben.

Im Oktober 1969 war es dann soweit. Hannover-Evershorst: «Zirkus Boelke» nannte sich das Flugabwehrbataillon und folgerichtig grüßte am Kasernentor ein erigiertes Flakgeschütz. Die legendäre Achtachter. Nach Osten gerichtet, versteht sich. Während der dreimonatigen Grundausbildung lernte ich Deutschland zu lieben, denn der Frohsinn der Rheinländer ließ uns den Stumpfsinn ertragen. Ein Beispiel der Appell zur Postausgabe. Bei der Namensnennung schmetterten die Zackigen unter uns ein gellendes «Hier» - Jürgen aus Gummersbach flötete nach dem zweiten Aufruf ein gemütliches «Datt is mir». Außerdem unvergesslich waren die lustwässrigen Augen meiner Tante Erika aus Berlin, als ich in Uniform zu



Der Eiffelturm und ich (1968)



Ma fille, la belle Nadine (1969)



Ein jämmerliches Bärtchen ... (1969)



... aber zackig als Gefreiter (1970)



Diese Plakate machten das Rennen: In der oberen Reihe darunter die Ankäufe. Vor allem der erste Preis nicht geblieben.

Studenten entwarfen die Plakate

Altstadtfest als „Treffpunkt netter Leute“ / Wettbewerb an der Fachhochschule

Das Altstadtfest – am 24. und 25. August wieder der Anziehungspunkt für Hunderttausende – wirft seine Plakate voraus. Die Stadt hatte unter den Studenten der Fachhochschule Hannover (früher Werkkunstschule) einen Wettbewerb ausgeschrieben. Unverbindlicher Arbeitstitel: „Treffpunkt netter Leute“. Die fünfköpfige Jury unter Vorsitz von Hans von Gössele, dem Leiter des Amtes für Verkehrsförderung, hatte am Mittwochmorgen die Qual der Wahl. 46 Plakate waren „am Start“. Es galt, die sechs besten auszuwählen.

Das Niveau der Arbeiten, so fand die Jury, war erfreulich hoch, auch wenn im ersten Durchgang gleich 26 Plakate ohne Ausscheidung wurden. Im zweiten Durchgang dauerten die Diskussionen länger. Neun Plakate mußten schließlich

dran glauben, darunter eines, das nach Meinung der Jury hervorragend als Plakat für das nächste Schützenfest geeignet wäre. Hans von Gössele und Insignoffler Mike Gebrke wollen es der Schützenleitung ans Herz legen.

Nach Ausschreibung Nummer drei standen jene sechs Arbeiten fest, deren Gestalter ihren schmalen Studentenlohn mit städtischen Geldern aufbessern können. Den ersten Preis (1500 Mark) errang Renate Kock, den zweiten (1000 Mark) Thomas Steinhäuser, den dritten (800 Mark) Bernhard Hänel. Zugewählt wurden die Plakate von Thomas Steinhäuser (700 Mark), Michael Klocke und Bernhard Hänel (600 Mark) sowie Hartwig von der Heye und Rainer Osswald (400 Mark).

Was die Stadt mit den Plakaten machen will, steht augenblicklich noch nicht fest. Vielleicht wird es eine Ausstellung geben, vielleicht auch einen Poster-Verkauf auf dem Altstadtfest. Ich werde mir jetzt Gedanken darüber machen“, verspricht Mike Gebrke.



Tradition mit liebevoller Ironie

„Bunt genug ist es ja geworden...“



Der schlechte Bauherr, lediglich durch ebenso schlechte Hände verfertigt. Eltern hatten für ihre Kinder verzirt, war den Verantwortlichen zu irrt. Deshalb be-Verwaltungswesen des Hilfs-pflichtverbandes der Deutschen In-

duzie zwischen Lehrer Kirchweg und Sozialkassette rundherum. Ein Auftrag wurde vergeben. Neuhardt Markt, 24 Jahre jung und Kommunikation und Gestaltung mit der Fachrichtung Freie Malerei erhielt ihn gemeinsam mit seinem

Konkurrenz Thomas Steinhäuser, 23 Jahre jung Fachrichtung Grafik und Design. Oistero nun war es sowohl Nacharbeit sagten die beiden Studenten ihre Werke an den besten Bauherrn. 24 gleichförmige Platten, teils mit Schrift, deren

nur die 204 Meter Höhe. Unbereinigt sollte gestern nachmittags eine öffentliche Ausschreibung vorbei. „Hoffentlich werden die Anfechtung nach Weihnachten, wenn die macht Zeit haben, mal einen Blick auf unser Werk“, meint Bernhard Hänel. „Juni genug ist es ja geworden.“

Karlsruhe: Kaiser

schützen und Förderung und Produktionsgestal-25jährigen Thomas Steinhäuser: Daß einem seiner marschierenden Schützen unprogrammgemäß der Hut hochgeht und der damit die Uniformität der Parade ganz unkonventionell durchbricht, amüsierte das Gemälde durch, daß es diesen etwas frischen Entwurf auf den zweiten Platz rückte. Schmalstieg „Ganz klar, zu viele Lüttje Lagen getrunken.“

Den dritten Preis erhielten Rainer Osswald und Hardwig von der Heye für ihre Windmühle.

MsD Fotos: Rogge

Hause aufschlug. Die restliche Dienstzeit bestand vornehmlich aus kunstfertiger Vorteilerschleichung - ein kurzer Lehrgang machte mich nicht nur zum Unteroffiziersanwärter, sondern auch zum Heimschläfer. So verbrachte ich die Nächte bei meiner Edith und morgens ging's mit dem Mofa in die Kaserne. Zum hundertfünfzigjährigen Bestehen des Artillerieregiments 1 bekam der Schriftensmaler Steinhausen den Auftrag, die Festreden von drei ehemaligen Kommandeuren in einen Prachtband zu übertragen. In Druckschrift. Mit Serifen. Befreit vom Dienst, saß ich monatelang auf Stube und letterte. Und plötzlich war die Zeit um, ich klappte das Buch zu und zum Sommersemester 1971 begann das Grafikstudium an der Werkkunstschule Hannover.

Kaum war ich immatrikuliert, zerbrach die alte Ordnung: die Hochschulreform machte aus der klassischen Kunstschule nun eine Fachhochschule, mein Studiengang «Angewandte Grafik» nannte sich fortan «Graphic Design». Der Lehrkörper war vornehmlich auf der Sinnsuche - da war einerseits die alte Lehrer-Garde mit Fächern wie Buchbinden, Sachzeichnen, Typographie, die an Präsenzpflcht, Disziplin und Hausaufgaben festhielten. Und andererseits die neue Dozentengeneration, die auf Eigeninitiative setzte - alles war erlaubt. Wir dachten nun ausschließlich konzeptionell, diskutierten endlos, tranken Lambrusco und wenn man überhaupt anwesend war, dann in der Mensa. Das Arbeitsergebnis war mager und die paar Blätter wurden wortreich mit Substanz angeschwafelt. Zudem konnte ich an diversen Plakatwettbewerben reüssieren. Die neue Freiheit musste schließlich verdient werden: ob als Schildermaler auf dem Schützenfest, als Gaststätteneinrichter oder als Buchhaltungsgehilfe - für keinen Job war ich mir zu schade. Ich putzte Telefonzellen auf dem Messegelände und half im hannoverschen Kunstverein beim



Damals wuchsen sie noch. (1972)



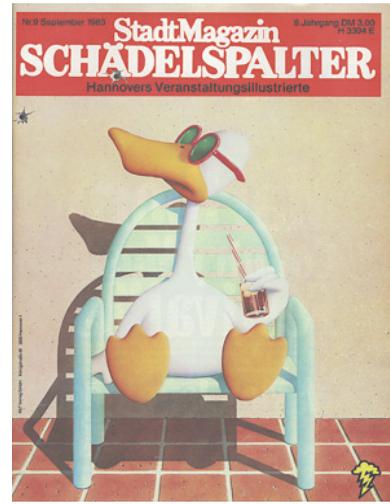
Die Felljacke gehörte Karin, aber ich trug sie. (1973)



Im Team mit Reinhard Mahl (1974)



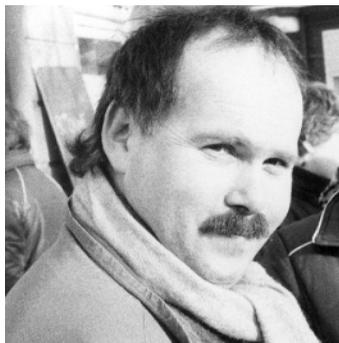
Fest von mir überzeugt (1976)



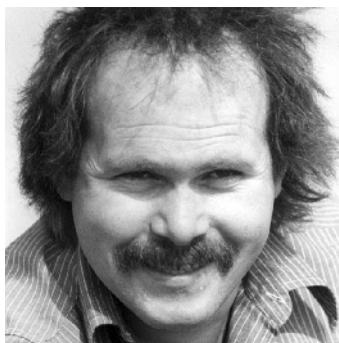
Ausstellungsaufbau. Die Krönung meines studentischen Arbeitslebens hatte ich der erfolgreichen Expansion eines Versicherungsunternehmens zu verdanken: in mehreren Städten gestaltete ich die Bauzäune der neuen Filialen. Es waren Hunderte von Metern - ernüchtert rieben sich meine Kommilitonen die Augen, denn ich wurde erstmals zum Arbeitgeber. Im Sommer 1975 bestand ich ziemlich nebenbei das Examen und durfte mich nun «graduierter Designer» nennen. Ich kaufte mir einen Volvo 121.

Anfangs fühlte ich mich noch geehrt, von meinem Dozenten für die Leitung seiner Werbeagentur engagiert zu werden. Zwar ging es um reizvolle Jobs für Edelmöbelhäuser und Ministerien, doch schnell stellte ich ernüchtert fest, dass ich der einzige Mitarbeiter war, schlecht bezahlt und nach Strich und Faden ausgebeutet wurde.

Im Sommer 1976 entließ ich mich, um nun in Selbstständigkeit mein berufliches Wirken fortzusetzen. Gemeinsam mit meinem Freund und Partner Reinhard Mahl eröffneten wir ein Grafikatelier, mieteten in der City ein Trümmergrundstück mit Bau ruine und platzten vor Tatendurst. Doch die Auftragslage war dürftig. In den Siebziger Jahren entwickelte sich in Hannover ein kulturelles Angebot aus Kneipen, Live-Läden, Programmkinos und Restaurants. Daran wollten wir teilhaben. Im November 1976 erschien die erste Ausgabe unseres Stadtmagazins mit dem schrillen Namen «Schädelspalter». Aus dem kleinen, kostenlosen Heftchen wurde in den folgenden vierzig Jahren eine über die Grenzen Hannovers bekannte Zeitschrift, die ich als Verleger, Herausgeber und Art Director durch stürmische Zeiten führte. Ein Jahr des Glücks war 1977 - mit einem großen Strauß weißer Lilien verführte mich meine wundervolle heutige Ehefrau Uta - das zwischenmenschliche Lotterleben hatte nun ein Ende.



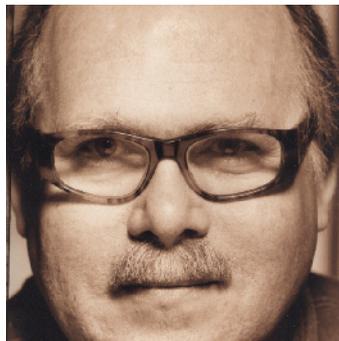
1980



1984



Urlaub mit Uta in Frankreich (1989)



1995



UTAS WERKSTÄTTE

UTA LIEBT VINYL

NATÜRLICH WAR JANIS JOPLIN EIN SUPERSTAR, ALS SIE 1968 DAS LEGENDÄRE ALBUM "CHEAP THRILLS" MIT DER BAND "BIG BROTHER & THE HOLDING COMPANY" HERAUSBRACHTE. DENNOCH: MIR WAR DIESE BWESRÖHRE ZU EXTREM, IHRE KEHLIGE STIMME GAB EINBLICK IN IHREN ZUTIEFST VERLETZTEN KOSMOS. FÜR MICH WAR DAS COVER DES UNDERGROUND-ZEICHNERS ROBERT CRUMB DAS EIGENTLICHE KUNSTWERK-GENIAL!

Politisch war ich sicherlich links orientiert, aber weder sonderlich engagiert geschweige denn organisiert. In den wilden Zeiten von RAF, Grohnde und Brokdorf heuerte ich ein Mitglied des KBW (Kommunistischer Bund West-Deutschland) für die Redaktion an, der mit humorvollen und intelligenten Beiträgen dem «Schädelspalter» ein unverkennbares Profil gab und für gute Auflagenzahlen sorgte - zur Freude meiner Brieftasche. Das war allerdings der linken Fraktion ein Dorn im Auge, ein missglückter Putsch zwang sie später zur Aufgabe. Nun übernahm für einige Jahre die etwas orthodoxe und fraglos humorlosere - der DKP (Deutsche Kommunistische Partei) nahestehenden - Mitarbeiter-Riege die redaktionellen Geschicke. Doch mit dem Zeitgeist beruhigte sich in den folgenden Jahren das politische Temperament des «Schädelspalter», ohne an Substanz zu verlieren. Im Blatt spiegelte sich das reichhaltige kulturelle Leben der Stadt.

Mit dem Restaurantführer «Hannover geht aus!» wurde ein weiterer, erfolgreicher Titel auf den Markt gebracht. Uns ging es prächtig. Das Anzeigen-geschäft brummte. Unter den Markenartiklern hatte insbesondere die Tabakindustrie Gefallen an unseren jungen - noch nicht markengebundenen - Lesern gefunden. Das Tabakwerbeverbot sorgte dann für Ernüchterung. Ein Markenzeichen unseres Magazins - der große schrille Markt der Kontaktanzeigen - wanderte Ende der neunziger Jahre ins Internet ab. Es wurden nun etwas kleinere Brötchen gebacken. Ich schmiedete neue Allianzen mit dem hannoverschen Tageszeitungsunternehmen, konnte gewinnbringende Kooperationen realisieren und so das Bestehen des Verlages sichern. Den Abschluss meines Berufslebens nach 40 spannenden Jahren krönte ich im November 2016 mit einer rauschenden Partynacht, gemeinsam mit über 250 aktuellen und ehemaligen Mitarbeitern.



1997 vor dem World Trade Center



2008 Ehepaar mit Barsoi Fedja



2012

Souvenir
von einer
Japanreise



Vaters Reisen in ferne Länder

In einer für die Zeit ungewöhnlichen Intensität konnte unser Vater im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit schon ab den 50er Jahren neben Reisen innerhalb von Europa auch ferne Länder besuchen. Am Anfang und bis in seine letzten Berufsjahre standen wegen der engen Kooperation mit Philips regelmäßige Reisen nach Eindhoven in Holland. Von diesen Reisen brachte er immer Geschenke für die ganze Familie mit, von denen die Katzenszungen aus Schokolade in einer altmodischen Schachtel mit Dekoration im Stil der Delfter Kacheln besonders in Erinnerung geblieben sind. Später war es auch häufiger eine Flasche Genever von der Firma Bokma, der von Mutter gerne hin und wieder zum Käsebrot kredenzt wurde, wobei dann auch der heranwachsende Hans-Christoph probieren durfte. In ihrer sowohl das Auge wie auch die Zunge besonders herausfordernden Art waren die aus England mitgebrachten Pralinen mit lilafarbener Zuckerverzierung und Pfefferminzgeschmack eine – schon sehr englische – Überraschung für unseren aus Mangel Erfahrungen der Nachkriegszeit geprägten Kindergeschmack.

Unter seinen Fernreisen war auch ein früher erster Besuch von New York. Für den Hinflug mit dem damals modernsten viermotorigen Propeller-Flugzeug, einer Super Constellation, musste er neben der langen Flugzeit auch Zwischenstops in Shannon/Irland und Neufundland/Kanada verkraften. Von New York meldete er sich bei der Familie auch einmal telefonisch, wobei die Verbindung - noch von einem Operator hergestellt und mit beträchtlichem Rauschen über ein Transatlantikkabel laufend - wegen der sündhaft hohen Kosten nur kurz dauern durfte. Natürlich waren wir Kinder enorm beeindruckt und erzählten jedermann, dass unser Vater uns aus New York



Der
japanische
Frosch

angerufen habe. Von weiteren Reisen war er unterschiedlich beeindruckt. Indien empfand er als einen schrecklichen Kontinent, weil es überall nach Pipi rieche, während er mehrere Reisen nach Japan sehr positiv erlebte. Aus Japan brachte er einige Kleinobjekte mit, die nicht explizit für den Touristengeschmack hergestellt wirken. Seine späteren Urlaubs-Reisen, u.a. nach Süd-Afrika, dokumentierte Vater mit einer reichhaltigen Ausbeute an Farbfotos, später auch an Schmalfilmen, die in der Regel nach einmaliger Vorführung in seinem beträchtlichen Archiv im Keller verschwanden.

Unser letztes
Hausmädchen
Ursula im
Garten unseres
Elternhauses



Unsere Hausmädchen

Trotz sehr bescheidener Lebensverhältnisse mit einer sehr kleinen Wohnung hatten wir schon in der Heidesiedlung in Hannover ein Hausmädchen. Dass wir überhaupt ein Hausmädchen hatten, ist im Nachhinein unter diesen Bedingungen schwer nachvollziehbar, hing aber wahrscheinlich mit einer möglichen Überlastung unserer Mutter mit drei Kindern zusammen. Zu der Wohnung gehörte ein separates Zimmer auf halbem Weg in das Dachgeschoss, das von dem Hausmädchen bewohnt wurde. Unser wohl erstes Hausmädchen wurde Ursel – von uns immer «Usse» genannt. Sie war mit ihren Eltern aus



Hochzeitsfoto unserer Usse. Im Vordergrund rechts Sabine und Hans-Christoph, im Hintergrund in der letzten Reihe links Vater und Mutter mit Thomas auf dem Arm

Ostproußen geflüchtet und in Niedersachsen gelandet, das damals speziell Flüchtlinge aus Ostpreußen aufgenommen hatte. Sie unterdrückte schon damals sehr erfolgreich ihren heimischen Dialekt, der so wunderschön mit seinem Singsang und weichen Lauten in speziellen, den Ostpreußen gewidmeten wöchentlichen Sendungen des Nordwestdeutschen Rundfunks zum Ausdruck kam. Unsere Ursel

war damals eine von uns Kindern heiß geliebte Bezugsperson. Sie lernte ihren späteren Ehemann Helmut Lache in Hannover kennen und hatte bis zu seinem relativ frühen Tod mit ihm eine sehr glückliche Partnerschaft. Insbesondere Thomas hat zu ihr eine liebevolle und anhaltende Beziehung aufrechterhalten.

Später kamen die Hausmädchen bevorzugt von Bauernhöfen aus der nördlich von Hannover gelegenen Lüneburger Heide. Die Mädchen sollten durch ihren Dienst in der Stadt alle Fertigkeiten erlernen, die zur Führung eines eigenen Haushaltes auf dem Lande einschließlich der Kindererziehung erforderlich waren. Zu ihnen gehörte auch Dorle, die für wenige Jahre bei uns war und nach ihrer Rückkehr in ihr Dorf heiratete, einen eigenen Haushalt auf dem Hof ihres Mannes aufbaute und bald Kinder bekam. Der Kontakt zu ihr ist relativ bald verloren gegangen, zumal sie wie alle diese jungen Frauen auf dem Bauernhof eine ungleich anstrengendere Arbeit mit zusätzlicher Arbeit auf dem Feld und mit den Tieren als in unserem städtischen Haushalt mit drei Kindern hatten.

Ähnlich wie Dorle stammte auch Ursula von einem Hof in der Lüneburger Heide. Sie war wahrscheinlich unser letztes Hausmädchen und war schon in der Zeit in Kirchrode bei uns tätig. Dort wohnte sie in dem separaten Zimmer, das nach dem Anbau oberhalb der Eingangshalle mit Zugang vom Treppenhaus zwischen den Stockwerken entstanden war. In diesem Zimmer befand sich ein eingebautes Waschbecken im Schrank, das erst beim Öffnen der Schranktür sichtbar wurde. Eine Nasszelle konnte man diese Ausstattung nur schwerlich nennen. Zum Schlafen diente die alte Schlafcouch von Vater und der einzige Luxus im Zimmer war ein eigenes Radio.

Der Lohn wird wahrscheinlich schmal ausgefallen sein, denn freies Logis und freie Kost waren ein Teil der damaligen Anstellung. Ursula war gleichwohl mit diesen Arbeitsbedingungen einverstanden, zumal sie eine recht stille und anspruchslose Person war. Sie regte ungewollt den pubertierenden Thomas durch ihre Erscheinung besonders an. Ursula ging ebenfalls in ihr Dorf zurück, um zu heiraten und eine Familie zu gründen. Mutter musste hinfort den Haushalt mit einer regelmäßig kommenden Putzfrau und ein wenig Unterstützung durch ihre heranwachsenden Kinder in eigener Regie übernehmen, was für sie eigentlich eine nie besonders geliebte Arbeit darstellte. Das Hausmädchenzimmer diente in der Folge sporadisch als Gästezimmer, bis es Jahre später einer neuen Verwendung zugeführt wurde, über die noch zu berichten sein wird.

Symbol für
Erfolg und
Wohlstand - der
190er. Vaters
erster Dienst-
Mercedes



Herr Direktor kommt nach Hause

Ein täglich sich wiederholendes Ritual, das sich über Jahre hielt, war die stets gleich zelebrierte Ankunft von Vater nach seinem Arbeitstag vor seinem Haus. Vater fuhr den Weg morgens zur Fabrik und abends immer selbst statt mit dem ihm zugeordneten Chauffeur, weil ihm das Autofahren auch in der knappen Freizeit und in den Ferien Freude machte. Das Ritual am Abend war in der Regel mit seiner telefonischen Ankündigung eingeleitet, dass er nun nach Hause käme. Implizit war damit die Erwartung verknüpft, dass ein Familienmitglied ihm das Gartentor öffne.

Dieses überdimensionale Monster aus schwerem Tropenholz musste an seinen mittleren Halbteilen von Rollen gestützt werden, um es zu bewegen, und dann in geöffneten Zustand auf Metallstützen arretiert werden, damit es nicht längerfristig die Türangeln und das Mauerwerk beschädigte. Wenngleich die Vermutung naheliegt, dass die Größe des Tores auch dem hindurchfahrenden Grundeigentümer angemessen sein sollte, war es wohl wesentlich



Aus schwerem Tropenholz: das riesige Gartentor

der schmalen einspurigen Fahrbahn vor unserem Haus geschuldet, dass die Einfahrt in einem relativ schrägen Winkel angesteuert werden musste. Die nahm Vater immer aus derselben Richtung, vom angrenzenden Bünteweg kommend, und machte vor dem Tor im Auto wartend durch Hupen (zweimal kurz) darauf aufmerksam, dass er in einer gewissen Analogie zur militärischen Salutation erwarte, nunmehr von einem Familienmitglied bei der Einfahrt eskortiert zu werden. Dazu gehörte natürlich auch das Öffnen der soliden hölzernen Garagentür mit zwei breiten Flügeln.



Diese Rolle hatte noch vor Thomas der ältere Bruder Hans-Christoph übernommen, während Sabine selten für diese Funktion in Anspruch genommen wurde, nach dem Auszug der Kinder aber selbst Mutter anfänglich diese Rolle ausfüllte. Allen war ein gewisser hintergründiger Groll über ihre Instrumentalisierung und das ungebrochen autoritäre Selbstverständnis unseres Vaters eigen,



der auf die deswegen aufkeimende Verärgerung seiner Familie nur entgegnete, dass ihm als Familienoberhaupt diese Behandlung doch wohl zustehe. Erst unserer Mutter gelang es nach anfänglicher Kooperation schließlich, das Ritual durch Nichterfüllung zu beenden, was ihr



aufgrund der bereits geschilderten Trübung der Partnerbeziehung dann schließlich auch nicht mehr schwerfiel.



Brunswick



Für die beiden Söhne hatte allerdings der frühe Zugriff auf die fast täglich mitgeführten, in braunes Packpapier von einer der beiden Sekretärinnen eingehüllten Schallplattenpakete im Auto eine motivierende Funktion, an der abendlichen Einfahrt des Herrn Direktor mitzuwirken. Die Schallplattenpakete mit den verschiedenen Labels der DGG und Lohnpressungen für



andere Firmen waren kaum auf dem runden Esstisch im Wohnzimmer gelandet, schon wurden sie von den Söhnen gefleddert. Dabei bediente sich noch vor Thomas der Bruder Hans-Christoph an den reichlich vorhandenen



Jazz-Platten. Diese nicht explizit ausgesprochene Belohnungsfunktion für das Begrüßungsritual wirkte wohl verhaltenstabilisierend. Vater hatte im Übrigen bei der Auswahl



der Schallplatten und Labels den Vorlieben seiner Söhne durch entsprechende Anweisung in der Fabrik Rechnung getragen und war daher bei der Selektion der Plattenstapel nie kritisch. Hans-Christoph hatte wegen seines



Altersvorsprungs übrigens schon vor Thomas den Bogen raus, dass sich bei einem Einheitspreis von 5 DM für eine Platte – in der Regel die anfänglich noch nicht stereophone Version – nach der Schule das Taschengeld lukrativ aufbessern ließ. Vater hat diese Geschäftstüchtigkeit seiner Söhne offensichtlich nie bemerkt,

VADDIS KARREN

Eine Jugend
im Zeichen
der Heck-
flosse

Damals - vor dem Verwal-
tungsgebäude der Deutschen
Grammophon durfte nur einer
parken: Vaddi - der Chef.



1966 die dritte
Karre - ein Fiat
1500 in dunkel-
grün und Weiß-
wandreifen.

1958 - Der erste
Mercedes - ein
190er Ponton -
ganz in weiß mit
großem weißen
Faltdach.

1954 - auch die zweite
Karre ein Käfer Standard
in Hellblau Metallic.



VADDI WAR EIN GUTER SCHALL-
PLATTENFABRIK-DIREKTOR -
ERFOLGREICH IM GESCHÄFT
UND BELIEBT BEI DEN MITAR-
BEITERN - SO WAR DAS IN DEN
50/60ER JAHREN. ES GING BERG-
AUF - BESTES INDIZ WAR DIE LEIS-
TUNGSSTEIGERUNG SEINER DIENST-
WAGEN. DIE BEIDEN ERSTEN WAREN

KÄFER - OVALIS! DARAUF FOLGTE
EIN PONTON-FIAT 1400B BIS ES
ZUM MARKENBEKENNTNIS MIT
MERCEDES-BENZ KAM - MODEL-
LE: 190, 220S, 220SE, 250S,
250SE, 280SE, 250CE. MEIN
WUNSCH NACH EINEM 300ER
BLIEB UNERFÜLLT. „DEN FÄHRT
ERNST VON SIEMENS.“



HH726

1970 - den letzten Dienstwagen -
ein 250CE mit massig Extras -
nahm Vaddi mit in den Ruhestand.



weil er den Aufbau der Schallplattensammlung seiner Söhne nie überwachte. Er hatte nur Interesse an seiner Sammlung klassischer Musik, die zum Zeitpunkt der Haushaltsauflösung nach dem Tod unserer Mutter noch mehrere Tausend Exemplare betrug.

Der Mercedes 190 war übrigens nur eines von mehreren Autos, die Vater als Firmenfahrzeug zur Verfügung gestellt wurden. Da die DGG bis zu ihrer Fusion mit Philips Phonografische Industrie ein alleiniges Tochterunternehmen der Firma Siemens war, musste eine klare Regelung mit der Zuordnung von Fahrzeugtypen zum Rang in der Firmenhierarchie eingehalten werden. Thomas hat die zeitliche Folge von Vaters Autos in der Bildgeschichte «Vaddis Karren» dargestellt. Der VW-Käfer stand noch vor der Wende zu den 50er Jahren am Anfang der Automobilität, wobei Thomas bei den Ausflugsfahrten im Kofferraum (im Innenraum beim Käfer) saß, Mutter mit den beiden Geschwistern sich



Der VW-Käfer
als erstes Dienst-
fahrzeug

durch die einzige Seitentür auf die Rückbank quetschte und die meist mitgenommene Tante Hanna wegen etwas mehr Fülligkeit vorne neben Vater saß. Der auf den Käfer folgende, etwas größere und im Status angehobene Fiat 1600 war Vater von dem ihm damals noch vorgesetzten kaufmännischen Direktor abgetreten worden.

Dieses viertürige Fahrzeug ist besonders Hans-Christoph nachhaltig in Erinnerung geblieben. Bei der Anfahrt zu einem Besuch bei einer befreundeten Familie öffnete er noch vor dem Stillstand des Autos die hintere Tür auf seiner Seite, die im Ausrollen des Fiat einen hölzernen Strommast traf und gegen Hans-Christoph zurückschlug. Wie durch ein Wunder nicht verletzt, erhielt er dennoch vom Vater die heftigste Ohrfeige seines Lebens, obwohl die Tür nicht einmal beschädigt war. Vaters Sorge galt offensichtlich eher seinem Fahrzeug als seinem Sohn. Dem Fiat folgte dann der abgebildete Mercedes 190; die verschiedenen

Diesen 220 SE nannte man die «Heckflosse», auch wenn sie eher mickrig im Vergleich zu den amerikanischen Vorbildern ausfiel.



Die letzte Limousine, ein 280 SE, vor dem Eingang zur Direktion der DGG.





Das Coupé für
den Pensionär

6-Zylinder-Modelle von Mercedes konnten erst geordert werden, als die höchste Stufe in der Firmenhierarchie erklommen war.

Vater musste immer sehr mit sich kämpfen, seinem Ältesten «seinen Firmenwagen» zeitweise auch für dessen Amüsenent in der Freizeit abzutreten. In einem seiner gerade abgelegten Mercedes-Exemplare durfte Hans-Christoph allerdings in Vaters Auftrag auf einer ersten Langstreckenfahrt das befreundete Ehepaar Schwarz aus Marburg abholen, wobei er nur ein einziges Mal die besondere Beschleunigung auf einer Landstraße ausprobierte und auf kurvenreicher Strecke gefährlich ins Schlingern geriet. Das Erlebnis wirkte aber insofern nachhaltig, als er hinfort ein risikobewusster Fahrer blieb. Nicht auszudenken wären die Folgen einer Beschädigung des Mercedes gewesen, denn mit genau diesem Auto erschien er 1963 zum Treffen mit seinem besten Freund Ulli, der seine Freundin und mit ihr deren Freundin namens Leni (bald nur noch Lena geheißen) mitbrachte, die sich zwar sehr über dieses große Auto eines noch sehr jungen Mannes wunderte, sich dann aber schnell in ihn verliebte und immer noch seine Frau ist.

MEINE
KLEINFAMILIE



Bürgerliches
Planspiel - im
Kern von 1964,
später durch
weitere Klein-
objekte ergänzt

Junge Liebe und Lenas Herkunft

Der Rufname von Helene, die in ihrer Familie Lene genannt wurde, wechselte in Hannover zu Leni und erst später in unserer Hamburger Kinderladenzeit durch Vorgabe des vierjährigen Jost zu Lena. Noch als Leni (22-jährig) wurde sie mit Hans-Christoph (20-jährig), der damals schon unter seinen Freunden nur Christoph hieß, von seinem besten Freund Ulli im August 1963 zusammengeführt. Christoph konnte ja gelegentlich über einen großen Mercedes verfügen, der Eindruck machte und sich hervorragend für eine kleine Spritztour eignete.

Bei Leni war es das erste freie Wochenende, an dem sie nicht zu ihrer sterbenskranken Mutter in ihre Heimat nach Haderslev in Süd-Jütland/DK fuhr, nachdem ihr die Ehefrau eines Kollegen am Arbeitsort angeraten hatte, doch einmal am Wochenende in Hannover zu bleiben, denn sonst würde sie ja nie



Das Paar
1985 nach den
ersten 22
gemeinsamen
Jahren

Menschen kennen lernen. Hans-Christoph hatte nach Abschluss der stupiden dreimonatigen Grunddienstausbildung bei der Bundeswehr ebenfalls sein erstes wirklich freies Wochenende, zumal er kurz zuvor die anstrengende Beziehung zu seiner italienischen Freundin Anna beendet hatte, deren Briefe im Ton zunehmend klagend geworden waren. Diese sah mit Blick auf die durch den Wehrdienst bedingte längere Unterbrechung jeglichen persönlichen Kontaktes zu Hans-Christoph keine realistische Perspektive für die beiden, die gemäß Annas katholisch-italienischer Prägung nur in der schnellen Heirat und Übersiedlung von Hans-Christoph nach Italien hätte bestehen können. Wenngleich die wechselseitige Beziehung von intensiven Emotionen geleitet war, brach bei Hans-Christoph nun das Realitätsprinzip durch, zumal er sich seine Zukunft einschließlich Studium nicht in Italien vorstellen konnte.

Leni und Christoph fanden bei einem einsamen Spaziergang in dem Hannoverschen Stadtwald Eilenriede zusammen, nachdem sich Freund Ulli mit seiner Freundin Ingrid von eigenen Interessen geleitet diskret verdrückt hatte. Bei diesem ersten Kontakt trug Leni ein aquamarinblaues Sportkostüm, das wie ihre gesamte Garderobe entweder von ihrer schneidernden Mutter oder deren Schwester Dete angefertigt worden war, die eine kleine Schneiderei betrieb. Darunter trug Leni ein türkisfarbenes Oberteil und dazu weiße Schuhe mit einem niedrigen Absatz. Christoph stand zu diesem Zeitpunkt noch unter dem auch von Anna zuvor kräftig unterstützten Diktat einer betont modischen Aufmachung und trug zu seiner gebügelten grauen Sommerhose ein leichtes blaues Jackett mit einem roséfarbenen Oberhemd und einem schwarzen ledernen Schlips. Bei einbrechender Dunkelheit fassten die beiden einander spontan an die Hand und erlebten neben liebevoller Zuneigung schnell sehr viel Übereinstimmungen in ihrer Sicht auf die Welt und das eigene Leben. Leni war erst kurz in Hannover und von Dänemark mit der Vorstellung aufgebrochen, anschließend für längere Zeit nach England zu ziehen, um ihre noch begrenzten Sprachkenntnisse des Englischen auszubauen. Es kam dann alles ganz anders!

Der Ausbruch aus einer dänischen Kleinstadt mitsamt einer recht engen familiären Lebensumwelt endete für Leni in Hannover. Sie war zu Ostern von ihren Eltern im VW nach Hannover an ihren neuen Arbeitsplatz als Sekretärin des deutschen Honorarkonsuls von Dänemark am Engelbosteler Damm in Hannover gebracht worden. Dort angekommen, wurde sie mit ihrem Gepäck von den Eltern auf dem Fußweg abgestellt, da diese sofort nach Dänemark zurück fahren wollten. Nachdem Leni zunächst provisorisch privat untergebracht worden und von ihrer dänischen Vorgängerin in ihre Funktionen eingewiesen worden



war, bezog sie eine dann frei gewordene Einzimmerwohnung, die auf dem Hinterhof der Firma mit einem Elektrogroßhandel lag, welche dem Konsul gehörte.

Der Weg vorbei an den zahlreichen auf dem Hof gelagerten Materialien und der Ausblick aus der sehr einfach gestalteten Wohnung mit wenigen aus Dänemark geschickten Möbeln auf einen sehr kleinen Garten war pittoresk, wobei die Wohnung isoliert neben einem Einzelzimmer für einen selten anwesenden Junggesellen gelegen einen wunderbaren Ort der Abgeschlossenheit bildete. An Möbeln hatte Leni ein Bett mit einem Bettüberwurf aus grünem Stoff mit großen aufgedruckten Blumen geschenkt bekommen und einen schwarzen Schaukelstuhl sowie den sogenannten Fledermausstuhl aus einem Stahlrohrgestell mit einem Segeltuchbezug ebenfalls in Schwarz mitgebracht. Bald ergänzte sie ihre spärliche Möblierung durch einen großen Couch-Tisch mit Gestell aus massivem und damit auch sehr schwerem Teak-Holz, den sie von ihrem ersten Gehalt in Hannover bei einem Besuch in Haderslev gekauft hatte. Die Platte diente später in der Hamburger Wohnung mit neuen höheren Stahlbeinen versehen über viele Jahre als Schreibtisch für Hans-Christoph. Lenas spartanische Ausstattung der Wohnung wurde durch einen kleinen leichten Kleiderschrank ergänzt, in dem

Lena als 20-Jährige auf einer Ruderlangfahrt zur Ostseeinsel Aarö - von ihrer großen zukünftigen Liebe träumend

sie ihre größtenteils von Tante Dete für sie angefertigte Kleidung aufbewahrte. Offene Orangenkisten mit eingelegten Papierservietten dienten der Ablage von Kleinutensilien, und eine auf dem Flur platzierte harte Liege mit einem Dekorationsbezug lud nicht gerade zum Verweilen ein.

In dieser Wohnung trafen sich vor allem Hans-Christophs Freunde, die sämtlich gerade erst die Schule verlassen hatten. Die langen Abende mit viel Zigarettenqualm, Alkohol und tiefschürfenden Diskussionen nahmen viel zu wenig Rücksicht auf Leni, die ja als einzige am nächsten Tag arbeiten musste. Im Gegenzug dekorierte Hans-Christoph ihr noch karges Zimmer mit einer einfachen Schreibplatte, einem Plattenspieler mit einigen Schallplatten, darunter Chansons von Jaques Brel und George Brassens, einem ausgedienten Fahrradrahmen als «ready made» an der Wand und einer schwarz bemalten langen Unterhose, die auf eine Hartfaserplatte aufgezogen war und in Anlehnung an das Werk «The Shirt» von Robert Rauschenberg entstanden war. Dieses eigene Werk hängt heute noch in unserer Privat-Galerie in der Berliner Wohnung. Dort befindet sich auch die in Orientierung an den Werken des Schweizer Objektkünstlers Daniel Spoerri entstandene Collage «Bürgerliches Planspiel», die Hans-Christoph aus den Sammeltassen von Leni fertigte und mit der er trotz ihrer spontanen Entstehung die weitreichenden Veränderungen in Lenis Leben zum Ausdruck brachte. Auch dieses Werk befindet sich mit weiteren späteren Einlagerungen in der Berliner Sammlung und ist am Anfang dieses Kapitels abgebildet.

Lenis Wohnung wurde zum zentralen Lebensmittelpunkt der beiden, wenngleich sie auch sporadisch das Elternhaus in Kirchrode besuchten. Am Ende der Wochenenden während des Wehrdienstes verbrachte Hans-Christoph die letzten Stunden bei Leni, um sich nach Mitternacht trunken vom ersten Schlaf auf den Weg zum Zug zu machen, der um 3:33 Uhr am Zielbahnhof mit der heute noch im Ohr gebliebenen Bandstimme «Lüneburg! Lüneburg! Lüneburg!» zum Aussteigen aufforderte, um in die Kaserne zu schleichen und völlig übermüdet den Tagesdienst in der Sanitätseinheit des Bataillons anzutreten. Seine gemeinsame Zeit verbrachte das junge Paar gerne im Schwimmbad «Am Schwarzen Bären» und bisweilen auch in den Herrenhäuser Gärten oder auf Wanderungen in der Hügellandschaft des Deisters südlich von Hannover. Unvergessen bleibt auch ein Konzert mit Thelonius Monk, einem afroamerikanischen Jazz-Pianisten der Avantgarde, bei Radio Bremen. Gerne stellte Mutter ihren von ihr wenig geliebten VW für Unternehmungen zur Verfügung, der mit einer automatischen Kupplung versehen war, die selten störungsfrei funktionierte und daher ständig einen peinlichen Lärm beim Schalten verursachte. Dieses schwierig zu nutzende Fahrzeug

beeinträchtigte Mutters ohnehin schon geringe Fahrkompetenz bei fehlender Liebe zum Autofahren noch zusätzlich, sodass sie sehr bald angesichts ungenügender Fahrpraxis das Autofahren gänzlich einstellte.

Lena stammt aus einer Familie in Dänemark, die im Grenzland zu Deutschland mehrheitlich eine deutsche Identität hatte. Zu den Vorfahren mütterlicherseits sind einige Namen und Daten überliefert. Der Urgroßvater war Heinrich Friedrich Wilhelm Daseking, geb. am 29.6. 1823 in Balge, einem Dorf bei Nienburg/Weser. Als gelernter Schuster war er später Posthalter, Gastwirt und Kaufmann in Borstel, ebenfalls bei Nienburg. Seine Frau Margarethe Dorothea Daseking, geb. Sieling, war eine Gänsehirtin, deren Vorfahren als Grasmäher nach Holland gegangen waren. Von ihr soll es eine verwandtschaftliche Linie zu Hans Albers, dem legendären Volksschauspieler mit großer Popularität in der Zeit vor, während und unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg, gegeben haben.

Das Ehepaar hatte drei Söhne, von denen einer das Familienerbe für erfolglose Erfindungen aufgebraucht haben soll. Daher war dessen Bruder, unser Großvater Richard Daseking mit seiner Frau Marie, geb. Eickhoff, nach dem Preußisch-Dänischen Krieg von 1864 weiter in den Norden umgezogen, weil in den neuen Gebieten billig Land erworben werden konnte. Dänemark, das eine Großmacht vor allem zur See gewesen war und sich durch Personalunion mit dem Herzogtum Holstein bis zum heutigen Hamburg-Altona erstreckt hatte, musste nach dem Verlust dieses Krieges u.a. das Gebiet Nordschleswig an Preußen



abtreten. Erst 1920 wurde es nach einer Volksabstimmung an Dänemark zurückgegeben. Der Großvater war mit seiner Frau, die Blumensamen für den neuen Garten bei sich trug, und einem Pferdefuhrwerk gen Norden gezogen und hatte dort ein Fuhrgeschäft aufgebaut. Das Paar hatte die drei Töchter Dete, Beta und Clara Maria Amalia, die Mutter von Lena. Sie heiratete Franz Ebbesen, dessen dänischer Vater auf der Wanderschaft als Handwerker seine Frau in Leipzig gefunden hatte. Die gesamte Familie von Lena hatte also vorherrschend deutsche Wurzeln und war auch stark in der deutschen Minderheit in Haderslev (ehemals Hadersleben) verankert.

Lenas
Vater in jungen
Jahren

Lenas
Mutter

Insbesondere in der Nazizeit und wahrscheinlich auch während der deutschen Besatzung Dänemarks muss die Familie recht nationalistisch gewesen sein. Anders ist schwer zu erklären, dass Lenas Vater, der doch den Namen des mittelalterlichen dänischen Nationalhelden Niels Ebesen trug, sich in jungen Jahren unter dem Einfluss seiner Familie freiwillig zur deutschen Waffen-SS meldete. Über seine Erlebnisse und seine Beteiligung am Russland-



Feldzug im Gefolge der deutschen Wehrmacht hat sich der gelernte Schmied und spätere Schlosser nie gegenüber seinen beiden Kindern, Lena und ihrem jüngeren, früh verstorbenen Bruder Richard, geäußert. Er kam schwer gezeichnet aus dem Krieg zurück und versteckte sich zunächst bei Verwandten aus der mütterlichen Linie der Familie in Deutschland und dann in Haderslev, wo er von der dänischen Polizei gesucht wurde.

In der Familie wurde dann die Idee geboren, dass er mit seiner Frau aus Angst vor Verfolgung durch die dänischen Behörden in das neutrale Schweden gehen solle, wo bereits sein jüngster Bruder Nils wohnte. Franz arbeitete als Schweißer, während seine Frau in einer Fabrik als Näherin tätig war. Die gerade eingeschulte Lena konnte ihre Eltern nur in den Schulferien in Schweden besuchen, wobei sie mangels eines eigenen Bettes auf zusammengebundenen Korbtühlen schlief und tagsüber unbetreut war. Nach Jahren zurück in Dänemark hatte der Vater beträchtliche Probleme, wieder ein normales Leben aufzunehmen. Nachdem er seine Frau, Lenas Mutter, schon relativ früh im Jahr 1963 durch vorzeitigen Tod an Krebs verloren hatte, konnte er nur noch vorübergehende

und teilweise problematische Paarbeziehungen eingehen und verstarb im Alter von 67 Jahren an einem Schlaganfall.

Lena, die am 1.4.1941 geboren wurde, hatte insgesamt eine sowohl in emotionaler als auch materieller Hinsicht karge Kindheit. Die Eltern waren über wichtige Abschnitte ihrer frühen Kindheit abwesend, und sie wurde im Wesentlichen durch ihre damals schon nicht mehr junge Tante Dete großgezogen, die als Ledige mit Lenas Eltern im selben Haus wohnte. Zu große geerbte Schuhe mit Löchern und ein stets gleicher und auf Grundnahrungsmittel beschränkter Speiseplan kennzeichneten die materiellen Verhältnisse. Die Beziehung zu ihrem Vater blieb als Folge der frühen Kindheitserfahrungen schwierig. Im Nachhinein betrachtet muss sie als Kind mit einer bis heute erhalten gebliebenen hohen allgemeinen Sensibilität und großen Empfindungsfähigkeit besonders für die jahreszeitlichen Veränderungen in der natürlichen Umwelt über erstaunliche Widerstandskraft verfügt haben. Viel Kraft zog sie als Jugendliche auch aus dem Rudersport mit freudestiftenden Gruppenerlebnissen auf Wanderfahrten sowie dem frühmorgendlichen Rudern auf dem Damm, einem See in Haderslev, oder der offenen Ostsee.

Bei einem allgemein relativ spärlichen Erziehungs- und Bildungsangebot muss der einzige kontinuierliche Entwicklungsanreiz in ihrer Mehrsprachigkeit gelegen haben. Mit ihrer Tante Dete und auch deren Schwester Beta sprach sie stets auch als Erwachsene nur das Verdener Plattdeutsch aus dem Ursprungsgebiet



Lena
als etwa
5-Jährige

der Vorfahren. Zunächst in der Deutschen Schule und auch teilweise im Elternhaus sprach sie hochdeutsch, während außerhalb des Hauses der Süd-Jütische Dialekt und später in der Dänischen Schule hochdänisch gesprochen wurde. Auch heute pendelt sie bei Gesprächen mit den dänischen Verwandten immer zwischen Dänisch und Deutsch und sie besitzt nur die dänische Staatsbürgerschaft, obwohl sie die weit überwiegende Zeit ihres Lebens in Deutschland gelebt hat.

Natürlich hat sich Hans-Christoph sogleich für die dänische Sprache interessiert und später bei

Besuchen in Lenas Heimat und Ferientaufenthalten versucht, einen begrenzten Wortschatz und kurze Sätze der Umgangssprache zu lernen. Zu den ersten Wörtern, die er von Lena lernen wollte, gehörte das dänische Wort für Freund (im Sinne eines generischen Maskulinums), denn er wollte Lena als seinen engsten Freund und nicht als Freundin gewinnen. Seit dieser Zeit ist das dänische Wort «Ven» der nur von ihm benutzte Kose- und Rufname für Lena geworden und im täglichen Umgang mit ihr selbstverständlich geblieben.

Lena hatte als gute Schülerin den Erwartungen ihrer Eltern entsprechend die dänische Schule mit dem Real-Examen verlassen und nach einer kurzen Episode im Haushalt einer begüterten lokalen Brauer-Familie eine kaufmännische Lehre in Haderslev absolviert und dann ein Jahr in Kolding gearbeitet, bevor sie mit ihren Kenntnissen in Deutsch und Dänisch ihre Stelle in Hannover als Sekretärin des Honorarkonsuls antrat. Sie genoss als einzige Person in dieser Funktion die Unabhängigkeit an ihrem Arbeitsplatz, an dem sie abwechslungs- und erlebnisreiche Arbeiten für den Konsul erledigte, der selbst kein Dänisch sprach. Er wäre auch nicht in der Lage gewesen, mit den teilweise gestrandeten oder ratsuchenden Dänen auf der Suche nach Geschäftsanbahnungen selbst zu kommunizieren, geschweige denn gelegentlich Särge für den Rücktransport Verstorbener nach Dänemark zu versiegeln. Nicht nur wegen der vielfältigen Kontakte mit ihren dänischen Landsleuten anlässlich der jährlichen Industrie-Messe in Hannover hat Lena diese Berufstätigkeit sehr geliebt, die sie 1965 aufgab, als sich die Geburt unserer Tochter Solvej ankündigte, deren Namen wir gemeinsam aus einer im Konsulat verfügbaren Liste dänischer Vornamen auswählten.



Solvej mit ihrer Urgroßmutter Hertha Naumann

Drei Generationen unter einem Dach

Lenas Schwangerschaft war nicht geplant und endete mit frühzeitigen Wehen unter sehr belastenden Umständen. Solvej wurde in der 24. Schwangerschaftswoche am 8.10.1965 mit einem Geburtsgewicht von nur 1000g geboren und es zeugt von ihrer Kraft, dass sie nicht nur überlebt, sondern ihr Leben mit der resultierenden Behinderung so positiv angenommen und gestaltet hat. Um ihr einen sicheren Rahmen zu geben, entschlossen sich ihre Eltern, am 2.7. 1965 zu heiraten. Lena erhielt zur Hochzeit ein für unsere damaligen Verhältnisse sündhaft teures Kleid, das von Mutters vornehmem Schneideratelier hergestellt wurde. Es hatte einen lindgrünen Grundton und war mit einer breiten beige Spitze vor der Brust verziert worden; zusätzlich hatte es aus dem gleichen Stoff eine Jacke.

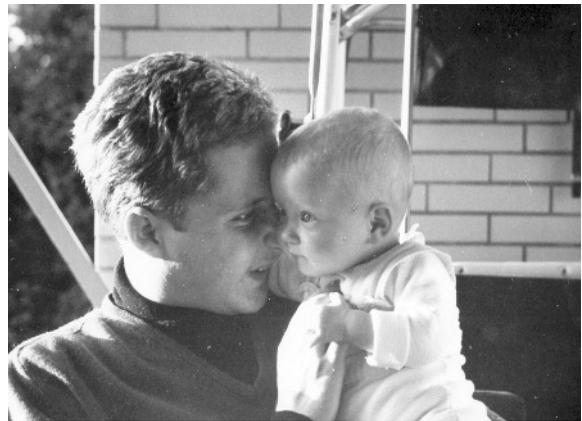
Die Hochzeitszeremonie wurde bewusst klein gehalten und fand im Elternhaus von Hans-Christoph statt. Noch kurz vor der Fahrt zum Standesamt schnitt Lena im Hochzeitskleid im Garten die Petersilie für das Hochzeitsessen, das aus Lamnbraten mit grünen Bohnen bestand. Trauzeugen waren Walter Herrmann, ein schon pensionierter älterer Freund der Eltern, und Hans-Werner Steinhausen. Der Aufforderung von Walter Herrmann, die etwas schlichte Hochzeitsfeier vielleicht später durch eine größere Zeremonie zu ergänzen, sind die Brautleute erst mit dem 40. Hochzeitstag 2005 nachgekommen. Die silberne Hochzeit fand 1990 zu zweit in Zürich und die goldene Hochzeit 2015 zu dritt mit Solvej am Bodensee statt. Übrigens musste Hans-Christoph gleich nach dem Hochzeitstag wieder zurück nach Erlangen, weil Abschluss-Testate für das Semester anstanden. Eine kleine Hochzeitsreise fand dann im August nach Worpswede statt, wo die beiden Frischvermählten in einer winzigen Kammer ohne fließend Wasser zum



Solvej im
1.Lebensjahr



Niedrigpreis in einem Dorfgasthaus wohnten und tagsüber bei großer Hitze an dem Fluss Wümme lagerten. Lena wagte sogar ein Bad in der moorhaltigen Wümme, während sich unter ihrem blauen Bikini bereits der Bauch wölbte und Hans-Christoph sich derweil mit dem Anatomielehrbuch beschäftigte. Aus Anlass des 40. Hochzeitstag



haben Lena und Hans-Christoph Worpswede wieder besucht – und dabei sehr viel komfortabler gewohnt und die abgeschiedene Moor-Landschaft mit dem Fahrrad erkundet.

Als Lena schwanger geworden war, hatte Hans-Christoph die Aufgabe der Planung der neuen Lebensumstände übernommen. Da er mit dem dritten Semester noch in einem relativ frühen Stadium seines Studiums war und dieses auch zu Ende führen wollte, überlegte er, wie die neue Situation auch von seinen Eltern mitgetragen werden könne. Der Studienort Erlangen lag relativ weit weg von Hannover und an einen Wechsel des Studienorts vor dem Physikum, der



Halbzeit des Medizinstudiums, war nicht zu denken. Um seine entstehende Familie materiell wie auch emotional abzusichern, schlug er seinen Eltern vor, dass Lena in das Elternhaus in Hannover einzöge und dort ein Kinderzimmer für das erwartete Kind eingerichtet werden solle.

Erstaunlicherweise ließen seine Eltern wenig von dem für sie schockartigen Erleben nach außen erkennen und willigten in diesen Lösungsvorschlag ein. Die an sich naheliegende Idee, die junge Familie mit der Finanzierung einer eigenen Wohnung

und des Lebensunterhalts zu unterstützen, kam jedenfalls nicht auf. Weder bei Hans-Christoph, der keine Erhöhung seines sogenannten Wechsels – der damals noch so bezeichneten monatlichen Studienfinanzierung – fordern mochte, noch bei den Eltern, denen eine derartige Unterstützung relativ mühelos möglich gewesen wäre. Stattdessen wurde das ehemalige Jungenzimmer nun zu ihrem gemeinsamen Zimmer. Es wurde nach den Plänen von Hans-Christoph zusätzlich zu den vorhandenen Möbeln – einem Klappbett für Lena, der schwarz-weiß karierten Schlaf-Couch für Hans-Christoph und dem Einbauschränk – mit einem neuen Bücher- und Schallplattenregal aus Fichtenholz versehen, das später die

Umzüge nach Hamburg und Berlin mit leichten Anpassungen überlebt hat. Aus Lenas Wohnung übersiedelten der schwarze Schaukelstuhl und der Fledermaussessel.

In dieses Zimmer zogen sich Lena und Hans-Christoph, sofern er nicht in Erlangen oder auch am Anfang seines klinischen Studiums in Hamburg war, gerne und mit Freuden zurück, solange Lena die – ihrer Meinung nach zu reichliche – Jazz-Musik auf der eigenen kleinen Anlage nicht zu viel wurde. Solvej erhielt ihr Baby- und Kleinkindzimmer im ehemaligen Hausmädchenzimmer, das in der Zwischenzeit den alten Schreibtisch aus der Großvätergeneration aufgenommen hatte. Auf diesem Traditionsobjekt wurde ihr abgesichertes Babybett installiert, und das eingebaute Waschbecken im Schrank erwies sich als sehr praktisch für die Babypflege. Hans-Christoph konnte sich für das notwendige Lernen einschließlich der Prüfungsvorbereitungen in ein kleines ausgebautes Dachzimmer auf dem Boden des Hauses zurückziehen, der nur über eine ausziehbare Dachbodenleiter betreten werden konnte. Lena konnte dahin ihrem Christoph das vorbereitete Obst bringen und dabei auch auf ihrer dort abgestellten kleinen Sofaliege aus ihrer aufgegebenen Wohnung am Engelbosteler Damm sitzen.

So sehr also die äußeren Bedingungen dieser Unterbringung bedürfnisgerecht waren, entwickelte sich das Wohnarrangement für Lena und Solvej, oft ohne Hans-Christoph im Haus seiner Eltern, sehr bald als recht problematisch. Der Verlust ihrer eigenen Wohnung, die von Hans-Christoph aufgelöst worden war, bedeutete für sie einen tiefen Einschnitt mit einem Verlust eines Teils ihrer Vergangenheit. Die Schwiegermutter wusste vieles besser, und Lena fühlte sich nicht nur ständig beobachtet, sondern eigentlich auch nicht richtig angenommen. Solvej fand aber stets eine liebevolle Zuwendung mit genügendem Verständnis für ihre langsamere Entwicklung. Sie konnte bei einem Besuch sogar Kontakt mit ihrer Ur-Großmutter aufnehmen. Als Hans-Christoph nach einem kurzen Intervall, währenddessen er mit Sabine in Vaters Firmenwohnung Am Feenteich in Hamburg wohnte, im Jahre 1968 in der Brückwiesenstraße im Stadtteil Groß-Borstel eine Wohnung mieten konnte, bedeutete dies für die Familie einen Neustart mit Unabhängigkeit in ihrem ersten eigenen Bereich.

Solvej bei den
Hausaufgaben
in der Veranda
ihres Zimmers
1976



Erster Familienwohnsitz in Hamburg

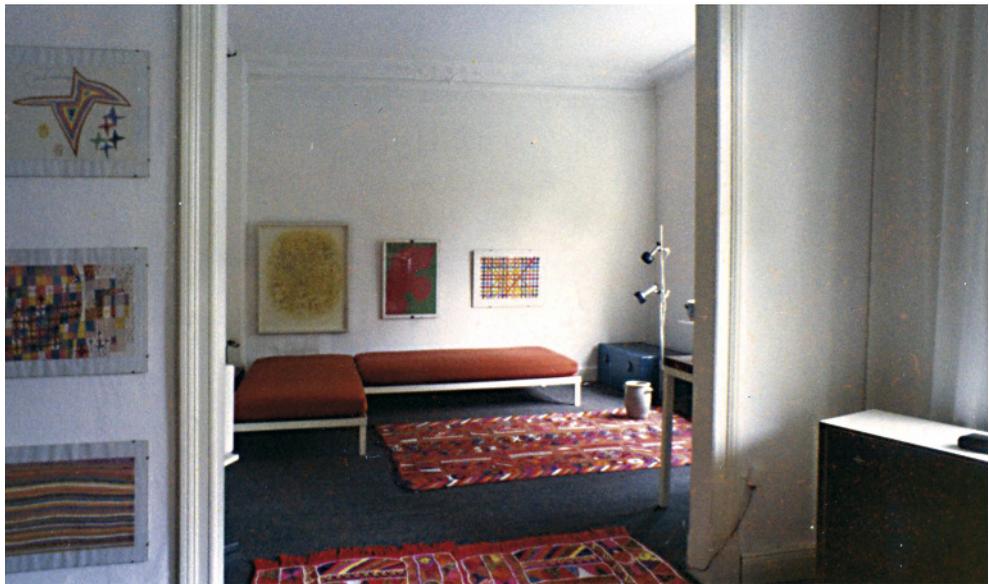
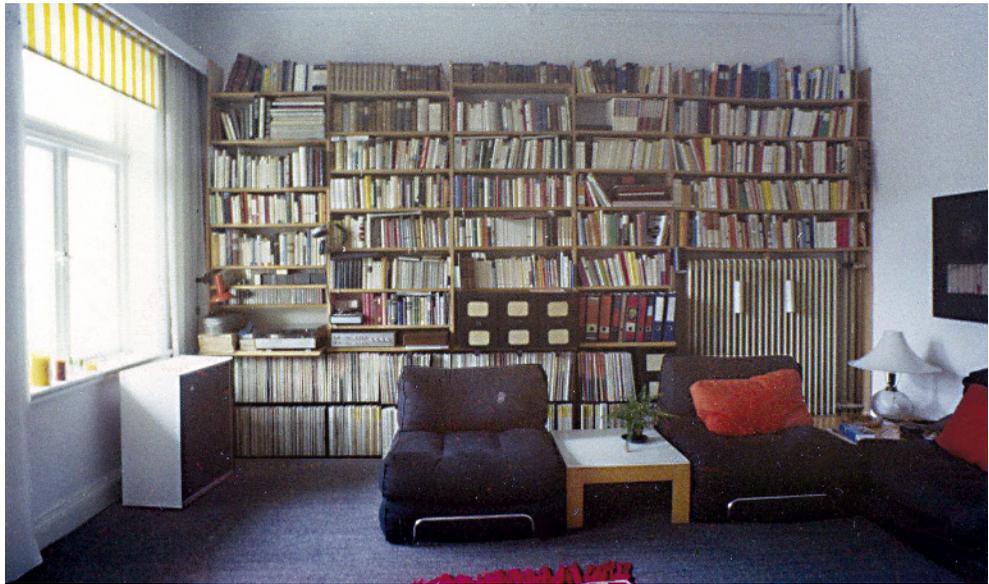
Die Wohnung in der Brückwiesenstraße lag im Parterre einer Villa aus der Gründerzeit, an deren hohem Giebel die Aufschrift «Gustav Falke Haus» prangte, die an einen ansonsten vergessenen Hamburger Schriftsteller erinnerte, dem der Senat der Hansestadt kurz nach der Jahrhundertwende eine Ehrenrente als Pensionär entrichtet hatte. Unsere Wohnung bestand aus drei schönen und hohen Zimmern sowie Küche und Bad und war nicht abgeschlossen, sondern ging auf den gemeinsamen Hausflur, durch den die beiden anderen Etagen erreicht wurden. Dieser Nachteil war für unsere junge Familie jedoch unbedeutend, zumal wir eine freundschaftliche Beziehung zur ebenfalls jungen Familie Bast mit den Eltern Rosi und Norbert und den kleinen Söhnen Brunke und Arne hatten, die im Dachgeschoss wohnten. Die Beziehung zu dem am Anfang in der mittleren Etage wohnenden Lehrerehepaar P. war weniger eng, jedoch freundlich zugewandt, wobei wir aber bei beiden nie aus der Distanz des «Sie» heraustraten. Später zogen dort das Paar Yvonne (genannt Huschel) und Udo ein, die auch für den langgestreckten Garten mit sehr schönen hohen Bäumen hinter dem Haus sorgten, in dem wir alle viele lebhafteste Feste miteinander und mit Freunden feierten. Das lange Grundstück endete auf die Tarpenbek, einen der vielen Hamburger Kanäle, der hier nur noch ein schmaler Graben war.

In der Wohnung hatte Solvej das größte Zimmer mit einer zum Garten gerichteten Glasveranda, deren kleine Glasfenster von ihrem Vater teilweise bunt bemalt worden waren. Im Winter musste mit einem Radiator kräftig zusätzlich geheizt werden, um eine erträgliche Temperatur sicher zu stellen. In unserer Küche mit schönen alten Kacheln an den Wänden saß Solvej in Ihrem



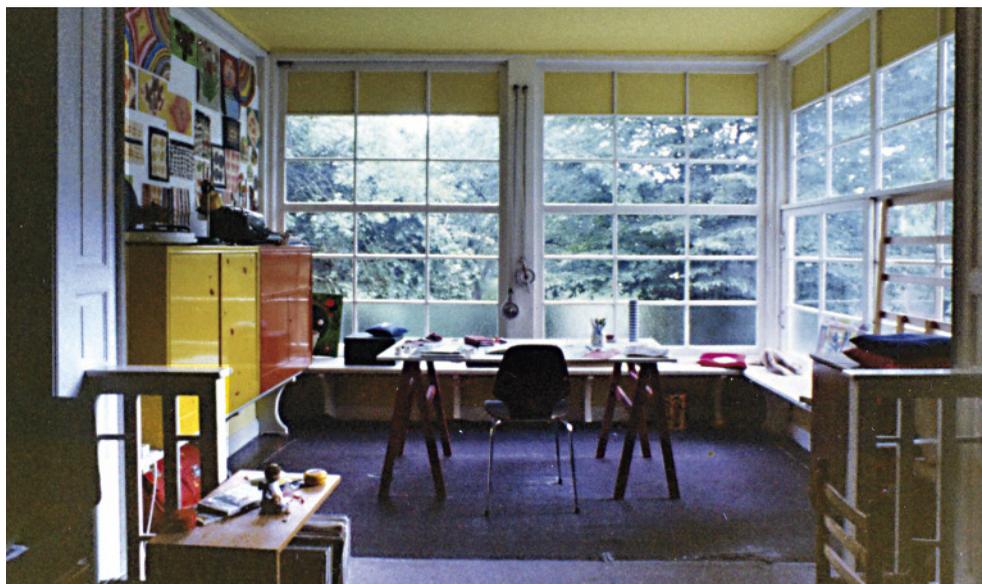
Lena 1974

Bilder aus
unserer
Wohnung in
Hamburg



Kinderstühlchen am Tisch, den wir noch in der Tischlerei von Vaters Firma hatten anfertigen lassen können und der noch heute in unserer Berliner Küche steht. Ein anderer Lieblingsplatz der kleinen Solvej war direkt neben dem Herd, wo sie mit Entzücken ihrer Mutter beim Kochen zusah.

Die Küche war auch ein beliebter und häufiger Treffpunkt inklusive Koch-Club mit den zahlreichen Freunden unserer Hamburger Zeit. Bei einem der ersten Treffen zum gemeinsamen Kochen war der Mosel-Riesling «Reiler zum



Blick von Solvejs
Zimmer in
Veranda und
Garten

heißen Stein» getrunken worden und gab unserem Koch-Club hinfort den Namen «Reiher zum heißen Stein». Zum 31. Geburtstag wurde Hans-Christoph mit verschiedenen Insignien eines Kochs beschenkt. Damit wurde deutlich, dass die Zeit der theoretischen Diskussionen der 1968er Generation mit studentischen Vollversammlungen, politischen Arbeitskreisen und Aktionen in Hans-Christophs letzten beiden Studienjahren nunmehr parallel zur Einbindung in die Arbeitswelt einer stärker hedonistischen Lebensbetrachtung gewichen war.

Zuvor hatten wir mit einigen Freunden und Gleichgesinnten noch im Jahre 1969 als Produkt der Studentenrebellion und Elterninitiative einen der ersten Kinderläden gegründet, der nicht nur von der obligaten ideologischen und leider nicht sehr praxistauglichen Überhöhung durch intensive Debatten unter den Eltern gekennzeichnet, sondern für Solvej auch zu wenig strukturiert war, sodass wir den Kinderladen nach etwa einem halben Jahr wieder verließen. Nach dem Kinderladen trat Solvej in einen städtischen Kindergarten ein, in dem sie ebenfalls überfordert war. Anschließend organisierte Lena daher eine private, für Solvej sehr zuträgliche kleine und überschaubare Kinderspielgruppe. Mit 7 Jahren besuchte Solvej als Vorbereitungsstufe den Schulkindergarten, um dann mit knapp 8 Jahren gemeinsam mit ihrer Freundin Sabine aus dem Schulkindergarten die Grundschule zu beginnen.

Diese Schule Am Brödermannsweg lag nur zehn Minuten von unserer Wohnung entfernt und wurde von dem klugen und warmherzigen Rektor Dr. K. geleitet, der uns als um Solvej besonders besorgte Eltern entgegnete, dass

die Volksschule eine Schule für das Volk, also für alle sei. Dort war Solvej in der Obhut ihrer Lehrerin Frau S., welche die große Klasse mit einer Mischung von klaren Verhaltensvorgaben und Freundlichkeit lenkte und Solvej den erforderlichen strukturellen Rahmen gab, sodass sie trotz anfänglicher Hänseleien durch einige Mitschülerinnen und Mitschüler wegen ihrer Behinderung ihre Schulzeit in Hamburg bis heute in guter Erinnerung behalten hat.

Für Lena war in dieser Zeit unserer jungen Familie in Hamburg die beginnende Frauenbewegung der 70er Jahre, zunächst mit einer engen Freundin und dann auf ein gemeinsames Inserat hin mit einer Gruppe, ein wichtiger Lebensinhalt. Außerdem war sie bei den Jungsozialisten und in der SPD aktiv. Hans-Christoph war erst durch die studentischen Aktivitäten neben dem Studium und später seine berufliche Laufbahn stark gebunden. Auf beide wird in einem späteren Kapitel eingegangen. Gleichzeitig genoss er seine Familie mitsamt den zahlreichen Kontakten und gemeinsamen Aktivitäten mit Freunden, welche die Jahre in Hamburg zu einem besonders erlebnisintensiven und erinnerungsträchtigen Lebensabschnitt unserer Familie machten. Seine nach dem Studium vollzogene passive Mitgliedschaft in der SPD kam mit dem berufsbedingten Wechsel in die Schweiz 1987 zum Ende, wenngleich diese einmal entwickelte politische Identität erhalten blieb.

Noch gegen Ende der Studentenzeit konnten wir für 100 DM unser erstes Auto, einen Citroen 2CV, die sogenannte Ente, erwerben, die mit der klassisch

Die Küche -
der Schauplatz
vieler vergnüg-
licher Feste





Musik zu zweit
und die von
Lena gefertigten
Puppen hören
zu. Solvej nannte
sie «Sabinchen»
und «Erich».

geriffelten Motorhaube heute ein begehrtes Objekt für Sammler wäre. Der Kauf dieses Autos war durch einen befreundeten Kommilitonen, der Mitglied der medizinischen Examensgruppe war, vermittelt worden. Heinrich von B., aus einer berühmten deutschen Familie stammend, hatte darauf bestanden, nach dem Kauf den Motor auseinander zu nehmen und zu reinigen. In einen zünftigen Blaumann gewandert und ohne besondere mechanische Vorerfahrungen bewältigte er unter Assistenz von Hans-Christoph diese Aufgabe, für die er eigentlich angesichts gewisser Züge einer lebenswürdigen Versponnenheit nicht unbedingt prädestiniert erschien.

Nach erfolgreichem erneuten Zusammenbau des Motors fuhr das Fahrzeug tatsächlich wieder und wurde mit seinem charakteristischen Schaukeln eine geliebte Familienkutsche. Sie erlitt leider ein tragisches Ende, als bei einem seitlichen Auffahrunfall der sehr einfache Rahmen des Chassis so verbogen wurde, dass die Übertragung vom Motor auf die Kardanwelle beschädigt wurde und der Motor bald danach seinen Geist aufgab. Wir hatten daraufhin noch eine weitere gebrauchte Ente, deren Untergang diesmal durch Vergesslichkeit besiegelt wurde. Hans-Christoph hatte nach dem Tanken den Verschluss an der Tankstelle vergessen und die Beimengungen des Straßenstaubs in das Benzin waren dem Motor so

wenig bekömmlich, dass schliesslich auch dieses Gefährt bald das Zeitliche segnete.

Das nächste Hamburger Auto war dann ein Renault R4, der sogar eine kleine selbst verschuldete Kollision an der Einmündung zu unserer Brückwiesenstraße überstand. Die Zeit unserer Kleinwagen wurde beendet, als wir später günstig einen vom Händler nach Auffahrunfall restaurierten grünen Renault R16 erstehen konnten. Mit diesem geräumigen Mittelklassewagen haben wir von Hamburg aus zahlreiche Ferienorte angesteuert. Er diente auch auf den ersten Fahrten ab 1976 von und nach Berlin am Anfang der neuen Arbeitsverbindung als Vehikel, wobei die Fahrt auf dem Korridor durch die DDR auf der Landstraße zwischen Hamburg und Berlin noch vor dem Bau der Autobahnverbindung den speziellen Charme des Sozialismus spiegelte. Die Fahrt führte durch Kleinstädte wie Kyritz an der Knatter mit Spruchbändern an den grauen Häusern («Von der Sowjetunion lernen, heisst siegen lernen») und von der «Firma Horch und Guck» (der Stasi) beauftragen Pensionären, die als vermeintliche Passanten bei heruntergelassener Eisenbahn-Schranke darauf achteten, dass kein Bürger der DDR es wagte, mit den Bewohnern der BRD auf der Transitstrecke Kontakt aufzunehmen.

Blick in den
hinteren Flur
der Berliner
Wohnung mit
der Steinhausen-
Privatgalerie
und der angren-
zenden Küche



Die Familie
im ersten Jahr
nach dem
Einzug in die
Berliner Wohn-
ung (1978)



Wieder in Berlin

Die Umsiedlung nach Berlin war durch ein für Hans-Christoph sehr verlockendes berufliches Angebot als Stellvertreter des Leiters der neu gegründeten Abteilung für Psychiatrie und Neurologie des Kindes- und Jugendalters an der Freien Universität Berlin zustande gekommen. Das Angebot war kurz vor seiner Habilitation an der Universität Hamburg angekommen und mit der Aussicht auf eine baldige Beförderung zum Professor verbunden. Angesichts weitgehend unklarer Perspektiven für seine berufliche Weiterentwicklung in Hamburg und der Chance, gestalterisch an dem Aufbau einer neuen Universitätsabteilung in Berlin mitzuwirken, war er sehr schnell entschlossen, dieses Angebot anzunehmen. Lena fühlte sich bei dieser Entscheidung nicht genügend beteiligt und hat ihm dieses Vorgehen noch lange kritisch vorgehalten, was er später als nachvollziehbar einräumen musste. Sie hatte schließlich bei dieser Veränderung zunächst sehr viel, nämlich ihr soziales Netz in Hamburg, zu verlieren.

Als Hans-Christoph zum Stellenantritt 1976 nach Berlin einflog und das Flugzeug zur Landung auf dem Flughafen Berlin-Tegel ansetzte, empfand er trotz seines nur zehnwöchigen Aufenthaltes an seinem Geburtsort gleich nach der Geburt seinen Anflug auf Berlin als eine Rückkehr an diesen Ort und äußerte spontan gegenüber seiner ihm unbekanntem Sitznachbarin, dass er gerade nach 33 Jahren an seinen Geburtsort zurückkehre, worauf ihn die ältere Dame kommentarlos, aber doch etwas verwundert wirkend anschaute. Er hatte mit Lena vereinbart, dass er erst einmal in Berlin provisorisch unterkommen und zu den Wochenenden nach Hamburg pendeln solle, um sich in Ruhe nach einer Wohnung und einer geeigneten Schule für Solvej umzusehen, die auch erst noch die Grundschule mit der 4. Klasse abschließen sollte.

Die Einstimmung auf Berlin wurde für die Familie durch den Umstand erleichtert, dass Solvej in die katholische St. Hildegard-Schule aufgenommen werden konnte, die sich als Schule für gesundheitsgeschädigte Kinder mit besonderem pädagogischen Bedarf verstand. Solvej hat dort ihren erweiterten Hauptschulabschluss erreichen können. Ihre Erfahrungen an dieser Schule, die



Blick in das
Wohnzimmer
auf die
Jenaer Straße



sich mehrheitlich auf lernbehinderte Schüler einstellen musste, waren sehr gemischt. Nachdem Solvejs Klasse jahrelang von der sehr warmherzigen Lehrerin Frau H. geleitet worden war, zog später mit dem Wechsel auf jüngere, im Umgang mit Behinderten eigentlich ungenügend ausgebildete Lehrkräfte und gedeckt vom Schulrektor eine Schwarze Pädagogik mit viel Strenge, Willkür und Strafen ein. Die Elternschaft der Klasse reagierte besorgt auf diesen Wechsel des pädagogischen Klimas. Die Intervention von zwei Elternsprechern dürfte nicht ganz unwirksam gewesen sein, so dass die Schulaufsicht der katholischen Kirche einen Personalwechsel in der Leitung und der Lehrerschaft der Schule vornahm. Die Stellungnahme der Eltern wurde von den Sprechern einem sichtlich um Fassung, aber auch um Schutz der Lehrkräfte ringenden katholischen Prälaten vorgetragen. Die Sprecher waren der evangelische Oberkirchenrat L. und der Vater von Solvej, der zu diesem Zeitpunkt bereits im Ehrenamt Landesarzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie war.

Schon 1977 bekam Hans-Christoph durch glückliche Umstände über seinen Freund und Kollegen Michael an dessen Wohnadresse eine geräumige Altbauwohnung mit fünfeinhalb Zimmern von sehr schönem Zuschnitt und für eine günstige Miete vermittelt. Die Wohnung in der Jenaer Straße kurz vor der Grenze des Stadtteils Wilmersdorf zu Schöneberg ist bis auf den heutigen Tag unser Berliner Domizil geblieben. Im attraktiven Bayerischen Viertel gelegen, hat sich die großzügige Anlage der Wohnung mit hohen Stuckdecken und Parkettböden in einem Haus von 1908 erhalten und ist nun seit Jahrzehnten unser Familienzentrum. Der Einzug der ganzen Familie im Sommer 1977 und die Verankerung an diesem Ort war durch die Hausgemeinschaft, zu der insbesondere die längsten bis auf den heutigen Tag anhaltenden Freundschaften zu Brigitte und Dagmar zählen, und die sich sehr schnell ausweitenden weiteren freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Familien innerhalb und außerhalb des Hauses sehr erleichtert und minderte die Verlustgefühle, die aus dem Wegzug aus dem von uns allen geliebten Hamburg resultierten.

Die im Kern seit dieser Zeit stabile Hausgemeinschaft hat viele gemeinsame Aktivitäten mit wechselseitigen Einladungen, gemeinsamen Picknicks, dem alljährlichen gemeinsamen Weihnachtessen und Ausflügen unternommen, die vor der Wiedervereinigung die reichlichen Angebote West-Berlins einschließlich Parks und Waldgebieten nutzten. Die Stadt war trotz geografischer Isolation durch Migration aus anderen Teilen Deutschlands und dem Ausland ein sehr lebendiger Schmelztiegel von Menschen und Kulturen, der das Leben in den sehr unterschiedlich zusammengesetzten Stadtteilen bereicherte. Reisen in weitere

Wohnzimmer
mit dem mehr
als hundertjähri-
gen Familien-
sessel und
Bildern von
Solvej aus ihrer
Schulzeit



Die Familie am
Tag von Solvejs
40. Geburtstag



Zielorte mussten entweder mit einer der alliierten Fluggesellschaften oder mit dem Auto auf einer der drei Transitautobahnen durchgeführt werden.

Anders als bei Einreisen in die DDR gab es keine unter Umständen schikanösen Kontrollen mit detaillierter Inspektion des Autos, sondern eher eine zeitraubende und bürokratische Abfertigung. Geschwindigkeitsbegrenzungen mussten strikt eingehalten werden, wofür die mit militärischen Tarnnetzen verdeckten, aber zumindest im Rückspiegel oder am Rande der Gegenfahrbahn erkennbaren russischen Lada-Personenwagen der Volkspolizei durch ihre Radarmessungen und ihr Interesse an der Abschöpfung von West-DM sorgten. Übertretungen wie etwa das Warnen der Fahrzeuge auf der Gegenfahrbahn mit der Lichthupe wurden durch Herauswinken und Belehrung – wie selbst erlebt – etwa folgendermaßen – geahndet: «Guten Tag. Volkspolizei Bitterfeld. Sie haben gegen Paragraph XX der Straßenverkehrsordnung der Deutschen Demokratischen Republik verstoßen. Das macht 20 Mark!». Mit einem leicht pikierten Gesichtsausdruck, aber kommentarlos wurde dieser Beitrag zum Ausgleich der permanenten Devisennot der DDR sodann entrichtet und von dem VoPo quittiert, nicht ohne vor der Weiterfahrt noch eine Belehrung zu erteilen: «Und in Zukunft unterlassen Sie diese Scherze!». Dies alles wurde auf Sächsisch vorgetragen, was der Szene eine gewisse Skurrilität verlieh.



der Weiter-
gesehen -
das Auto der
VoPo

Solvej schloss ihre Schulzeit im Jahre 1983 ab und war anschließend ein Jahr in einem Lehrgang des Jugendsozialwerks, den sie als eine gute Zeit erinnert. Es folgte ein weiteres Jahr im Elternhaus, da es kein Angebot für einen Arbeitsplatz gab. Zuhause half sie ihrer Mutter intensiv bei der Hausarbeit, als diese parallel über die Volkshochschule eine Weiterbildung zur Hauswirtschaftsmeisterin mit der Absicht absolvierte, Solvej weiter unterstützen zu können. In diesem Zusammenhang lernte Lena als Kursus-Lehrerin eine Freundin von Frau Sch. kennen, die nicht nur Jahre zuvor einen Elternverein, die Zukunftssicherung für Geistig Behinderte (ZUKSI), in Berlin gegründet hatte, sondern auch einen Arbeitsplatz in einem Wohnheim dieser Einrichtung für Solvej vermittelte. Hier war Solvej über zwanzig Jahre als Hauswirtschaftsgehilfin tätig, und ihre Eltern sind seit dieser Zeit Mitglieder dieses Elternvereins mit verschiedenen Wohnformen. Nach einem 15-monatigen Aufenthalt in einer Wohngemeinschaft eines anderen Trägers mit ungenügender professioneller Betreuung wechselte Solvej erneut für drei

Das Durchgangszimmer mit dem Danziger Barockschrank und Türen zum Wohnzimmer rechts und Lenas Zimmer links



Die Familie 2014 in Lenas Zimmer





Lenas Zimmer

Jahre in ihr Elternhaus, bevor sie seit 1992 bei der ZUKSI zunächst in einem Wohnheim, dann in einer Wohngemeinschaft und seit 2007 im betreuten Einzelwohnen mit eigener Wohnung lebt.

Mitte der 80er Jahre legte Lena in Berlin vorübergehend für ein Jahr einen Schwerpunkt ihres Engagements in der Frauenarbeit auf die ehrenamtliche Mitarbeit im ersten Berliner Frauenhaus in Spandau. Aus einem weiteren Volkshochschulkurs über Handarbeit gingen für sie wichtige und lebenslang anhaltende Freundschaften hervor. Hans-Christoph war in diesem Zeitraum beruflich stark gefordert und erlebte eine wichtige Zwischenphase seiner universitären Laufbahn, über die im einem separaten Kapitel zu berichten sein wird.

Unser Haus
ab 1996 in Grüt
im Kanton
Zürich (CH)



Leben in Zürich/Grüt und Berlin

Als Hans-Christoph 1987 seinen Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Universität Zürich in Verbindung mit der Ärztlichen Direktion des kantonalen Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes antrat, war Lena und ihm klar, dass Solvejs Zukunft im Alter von 22 Jahren nicht in einem für sie fremden Land liegen könnte. Sie entschlossen sich daher einvernehmlich, neben Zürich weiterhin Berlin als Wohnsitz zu behalten. Das bedeutete für beide ein Pendeln zwischen zwei Wohnsitzen mit relativ häufigeren und längeren Aufenthalten für Lena in Zürich als für Hans-Christoph in Berlin. Es kam hinzu, dass Lena wegen ihrer Abneigung gegen das Fliegen oft die lange Reise von acht bis neun Stunden mit dem Zug machte, während Hans-Christoph immer mit dem Flugzeug reiste. Außerdem bedeuteten Abfahrt und Ankunft mit den erforderlichen Anpassungen für Lena immer besondere Herausforderungen. Lena hatte also den weitaus anstrengenderen Anteil bei der Erfüllung der Aufgabe, die Familie zusammen zu halten.

Erneut war die erste Unterkunft in Zürich wieder provisorisch, um in Ruhe nach einer Wohnung zu suchen. Das Zimmer in einem alten, dem Universitätsspital gehörenden Gebäude für Pflege- und anderes Personal diente praktisch nur als Schlafplatz für Hans-Christoph. Lena wurde bei ihrem ersten Besuch in einem anderen Wohnturm für Krankenschwestern einquartiert. Auf die Idee, dann auch vorübergehend in ein Hotel zu ziehen, kamen wir gar nicht. Trotz eines beeindruckenden Schweizer Gehalts, von dem allerdings in den ersten Jahren die zusätzliche nachträgliche Einzahlung in die Pensionskasse für die nicht zuvor in Zürich verbrachten Jahre abgezogen wurde, obsiegte bei beiden die über lange Jahre erlernte Sparsamkeit. Als die Putzfrau (auch eine Migrantin) in der Unterbringung von der Trennung der Eheleute erfuhr, bot sie die Bereitstellung einer zusätzlichen Matratze für das Zimmer an, was Hans-Christoph dann auch wenige Male nutzte, während Lena in seinem Bett schlief. Für beide bedeuteten die zwangsläufig entstehenden Kontakte mit den anderen Bewohnern, darunter ein schon etwas älterer Angehöriger der Spitalwache aus dem Appenzeller Land,

der sich sehr einfache Suppen aus Brühwürfeln und Nudeln kochte, ein Eintauchen in die Kultur der Schweizer Herbergen und ihrer Bewohner mit Kontakten, wie es sie sonst für uns noch nicht gegeben hatte. Insbesondere die Gradlinigkeit, Herzlichkeit und Anspruchslosigkeit und die Vielfalt der Mundarten dieser Menschen war beeindruckend.

Dieses Provisorium währte einige Monate. Bald gelang es, eine kleine Zweieinhalbzimmerwohnung in einer alten Villa in der Voltastrasse zu mieten, die Dr. Maria B., einer pensionierten Heilpädagogin, und ihrer mit ihr lebenden Schwester gehörte. Frau Dr. B. hatte in zurückliegender Zeit pionierhaft an der

Die Gartenterrasse mit Pavillon 1996



Etablierung von pädagogischen Einrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung gewirkt. Die Kontakte mit ihr während der Wohnzeit in ihrem Haus gaben wertvolle Einblicke in das Menschenbild, das diese Frau bei ihrer verdienstvollen Arbeit geleitet hatte. In der kleinen Wohnung gab es nun ein gemeinsames Schlafzimmer mit einem noch in Berlin erstandenen Futon, der aber angesichts seiner Unbequemlichkeit kein allzu langes Leben hatte. Für Solvej musste bei ihren Besuchen eine Matratze im Vorbau des Wohnzimmers herhalten, was ihr keinerlei Probleme bereitete.

Dieses Arrangement wurde auch beibehalten, als wir nach einigen Jahren wegen Eigenbedarf die Kündigung erhielten und ganz in der Nähe in eine Zweieinhalbzimmerwohnung in der Hochstrasse zogen. Dort begann eine herzliche Freundschaft mit Ludwig Schmutge und seiner Frau Hilde. Ludwig verbrachte

bereits seit Jahren einen Großteil seiner Zeit in den Vatikanischen Archiven, wo er als Historiker mit Lehrstuhl an der Universität Zürich an den sogenannten «Poenitentiae» der verschiedenen Päpste arbeitete. Hierbei handelte es sich um Erlasse zur Versorgung der illegalen Kinder katholischer Priester, die über die Jahrhunderte in großer Zahl in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen wurden. Ludwig verwirklichte sein Lebenswerk auch nach seiner Emeritierung weiter mit Wohnsitz in Rom, unterstützt von Hilde, die schon zuvor Jahrzehnte in Rom lebte und in der Zürcher Zeit ähnlich wie Lena zwischen den Wohnsitzen pendelte. Ludwigs Lebenswerk mit Quellendokumentationen und Bearbeitungen



Vorderfront
mit Eingang
(1996)

der lateinischen Texte ist mittlerweile zu einer eigenen Bibliothek angewachsen und stellt ein beeindruckendes Zeugnis der Vielfalt wissenschaftlicher Aktivitäten dar.

Insbesondere in den ersten Jahren nutzten wir die Möglichkeit, die Schweiz in ihrem landschaftlichen Reichtum, aber auch ihrer Transformation durch Überbesiedelung und Tourismus auf Ausflügen und Kurzreisen in verschiedene Landesteile und über die Pässe hinweg kennen zu lernen. In dieser Zeit besuchten wir auch den Patenonkel von Hans-Christoph, Helmut Herrmann, und seine Schweizer Ehefrau Ursel, die in den Berner Alpen in Aeschiried ein einfaches Ferienhaus besaßen und dort besonders als Pensionäre regelmäßig einen langen Sommer verbrachten. Schon während der Kindheit von Hans-Christoph hatte Ursel mit ihrer großen Warmherzigkeit und dem lebenslang beibehaltenen Akzent

ihrer Herkunft aus dem Kanton Bern einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Der Patenonkel Helmut war der Sohn von Walter Herrmann, dem Trauzeugen von Lena und Hans-Christoph bei ihrer Hochzeit im Jahre 1965.

Die Beziehung der Familien Herrmann und Steinhausen war möglicherweise schon eine Generation früher durch Ingeborg Herrmann, geb. Tiehsen, die erste und verstorbene Frau von Walter, begründet worden. Zu den besonderen persönlichen Leistungen von Walter hatte es gehört, dass er mit seinen Einflussmöglichkeiten als einer der Direktoren der Luftfahrt-Akademie in Berlin-Kladow während des Russland-Feldzuges im Zweiten Weltkrieg mit einem Lazarett-Flugzeug seinen verletzten Sohn Helmut und sieben weitere Verwundete herausfliegen und nach Deutschland bringen konnte. Von ihm stammte auch der Auftrag, die Generationenfreundschaft zwischen den Familien aufrecht zu erhalten. Wir sind froh darüber, dass wir diesem Wunsch nachkommen können, indem nach langer Unterbrechung der Kontakt zu Meili (Regina), der Tochter von Helmut und Ursel, in Berlin im Sommer der Erstellung dieses Berichtes wieder zustande gekommen ist.

Während der Kontakt zwischen dem Patenonkel Helmut und seinem Patensohn Hans-Christoph in der Kindheit relativ sporadisch gewesen war, hinterließ die spätere mehrfache Begegnung in der Schweiz deutlichere Spuren in der Erinnerung. Das Ferienhaus der Herrmanns war äußerst spartanisch und eher im Stil einer Schweizer Almhütte mit Matratzenlager für die Gäste unter dem Dach eingerichtet. Helmut war als Pensionär in der bergigen Landschaft gerne auf seinem Mountainbike unterwegs, was für ihn sehr selbstverständlich war, denn er war es gewöhnt, mit Ursel nicht nur an deren Wohnort Krefeld täglich lange Fahrradtouren zu machen, sondern auch wiederholt gemeinsam von Krefeld in die Berner Alpen mit dem Fahrrad anzureisen. In Aeschiried ließen die beiden uns an ihrem einfachen Leben in der Bergwelt teilhaben und wir genossen Ursels wunderbare Zubereitung der Rösti. Dabei beeindruckte sie uns auch mit den von ihr in liebevoller Kleinarbeit hergestellten Bilderbüchern aus verschiedenen bedruckten Stoffresten, die sie für ihre zahlreichen Enkelkinder an der Nähmaschine herstellte. Bald wurde es auch selbstverständlich, dass Ursel und Hans-Christoph sich auf Schweizer-Deutsch (bzw. Bern-Deutsch und Zürich-Deutsch) verständigten.

Auf diesen und anderen Fahrten in der Schweiz diente uns das Mercedes-Coupé, das Hans-Werner Steinhausen sich in kecker Überschreitung der Vorschriften als letztes Dienstfahrzeug gegönnt und mit der Pension günstig erworben hatte. Es hatte nach seinem Tod 1986 längere Zeit in der Garage des Hauses in

Hannover gestanden und wurde Hans-Christoph zum Antritt seiner Stelle in Zürich von seiner Mutter geschenkt. Diese Fügung war insofern günstig, als das Berliner Familienauto, ein französischer Renault 21, wegen Nichterfüllung der Schweizer Bestimmungen nicht eingeführt werden durfte und deshalb von Lena in Berlin gefahren wurde, beispielsweise beim Abholen und Bringen von Christoph von und zum Flughafen. Diese Benutzung war aber so wenig kontinuierlich, dass der Renault häufig vor unserer Wohnung in der Jenaer Straße geparkt war und dort eines Tages vor der Windschutzscheibe im Scheibenwischerspalt sogar ein Wildkrautpflänzchen spross.

Mit dem Mercedes erlebten wir in einem der ersten Jahre in der Schweiz eine sehr spezifische Episode Schweizer Identität. Wir kamen von einem Ausflug in den Schwarzwald von dem Wochenenddomizil von Hilde und Ludwig an die Grenze im Aargau zurück und reihten uns am Zoll in die Warteschlange der Autos ein. Unser Mercedes hatte damals noch ein Zollkennzeichen und war damit besonders identifizierbar. Um den Kontrollprozess zu beschleunigen, hielt Hans-Christoph seinen deutschen Personalausweis bereits zwischen den Fingern am Lenkrad. Als der junge Zollbeamte diese Konstellation von Zollkennzeichen und ausländischer Identitätskarte wahrnahm, fragte er natürlich auf Schweizerdeutsch nach dem «Schwiizer Führeruuswiis». Als Hans-Christoph verneinte, einen derartigen Führerschein und stattdessen einen internationalen Führerschein zu besitzen, holte der Zollbeamte seinen älteren Vorgesetzten herbei.

Dieser erfüllte mit seiner gedrungenen Statur und in sehr typischer Uniform alle Anforderungen, die für einen Schweizer Heimatfilm qualifizierend gewesen wären. Es entspann sich ein zunehmend gereizter werdender Dialog mit verteilten Rollen auf Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, in dem der Beamte noch einmal wiederholte, einen Schweizer Führerausweis sehen zu wollen und Hans-Christoph entgegnete, mit seinem internationalen Führerschein schon in den USA gefahren zu sein. Der Beamte erwiderte, dass dieser keine Gültigkeit für die Schweiz habe und Hans-Christoph entgegnete entrüstet: «Ich dachte, ich wäre hier in Europa», worauf der Schweizer Zöllner empört antwortete: «Das sind Sie nüüt!». Soviel zum Verhältnis der Schweiz zu Europa!

Es wurde nun erwartet, dass wir das Fahrzeug beim Zoll abstellen und von einer autorisierten Person später abholen lassen sollten. Auf die Frage, ob Lena nicht das Auto nach Zürich zurückfahren könne, ergab sich dann die glückliche Fügung, dass sie als zu diesem Zeitpunkt in der Schweiz weilende Touristin angesehen werden konnte und trotz ihres deutschen Führerscheins die Fahrt zu Ende führen durfte. Die gesamte Episode hatte insofern ein glückliches Ende,

als Hans-Christoph kurz darauf bei der Beantragung des Schweizer Führerscheins auf dem Strassenverkehrsamt in Zürich erfuhr, dass sein Antrag nur um wenige Wochen vor Ablauf einer Frist eingegangen war, in der er den Führerausweis noch ohne spezielle Prüfung erhalten konnte.

Das Mercedes-Coupé wanderte nicht sehr viel später zurück nach Deutschland, als es wegen Rostschäden am Chassis nicht mehr durch die Fahrzeugprüfung in Zürich gekommen wäre. Es wechselte zu einem Freundschaftspreis an einen deutschen, am Flughafen Zürich arbeitenden Flugzeugmechaniker, der vom badischen Grenzland aus zur Arbeit pendelte und sich mit seinen Fertigkeiten das

Gartenseite
mit Terrasse



Fahrzeug wiederherstellen wollte. Natürlich war er über seinen Fang eines zwar nicht sehr jugendlich wirkenden, aber doch relativ seltenen Autos sehr glücklich.

Die letzte Zweieinhalbzimmerwohnung lag in der Hochstrasse sehr schön zwischen Zürichberg mit schönem Ausblick und Wald auf der Anhöhe, dem Arbeitsplatz in der Freiestrasse und der Stadtmitte sowie der gut erhaltenen Altstadt vor der Limmat, dem Niederdorf. Obwohl sie allen Bedürfnissen für den über Wochen dort alleinlebenden Hans-Christoph gerecht wurde, kam nach etwa acht Jahren der Wunsch nach mehr Platz auf. Insbesondere als sich herausstellte, dass die Wohnung zu klein für drei Personen war und Solvej große Probleme bei der Urlaubsgestaltung hatte, waren wir alle drei der Meinung, dass Solvej mehr von der Schweiz genießen könne, wenn sie dort eine bessere Verankerung hätte. Zum Zeitpunkt der ursprünglichen Ansiedelung war ihr allerdings, weil sie

bereits älter als 18 Jahre war, im Gegensatz zu ihren Eltern die Niederlassungsbewilligung vorenthalten worden. Lena und Hans-Christoph hatten von Anbeginn die sog. Niederlassungsbewilligung C, die alle vier Jahre verlängert werden muss und die nur von der Schweiz besonders erwünschte Migranten, wie z.B. die Universitätsprofessoren, erhalten, während alle anderen Arbeitsmigranten mit kurzfristigeren Niederlassungsbewilligungen vorliebnehmen müssen.

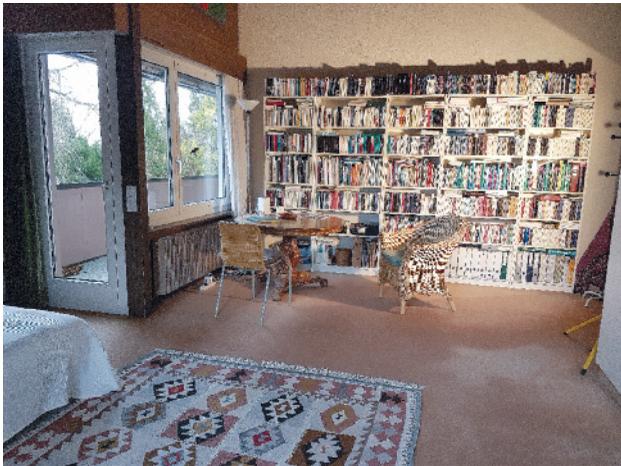
Auf der Suche nach einer größeren Eigentumswohnung kam es zufällig zur Vermittlung eines Hauses, das im Dorf Grüt im Zürcher Oberland gelegen bei der Besichtigung Lena und Hans-Christoph sofort so positiv ansprach, dass

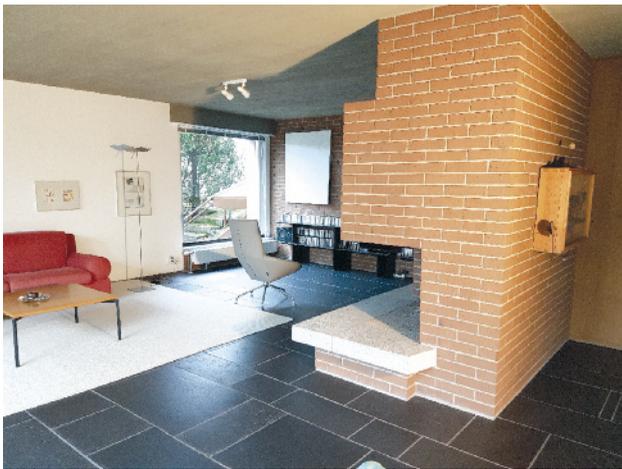


Fensterfront
zum Garten und
Glasverranda

sie es kauften und 1996 dort einzogen. Dieses Haus in der Wabergstraße liegt auf 600 m ü.M. auf dem höchsten Hügel der Gemeinde, dem Waberg. Es wurde im Geburtsjahr von Solvej, nämlich 1965, gebaut und soll wegen der ungleichen Neigungen seiner Dachschenkel ursprünglich die Bezeichnung «das Seilbähnli» erhalten haben. Die Erbauer hatten es innen mit einer großzügigen Wohnzone mit integrierter Küche im Erdgeschoss, einem ebenfalls weiten Schafzimmer, zwei kleinen Kinderzimmern sowie zwei Bädern im Dachgeschoss, einer kleinen Einliegerwohnung für Gäste und einer Garage sowie Kellerräumen bauen lassen. Dabei wurden ansprechende Natursteinmaterialien wie ein großer Schieferboden im Erdgeschoss eingesetzt. Der Nachbesitzer, unserer Verkäufer, hatte in eine attraktive Gartenanlage mit großer Terrasse aus Porphy-Stein und einem gedeckten Pavillon investiert. Die Außenwände aus Beton hatte er dämmen lassen, wobei

Innenaufnahmen von unserem Haus in Grüt





allenfalls die durch einen rosa-grauen Farbton freundlicher gehaltenen, ansonsten aber weniger schön gestalteten Giebelfassaden mit Eternit-Platten auch hätten etwas ansprechender ausfallen können. Der überschaubare Garten mit zum Teil sehr schönem alten Baumbestand bedeutete einen Arbeitsaufwand, den Hans-Christoph in der Phase seiner Berufstätigkeit mit gelegentlicher Unterstützung von Solvej und Lena gut und gerne bewältigen konnte.

Unser Haus ist vornehmlich mit Bildern gestaltet, die Solvej und Hans-Christoph in der Zeit nach dem Einzug 1996 gemalt haben. Für beide war es gewissermaßen die Phase eines Spätwerkes, weil sich später (leider) keine ähnlich

Oberhalb
des Zürich-See
1996



creative Periode mehr einstellte, zumal damit auch sämtliche vormals freien Flächen im Haus und in der Berliner Wohnung durchgestaltet waren.

Die Bilder sind teilweise in der Foto-Serie der Innenaufnahmen zu sehen, die unser lebenswürdiger Nachbar Peter Eckhardt im Februar 2022 für uns erstellt hat. Er ist mit über 90 Jahren ein ungewöhnlich vitaler und in vielen Bereichen hoch kompetenter Mensch, der ein aufmerksamer Wächter unseres Hauses mitsamt des in der Garage schlummernden Volvo Coupe aus dem Jahre 2006 ist.

Peter hat uns mit der Organisation und/oder gemeinsamen Durchführung von Reparaturen am Haus immer wieder sehr engagiert geholfen. Kontinuierlich

sortiert er zudem nun auch schon seit einiger Zeit unsere Post, die von den anderen, mit über 80 Jahren ebenfalls für uns aktiven Nachbarn Rosemarie und Adolf Frei aus dem Briefkasten genommen und im Haus abgelegt wird. Ohne diese selbstlose Betreuung unseres Hauses durch die Nachbarn wäre die mühelose Aufrechterhaltung unseres Wohnsitzes in der Schweiz nicht möglich.

Unser Dorf ist im Wesentlichen ein Wohn- und Schlafdorf mit wenigen Tausend Einwohnern. Es liegt vor einer von Zürich in kurzer Fahrt zu erreichenden voralpinen Hügellandschaft, die im Unterschied zu den Ufern des ebenfalls in einer knappen halben Stunde zu erreichenden Zürichsees nicht überbesiedelt ist, und hat zwei weitere kleinere Seen in noch kürzerer Distanz in der nahen Umgebung. In unmittelbarer Nachbarschaft liegt die Kleinstadt Wetzikon mit allen notwendigen Einrichtungen inklusive S-Bahnstation für die 20minütige Fahrt zum Zürcher Hauptbahnhof und einem Spital. In letzterem wurde Lena nach einem Sturz vom Fahrrad mit Bruch des Handgelenks hochprofessionell und ohne negative Folgen versorgt. Der Fahrradausflug war eine von vielen Touren in das unweit von unserem Dorf beginnende Naturschutzgebiet, das «Ried». Auch wenn wir zu einem Spaziergang von unserem Haus aus aufbrechen, haben wir nicht nur direkt auf der gegenüberliegenden Straßenseite einen schmalen Waldstreifen, sondern sind schon nach fünf Minuten in einer abwechslungsreichen Landschaft mit bestellten Feldern, Wiesen mit grasenden Kühen und Schafen im Sommer sowie kleinen Waldstücken.

Solvej hat das Leben hier meistens sehr genossen, weil «die Luft so gut ist» und Tagesausflüge mit unserem Auto z.B. auf den Säntis im Nachbarkanton St. Gallen mit einem eindrucksvollen Rundblick auf die benachbarten Churfürsten und die weiteren Alpen einen besonderen Erlebniswert haben. In unserer Straße besteht ein herzlicher Kontakt zur Nachbarschaft, die wie an vielen Orten der Schweiz durch die vielen Migranten, zu denen wir ja auch gehören, erstaunlich international und weltoffen ist. Seit der Emeritierung im Jahre 2008 nutzen wir dieses schöne und gegenüber der Stadtwohnung in Berlin so kontrastreiche Domizil nur noch in zum Teil größeren Abständen, weil zunächst die neue Tätigkeit von Hans-Christoph mit Professuren in Dänemark und schließlich unlängst auch die Corona-Pandemie längere Abwesenheiten bedingten. Seit dieser Zeit darf die Natur sich in unserem Garten ungehemmt ausdehnen und es wird im Wesentlichen nur im Frühjahr und Herbst für die Grundpflege gesorgt.

Jens Bangs
Stenhus - das
einzige erhaltene
Steinhaus aus
der Renaissance
in Aalborg



Nach Dänemark der Arbeit wegen

Der Tag der Verabschiedung von Hans-Christoph in Zürich mit einem Symposium, Ansprachen des Gesundheitsdirektors des Kantons und beider Dekane der Medizinischen und Philosophischen Fakultät sowie seiner Abschiedsvorlesung fiel auf Freitag, den 29. August 2008. Unter den Gästen befanden sich auch Lena und Solvej sowie Freunde aus Berlin, die Hans-Christoph zur Ehre angereist waren und mit denen am folgenden Samstag noch ein Spaziergang im schönen Zürcher Oberland stattfand. Sie reisten am nächsten Tag gemeinsam mit Solvej nach Berlin ab, während Lena und Hans-Christoph am Montag, den 1. September 2008 mit Zwischenstopp in Kopenhagen nach Aalborg flogen, um einen Verlagsrepräsentanten zu treffen.

Statt der ursprünglichen Erwartung, nach der Emeritierung die Zeit als Pensionär vermehrt in Berlin verbringen zu können, trat nun ein neuer dritter Wohnort auf den Plan. Zu dem neuen Arrangement gehörte auch eine vom neuen Arbeitgeber vollständig eingerichtete Wohnung in der Brohusgade in Aalborg, die auf den Limfjord ging, der seitlich aus dem Wohnzimmerfenster zu sehen war. Aalborg hatte einen kleinen Flughafen, der von Berlin kommend immer über den Flughafen Kopenhagen mit seinen endlosen Wegen zwischen dem internationalen und nationalen Teil angefliegen werden musste. Hier wurden aber auf dem Rückweg immer mehrere Pakete der unvergleichlich guten dänischen Leberpastete eingekauft und nach Berlin gebracht, denn dort war diese Köstlichkeit nicht zu bekommen.

Entlang des Limfjords führte eine langgestreckte Promenade, über die man von der Brohusgade nach rechts in das Zentrum der Stadt kam. Der Weg führte am Utzon Center vorbei, einem Museum zu Ehren des dänischen Architekten Joern Utzon, dem Erbauer u.a. des Sydney Opera House. Im weiteren Verlauf der Promenade ließ sich in der Zeit von Hans-Christoph in Aalborg die Entstehung des neuen Konzerthauses am Wasser mit seiner avantgardistischen Gestalt verfolgen und am Ufer ankerten vor allem in den Sommermonaten historische Segelschiffe an Plätzen, die in der Vergangenheit einmal dem verschwundenen Hafen von Aalborg gedient hatten. In der Ferne außerhalb der Stadt in Richtung

Der beste Export aus Dänemark in einer Zeitreihe



1978 in Hamburg



1981 in Berlin



1988 im Hotel Raffles, Singapur



1991 in Würzburg



2005 in Tisvildeleje (DK)



2004 an der Ostsee



2005 in Worspwede



2009 in Odense



2009 in der Nähe von Grüt



2011 am Skagerrak



2012 in Florenz



2011 am 70.Geburtstag auf Aaroe (DK)



2015 an der Ostsee



2017 in Grüt im Garten

Ostsee waren Industrieanlagen zu sehen. Auch die im Zentrum gelegene Altstadt mit einem kleinen Schloss und einem wunderschönen, sehr nordischen und schlicht gehaltenen Dom und prächtigen alten und sehr gut erhaltenen Fachwerkhäusern sowie einer obligatorischen Einkaufsmeile für Fußgänger lag innerhalb einer zu Fuß gut zu erreichenden Distanz. Dazu gehört auch das einzige erhalten gebliebene Haus aus der Renaissance, das vom vermögenden Kaufmann Jens Bang gebaute Stenhus.

In der von der Brohusgade nach links ausgehenden Richtung ging der Promenadenweg zunächst an der historischen Brauerei des klassischen Aalborg Aquavit vorbei und ließ große Tanks mit aufgemalten und damals schon sehr verwitterten Label der verschiedenen Aquavitmarken erkennen, darunter auch der populäre Jubiläums-Aquavit der Firma. Weiter hinaus lief man durch eine Marina für Sportschiffe und Ausflugsboote und konnte dem Limfjord im Prinzip kilometerweise bis zur Mündung in die Nordsee folgen. Während der Zeit des Wohnsitzes in der Brohusgade, der für die viermonatige Teilzeitanstellung mit anfänglich jeweils einen Monat dauernden Präsenzen von Hans-Christoph eigentlich zu aufwändig war, pendelte Lena nun wiederholt mit einer neunstündigen Zugreise mit Umsteigen in Hamburg und Aarhus

2005
bei Worpswede



in Richtung Norden, wobei sie die Heimat ihrer Kindheit und Jugend in Süd-Jütland durchquerte. Die Stadt Aalborg zeigte nach Ladenschluss um 18 Uhr praktisch nur noch in den Restaurants eine kleine Restaktivität und bot außer dem Kunstmuseum mit einem Schwerpunkt in der skandinavischen Malerei des späten 19. Jahrhunderts kaum kulturelle Aktivitäten. Auch von der noch jungen, vornehmlich technisch ausgerichteten Universität gingen kaum Impulse für das öffentliche Leben aus. Schlicht gesagt, war Aalborg damals eine behäbige und wenig anregende Stadt.

Verstärkt durch den Umstand des nur allmählich möglichen Aufbaus der Forschungsaktivitäten, zumal die dafür erforderlichen nationalen Registerdaten einen zähflüssigen Beantragungsprozess durchlaufen mussten, entschloss sich Hans-Christoph daher bei einer Vertragsverlängerung nach fünf Jahren, seine Arbeitszeit auf eine über das Jahr verteilte zweimonatige Präsenz in Aalborg und zusätzliche Arbeit von seinen anderen Wohnorten aus einzuteilen. Für diese reduzierte Anwesenheit war die Verfügbarkeit einer eigenen Mietwohnung nicht

mehr erforderlich, sodass Hans-Christoph in eine Personalwohnung auf dem Krankenhausgelände umzog, die nun die bereits vertrauten Möbel aufnahm. Damit entfiel aber auch der tägliche zweimalige Spaziergang von und zur Brohusgade am Limfjord, der bei Wind und Wetter auch über den Friedhof mit zum Teil historischen Grabsteinen führte.

Die ursprüngliche Erwartung von Hans-Christoph, dass er in Aalborg seine rudimentären Kenntnisse der dänischen Sprache rasch zu einer flüssigen Kommunikation ausbauen würde, erfüllten sich leider nicht. Seine expressiven Sprachanteile waren zwar auch in der Aussprache recht ordentlich, nur hatte er Probleme mit der rezeptiven Sprache, erlebte also in fortgeschrittenem Alter eine Umkehrung der kindlichen Entwicklung mit dem typischen Fortschreiten der rezeptiven zur expressiven Sprache. Die angesichts der wenig akzentuierten Artikulation ohnehin nicht einfache dänische Sprache bedeutete in ihrer Aalborger Variante noch einmal eine zusätzliche Erschwerung der Verständlichkeit, wie selbst Lena mit ihrer Kenntnis der Hochsprache und eines süddänischen Dialektes feststellen musste. Hans-Christoph entschied sich daher bald nach seinem Arbeitsantritt in Aalborg für Englisch als Arbeitssprache, was für die meisten Mitarbeiterinnen seines Teams keine besondere Herausforderung bedeutete. Hingegen fand er, dass die Kommunikation auf Dänisch mit den Taxifahrern auf dem Weg zum und vom Flughafen sehr viel leichter fiel, weil es sich mehrheitlich um Migranten aus dem Vorderen Orient handelte, die mit einem harten Akzent sprachen.

Perspektiven

Im Sommer 2021, dem Zeitpunkt des Verfassens dieses Buches, haben wir, Lena und Hans-Christoph, unseren 56. Hochzeitstag begangen und leben nun schon 58 Jahre in Partnerschaft. Wir sind beide im Zweiten Weltkrieg geboren und haben unsere frühe Kindheit wesentlich in den kargen Jahren der

Lena und
Hans-Christoph
an ihrem
40. Hochzeitstag
- dem schließlich
nachgeholten
Hochzeitsfest
am 2.7.2005
in Berlin



Nachkriegszeit verbracht. Während Lena neben äußerer Not durch lange Jahre der Abwesenheit ihrer Eltern besondere zusätzliche Entbehrungen erfahren hat, warf bei Hans-Christoph die unglückliche Partnerschaft seiner Eltern Schatten, obgleich sich vor allem seine Mutter in sehr liebevoller Zuwendung zu ihren drei





1993 - 50. Geburtstag von HC in Venedig



2008 43. Hochzeitstag



2016 am 75. Geburtstag von Lena in Havelberg



2013 - Lunch am 70. Geburtstag von HC



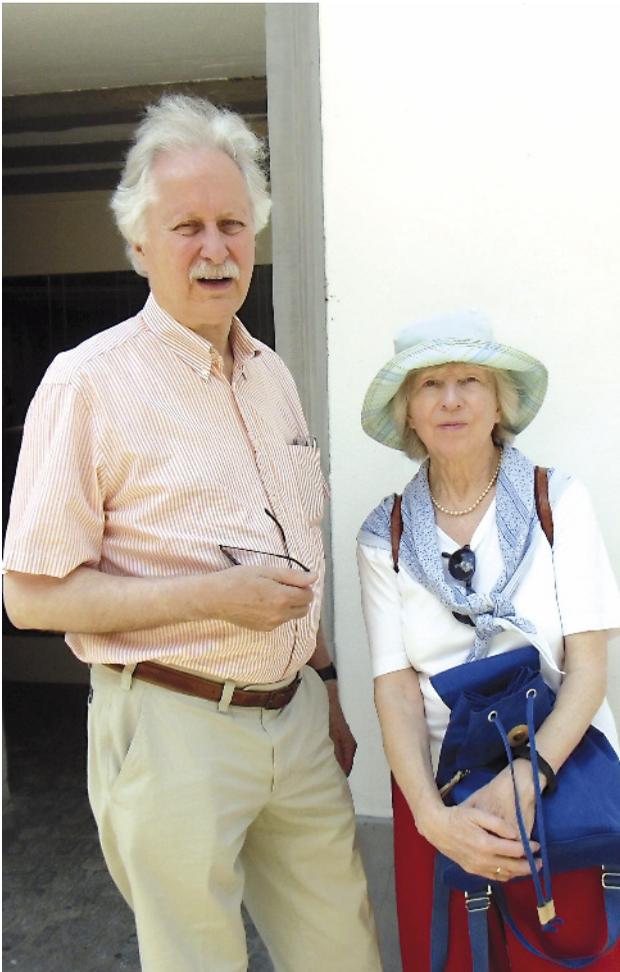
2018 in Weimar



2011 im Zürcher Oberland



2013 in unserem Haus in Grüt



2015 am 50. Hochzeitstag in der Bodensee-Region



2018 in Waren

Kindern um Geborgenheit und Bindung bemühte. Als sich Lena und Hans-Christoph im August 1963 als junge Erwachsene trafen, waren sie innerlich von ihren Elternhäusern abgelöst, wobei Lena den noch größeren Schnitt mit der Migration ins Ausland vollzogen hatte. Kurz darauf verlor sie ihre Mutter durch Tod, und die ohnehin brüchige Bindung an den Vater wurde noch loser.

Wir beide hatten sofort eine sehr enge emotionale Bindung, die zwar durch die Frühgeburt von Solvej im Oktober 1965 mit einer resultierenden Behinderung auf eine ernste Belastungsprobe gestellt wurde, aber über die ganze Lebenszeit Bestand behielt. Unser behindertes Kind wurde zur bedeutsamen Klammer unseres Lebens. Lena hat in sehr selbstloser Weise die Sorge um Solvej in den Vordergrund ihres Lebens gestellt und auch unter den Beschwernissen eines doppelten Wohnsitzes den größeren Anteil der Familienarbeit geleistet, um die Familie zusammen zu halten. Hans-Christoph hat zwar in seinem Beruf ihm wichtige Ziele und Aufgaben gefunden, aber gleichzeitig aus einem starken Gefühl von Verantwortlichkeit stets die Aufgabe einer lebenslangen Fürsorge für Lena und Solvej erfüllt. Unsere Rollenaufteilung in der Familie ist aber entgegen unserem gesellschaftspolitischen Grundverständnis letztendlich recht traditionell geblieben.

Bei unterschiedlicher emotionaler Intensität und Präsenz war und ist die Elternschaft für uns beide unsere eigentlich zentrale Lebensleistung und wir bedauern sehr, dass Solvej geschwisterlos geblieben ist. Zur Sicherung ihrer Zukunft jenseits der staatlichen Grundsicherung haben wir schon vor Jahrzehnten testamentarisch verfügt, dass unser Vermögen in eine Stiftung fließen soll, die ihrem Wohl und dem von ähnlich betroffenen Menschen dienen soll. In diesem Jahr 2021 ist Lena 80 Jahre alt und Hans-Christoph 78 Jahre alt geworden und wir sind beide trotz der unausweichlichen altersbedingten Gesundheitseinschränkungen für das reichhaltige Leben unserer Familie dankbar.

Zu dieser Reichhaltigkeit haben die verwandtschaftlichen Bindungen an die Familie von Lenas früh verstorbenem Bruder Richard mit seiner Frau Yrsa und ihren Töchtern Tina und Gitte sowie deren Familien beigetragen. Bereichert haben uns auch die engen Freundschaften, die aus unseren verschiedenen Lebensabschnitten stammen und teilweise in ihrer Nachhaltigkeit bereits in den jeweiligen Kapiteln angesprochen wurden, wie unsere herzliche Beziehung zu Geno und Manfred Döpfner sowie Lilo und Ari Rothenberger.

Viele Freundschaften hielten über Zeit und Raum kontinuierlich an - so aus Hamburger Zeiten zu Dirk Wefers, Susanne und Pit Willig, Eva-Maria und Ingo Wallas, der leider 2021 verstarb, zu Angela Gailus-Rozin und zu Ritva

Weisskam, die wieder in ihre Heimatstadt Helsinki zurückkehrte. Einige Kontakte konnten nach längerer Pause wieder aufgenommen werden - wie zu Regina «Meieli» Parlar Herrmann, der Tochter des Patenonkels von Hans-Christoph, und zu dem Hannoveraner Klassenkameraden und und streckenweise auch Berliner Weggenossen Uwe Rosenbaum.

In Berlin verbinden uns seit unserem Einzug 1977 eine enge Hausgemeinschaft, speziell mit Brigitte Scherf-Rahne und Dagmar Heinze, aber auch enge Kontakte mit den später hinzugezogenen Jüngeren wie Antje Marx mit ihrer jetzt dreijährigen Tochter Alma und ihrem Partner Sandu Ravichandran. Wir fühlen uns verbunden mit Angelika Zapf sowie Anja und deren zu früh verstorbenen Mann Udo Brack, mit Dieter Köppe, der nach Detmold zurück zog, und mit Ypsi Drews, die seit einigen Jahren in der Nähe von Freiburg lebt.

Anhaltend glücklich sind wir über die lange Berliner Freundschaft zu Hans Rösch, der seine von uns allen geliebte Frau Heidrun 2017 durch Tod verlor, zu Hili und ihrem ebenfalls zu früh von uns gegangenen Mann Heiner Hütsch, und die vergleichsweise junge Freundschaft zu Ulla und Kurt Hahlweg, mit denen wir die Erfahrungen der Seniorität teilen. Aus beruflichen Kontakten sind weitere enge Freundschaften entstanden, so zu Hans-Ludwig Spohr und seiner Frau Doris, zu Klaus-Jürgen Neumärker und seiner Frau Uschi, und zu Wolfram und Bärbel Kinze in Lübben im Spreewald. Dankbar sind wir für die Bereitschaft von Angelika Zapf, Tanja Sappok und Hans Rösch, in der von uns testamentarisch verfügte Stiftung Verantwortung übernehmen zu wollen.

Wichtig sind uns auch die intensiven Kontakte zu zahlreichen Nachbarn in Berlin, die erst in den letzten Jahren durch das gemeinsame Projekt der Verlegung von Stolpersteinen entstanden sind, mit denen vor unseren Wohnhäusern an jüdische frühere Bewohner erinnert wird, die von den Nazis ermordet und vertrieben wurden. Die Kontakte mit diesen zahlreichen Nachbarn sind eine wiederkehrende Bereicherung unseres Lebens als Pensionäre in Berlin.

Leider konnten wir unsere freundschaftlichen Beziehungen zu unserer Schweizer Nachbarschaft in Grüt in den aktuellen von der Corona-Pandemie gezeichneten Jahren nicht so intensiv pflegen, wie wir das gewünscht hätten. Glücklicherweise haben wir in Grüt unseren ungemein vitalen 93-jährigen Nachbarn Peter Eckardt, der sich anhaltend um die Überwachung unseres Hauses einschließlich der Post und unseres in der Garage schlummernden Autos kümmert, dessen inaktiver Status so gar nicht mehr zu der Marke «Volvo» (lat. «ich rolle») passen will, sowie zu Peters Partnerin Johanna. Ebenso sind wir froh über die Kontakte zu unseren Nachbarn Rosemarie und Adolf Frei, zu Christa und Albert

Maurer, zu Astrid und Thomas Albrecht, zur Familie Auerbach sowie zu Anne-Liis und Erwin Wolfensberger.

Auch die persönlichen Beziehungen zu unseren Zürcher Freunden waren in den Pandemien-Jahren in der Häufigkeit sehr ausgedünnt. Wir sind gleichwohl reich beschenkt durch die Freundschaften mit Susanne Walitza, der Amtsnachfolgerin von Hans-Christoph, dem lieben und verehrten Kollegen Jules Angst und seiner Frau Elisabeth Kirke sowie mit den Jüngeren, mit denen uns eine gemeinsame berufliche Zeit und eine weitergehende freundschaftliche Beziehung verbindet. Zu ihnen zählen die nach langer Krankheit 2020 allzu früh verstorbene Christa Winkler Metzke, die über viele Jahre die engste wissenschaftliche Mitarbeiterin von Hans-Christoph war, sowie Renate Drechsler, Christine Kuhn, Daniel Brandeis, Marcel Aebi und Tom Leeners.

2009 in Grüt



Solvejs Lebenslauf

Unsere Tochter Solvej hat sich selbst wiederholt an die handschriftliche Verfassung ihres Lebenslaufs gemacht. Im Jahre 2017 erschien ein Buch mit dem Titel «Wie ich wurde, wer ich bin», das Biografien von Menschen mit Behinderung vorstellt und von David Permantier für den Verein Zukunftssicherung Berlin e.V. für Menschen mit geistiger Behinderung herausgegeben wurde. Für diesen Band hat Solvej im Alter von 52 Jahren einen Beitrag geleistet, der hier wiedergegeben und durch eine Fotogalerie mit Bildern aus verschiedenen Lebensabschnitten ergänzt wird.



1981

Ich heiÙe Solvej Steinhausen und bin am 8. Oktober 1965 in Hannover geboren. Ich wurde in der 24. Schwangerschaftswoche geboren, also sehr fröh, und war die ersten drei Monate in der Klinik, bevor mich

meine Mutter abholen konnte und wir für zwei Jahre bei meinen Großeltern in Hannover lebten. Dann zogen meine Eltern nach Hamburg, in den Ortsteil Großborstel, und gründeten bald darauf einen Kinderladen, den ich besuchte. Dieser Kinderladen und auch ein staatlicher Kindergarten danach waren leider zu turbulent und man konnte nicht so auf mich eingehen, wie ich es gebraucht hätte. Anschließend war ich in einer kleinen privaten Kindergruppe, wo es mir sehr gut gefiel. Ich war gerne in Hamburg. Im Kindergarten gab es mal eine Theateraufführung, an die ich mich erinnere, auch an die Geburtstage der Kinder.

Überhaupt war meine Kindheit in Hamburg insgesamt sehr, sehr schön, auch wenn es Schwierigkeiten gab. Ich galt als lernbehindert, das

1995 zum
30. Geburtstag
in Agadir
(Marokko)



war mir selber aber nicht bewusst. Mit sieben Jahren war ich sehr krank und hatte eine Pneumonie, wurde aber wieder gesund. Ich bin dann 1973 auf einer ganz normalen Grundschule mit meiner Freundin Sabine eingeschult worden.

Unsere Fächer waren Mathematik, Deutsch, Sachkunde, Sport und Kunst. Ich lernte Lesen, Rechnen und Schreiben. Gemalt habe ich besonders gerne, so ist es heute noch. Sabine zog leider weg und wir verloren uns aus den Augen.

Ich weiß noch die Namen der meisten Mitschülerinnen. Ich erinnere mich besonders an meinen neunten Geburtstag, der war wunderschön. Es gab eine Feier mit meinen Schulkameraden und wir spielten verschiedene Spiele.

Sehr beeindruckt hat mich damals eine Begegnung mit unserem Nachbarn, Herrn Jansen. Seine Hündin Susi starb, er weinte bitterlich. Ich hätte selber gerne einen Hund gehabt, aber mein Vater hat es nicht erlaubt, weil er fand, dass ich die Verantwortung dafür nicht übernehmen könne. Herr Jansen kaufte sich dann einen neuen Hund und taufte ihn «Biene». Ich durfte mit ihm spazieren gehen.

Wir sind immer viel gereist, auch damals schon. Oft sind wir nach Dänemark gefahren, weil meine Mutter Dänin ist. Eine meiner ersten Erinnerungen ist die Reise nach Tisvildeleije, das war 1969. Meine Eltern kauften mir dort ein braunes Nachthemd mit weißen Vögelchen, das mir bis zu den Füßen reichte. Einmal waren wir auf Fünen, 1976 war das. Da habe ich den Bauern täglich beim Säubern des Schweinestalls zugeschaut.

Wir haben Reisen in die Lüneburger Heide, in den Wiener Wald, nach Walsrode und viele andere Orte gemacht. Wir waren gemeinsam in Schweden, Griechenland und Dänemark. Die Reisen mit meinen Eltern in diesen Jahren zählen zu den schönsten Erinnerungen.



2004 in
Schmidrüti /
Zürcher
Oberland

1976 erhielt mein Vater ein Angebot, als Privatdozent in einer Klinik für Psychiatrie und Neurologie des Kindes- und Jugendalters in Berlin zu arbeiten. Ich habe mich damals sehr für ihn gefreut. Wir zogen 1977 nach West-Berlin. Auch für mich änderte sich durch den Umzug einiges. Ich besuchte fortan die Katholische Schule Sankt Hildegard für gesundheitsgeschädigte Kinder in Lankwitz und verließ sie mit dem erweiterten Hauptschulabschluss, worauf ich bis heute sehr stolz bin.

Die Schulzeit war nicht immer einfach. Die meisten Lehrer und Mitschüler waren völlig in Ordnung, aber es gab Situationen, unter denen ich sehr gelitten habe. Zum Beispiel 1981, da waren wir auf Klassenfahrt, und eine Mitschülerin schüttelte mich immer, weil ich ihr nicht sofort

2010 mit Lena



geantwortet habe. Und ein anderer hat mich oft gepiesackt. Ich hoffe sehr, dass das, was ich hier erzähle, nachvollziehbar ist, denn ich fand es wirklich schlimm, nicht nur für mich, sondern auch für den armen Peter, der im Rollstuhl saß und ebenfalls geärgert wurde.

Mein Vater wollte meine Entwicklung zusätzlich fördern und meldete mich bei der Beschäftigungstherapie in der Bregenzer Straße an. Dort lernte ich neue Leute kennen, etwa Annegret, Sabine oder Michaela. Dann kam auch Michael dazu, aber die Therapeutin hat ihn wieder nach Hause geschickt, weil er so böse war.

Nach der Schule, von 1983-1984, habe ich in der Berufsbildungsstätte eine Ausbildung zur Hauswirtschaftsgehilfin gemacht und dann bis 2005 bei dem Berliner Elternverein «Zukunftssicherung geistig Behinderter Berlin e.V.» in einer Wohnstätte als Hauswirtschaftsgehilfin gearbeitet. Über 20 Jahre war ich in der Wohnstätte Riemeisterstraße beschäftigt.

Leider war es dann von beiden Seiten her nicht mehr möglich, weiter zusammenzuarbeiten. Heute bin ich im Lwerk in der Wilhelmsaue in der Montage und schraube Lampenteile zusammen. Ich habe immer davon geträumt, Ärztin zu werden, um anderen helfen zu können. Aber das war zu schwierig für mich.

Ich interessiere mich sehr für Musik und war ein großer Fan von



2017 mit Amos
und im
Tonstudio

ABBA, den Specials, den Beatles und den Rolling Stones. Aber auch andere Musikrichtungen wie Reggae, Klassik oder Weltmusik höre ich gerne, am liebsten im Radio bei 104,6 RTL, 105,5 Spreeradio oder 94,3 rs2. Ich hätte auch gerne ein Mikrofon vor dem Mund, dann wäre ich in allen Berliner Kiezen zu hören! Ich würde dann die Journalisten kennenlernen und alle Redakteure, die mit den Sprechern meiner Lieblingssender zusammenarbeiten, und könnte meine Meinung sagen.

Ich habe immer wieder unter Menschen mit schlechtem Charakter gelitten und möchte mit solchen Leuten nichts zu tun haben. Die schreck-

lichste Zeit war 1988. Ich hatte eine schlimme Krise, ich sah keine Möglichkeiten für mich und war sehr unglücklich. Einen Freund im Sinne von «Erster Liebe» hatte ich gar nicht.

Die wichtigsten Menschen für mich sind meine Eltern und meine Tante, die Schwester meines Vaters, meine Betreuerinnen, meine Therapeutin und mein Therapiehund Amos. Ich möchte aber wirklich auch andere Leute kennen lernen und hoffe sehr, dass mir das noch gelingt.

Ich wohne nach wie vor in Berlin, obwohl ich es vorziehen würde, in einer norddeutschen Kleinstadt zu wohnen. Mir ist Berlin zu groß, zu laut – und ich fühle mich nur noch begrenzt wohl wegen der ganzen Kriminalität.

2015 zum
50. Geburtstag
in Stralsund



Auch mache ich mir Sorgen, meine Eltern werden auch nicht jünger – ich bin ein Einzelkind und sehe meine Eltern oft. Ich fühlte mich lange hier sehr wohl, aber die Zukunft verunsichert mich auch ein wenig. Ich habe zu meiner Umwelt nur begrenzt Vertrauen und befürchte, dass man mich austricksen könnte. Und manchmal habe ich eine Heidenangst vor meinen Mitmenschen. In Berlin gibt es so viele Straftaten.

Ich bin sehr behütet aufgewachsen und meine Behinderung spürte ich nur, weil mich einige Kinder anders behandelten. Mit 16, in der 8. Klasse, kam es zu einem klärenden Gespräch mit meiner Mutter. Ich

konnte die Tatsache gut annehmen, behindert zu sein, weil ich von meiner Familie immer gut behandelt wurde und sich meine Mutter viel Zeit für mich nahm.

Sicher gab es auch einmal Streit, als ich mich während eines Urlaubs in Irland weigerte, weiterzufahren oder auf Rat meines Vaters einmal nach Österreich mit einer Gruppe zu reisen, weil ich so passiv wäre.

Mit Mitte 20 kam bei mir der Wunsch auf, von zu Hause auszuziehen. Ich bin nach einem gescheiterten Versuch in einer WG des Trägers «Fürst Donnersmarck-Stiftung» in Wilmersdorf mit 27 wieder zu meinen Eltern zurückgezogen.

Ich war noch nicht bereit für ein eigenständiges Leben, aber mit 30 bin ich dann endgültig ausgezogen. Erst vorübergehend in eine Einrichtung der Zukunftssicherung in Dahlem und dann wieder in eine WG der Zukunftssicherung, wollte aber nach einiger Zeit nicht mehr dort wohnen. Nun wohne ich seit einiger Zeit einzelbetreut alleine und fühle mich damit ganz wohl.

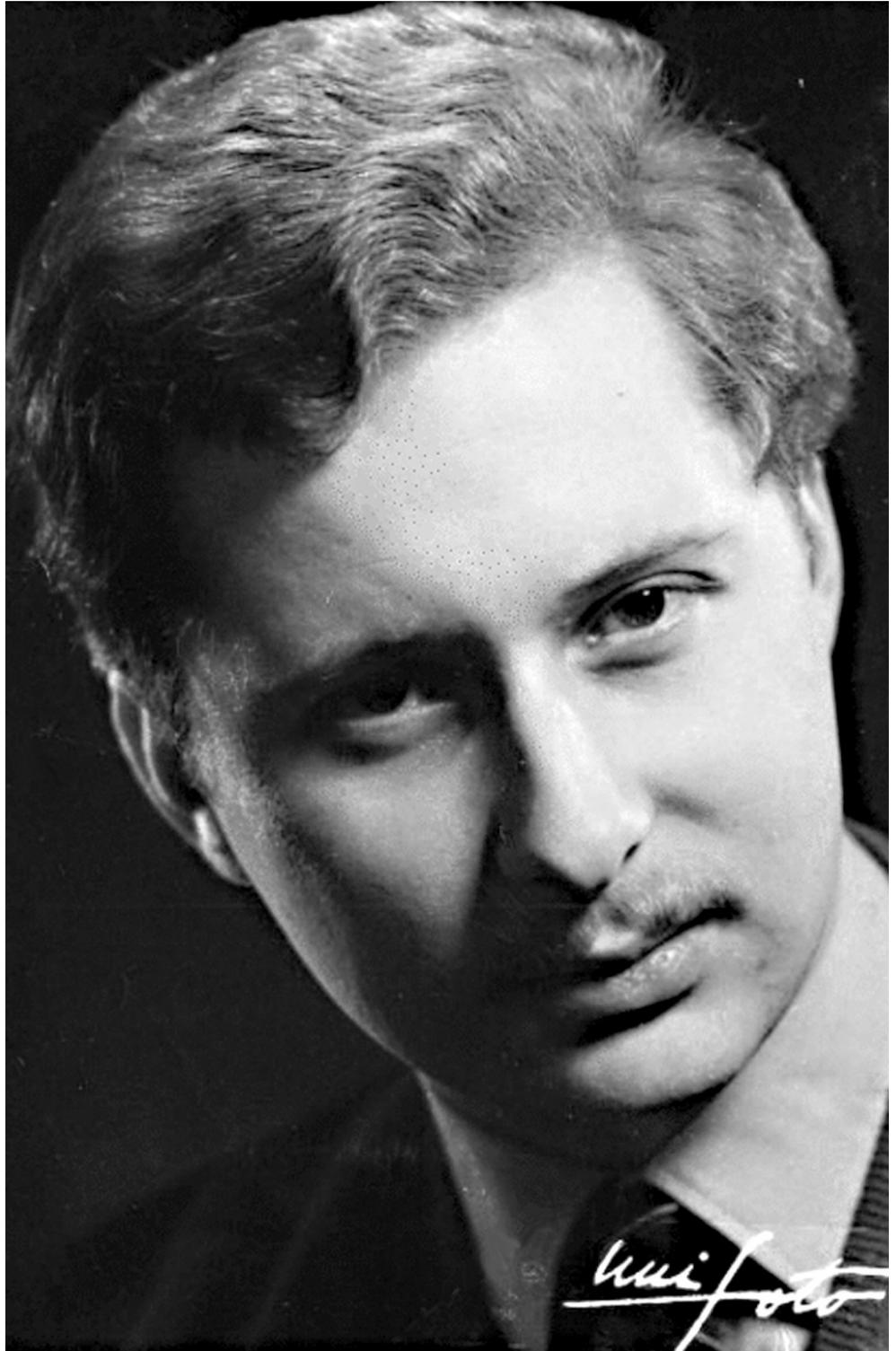
Ich habe keinen gesetzlichen Betreuer und bestehe auf meine Unabhängigkeit und auf meine Freiheit.

Ich habe Betreuerinnen, die mich bei vielem unterstützen, wie zum Beispiel bei Ämtergängen. Auch bei der Gestaltung von Kultur und Freizeit begleiten sie mich.

Ich möchte noch viel durch Europa und nach Costa Rica reisen und später in eine schöne Kleinstadt umziehen. Das ist meine Sehnsucht und mein Traum.

MEINE STUDIEN- UND BERUFSJAHRE

1968



Wehrdienst und Studium

Dem wenig geliebten, aber gut ertragenen Wehrdienst bei der deutschen Bundeswehr verdanke ich aufgrund von zwei Erlebnissen die Wahl von Studium und Beruf. Ich hatte mich desinteressiert an einer Reserveoffizierslaufbahn gezeigt und nach dem Ende des überaus stupiden dreimonatigen Grundkursus für eine Tätigkeit im Sanitätsdienst der Kaserne entschieden. Diese Wahl entsprach durchaus dem Leitgedanken des einfachen Soldaten, nämlich TTV (Tarnen, Täuschen und Verpissen) zu betreiben. Dieser Gedanke ließ sich an diesem Platz vorzüglich umsetzen, weil nervtötende Appelle, Märsche in voller Montur und kräftezehrende Manöveraktivitäten entfielen. Stattdessen begleitete ich die Soldaten allenfalls mit einer Sanitätstasche ausgestattet bei ihren Übungen und schaute ihnen versonnen beim Robben durch den Sand der Lüneburger Heide zu bzw. lagerte auf dieser und vertiefte mich in eines meiner interessanten Bücher. In der Sanitätseinheit verbrachte ich die meiste Zeit, unterbrochen von einer Mittagsruhe auf einem Bett der Station, mit der Begleitung der Sprechstunden unserer Vertragsärzte. In der Ordnung einer völlig verwahrlosten Patientenkartei, deren Führung die beiden zuständigen Unteroffiziere ganz offensichtlich schon seit geraumer Zeit überforderte, hatte ich eine Daueraufgabe, die mich speziell im Herbst und Winter auch vor der Teilnahme an größeren Übungen im Feld bewahrte.

Die beiden Vertragsärzte waren Hausärzte mit Niederlassung in der Nähe von Lüneburg, meinem Standort. Einer von ihnen war ein sanftmütiger Mann mit hintergründigem Humor und einer Zusatzausbildung in Psychotherapie. In der Begleitung seiner Untersuchungen der Rekruten, bei denen vereinzelt sogar noch nachträgliche Befreiungen vom Wehrdienst erfolgten, erhielt ich durch seine freundliche Kommentierung einzelner Krankheiten dieser jungen Männer orientierende Einblicke in die Medizin und gewann dabei ein erstes Motiv für ein entsprechendes Studium. Das zweite und für die definitive Entscheidung noch wichtigere Motiv entstand auf einer Heimfahrt von Lüneburg nach Hannover an einem Wochenende, als ich im Zug einen ehemaligen Klassenkameraden wiedertraf. Harald M. trug die aus feinerem und helleren Tuch hergestellte

Uniformjacke des Offiziersanwärters, während ich selbst mich - mit Ausnahme einer einzigen Dienstfahrt - meiner Lena nie in der mausgrauen Uniform des gemeinen Soldaten zeigte. Harald eröffnete mir im Zug, dass er demnächst schon nach zwölf Monaten, also sechs Monate vor Ende des Wehrdienstes aus der Bundeswehr ausscheiden würde, da diese eine Interesse daran habe, dass er die ausstehenden sechs Monate später als Sanitätsarzt abdiene. Harald hatte mit dieser Eröffnung meinen Lebenslauf nachhaltig beeinflusst.

Ich beschloss, es ihm nachzutun und konnte dank des besonderen Einsatzes von Frau Orłowski, der rührigen zweiten Sekretärin meines Vaters, und speziell ihrer telefonischen Nachfragen bei verschiedenen medizinischen Dekanaten bald unter drei Angeboten für einen Studienplatz entweder in Frankfurt oder in Heidelberg oder in Erlangen wählen. Da ich nicht in der Großstadt Frankfurt studieren wollte und mit Heidelberg einen gewissen Romantizismus verband, dem ich abhold war, kam ich gerne der Empfehlung meines Vaters nach, mich für Erlangen zu entscheiden, denn dort sei ja sein Mutterhaus Siemens präsent, wo er gegebenenfalls sicher auch Unterstützung für mich einholen könne. Als ich meinem Kompaniechef, einem Hauptmann, meinen Entlassungsantrag unterbreitete, empfand er diesen als Drückebergerei und ich irritierte ihn zum zweiten Mal nachhaltig, sodass er dafür sorgte, dass ich in meinem einzigen Winter bei der Bundeswehr kurz vor meiner Entlassung doch noch in den unvergleichlichen Genuss der Manöveratmosphäre mit Mannschaftszelt, Kanonenofen und Essen aus dem Blechgeschirr kam. Die erste Irritation hatte er gezeigt, als ich mir einen noch zarten Schnurrbart hatte stehen lassen und daraufhin zu ihm zitiert wurde. Seiner Aufforderung «das Ding kommt ab» habe ich sinngemäß mein Persönlichkeitsrecht entgegengestellt, sodass neue Fotos für meine Unterlagen erstellt werden mussten.

Das Studium begann ich dann zum Sommersemester 1964 und wohnte in der Tat zunächst in einem Wohnheim von Siemens in einer Vorortgemeinde von Erlangen, wo ich noch von dem Tagesablauf der Bundeswehr beeinflusst frühmorgens allein einen Dauerlauf (das Wort «joggen» war noch nicht gängig) absolvierte. Diese heroische Aktivität war – mit Ausnahme der sporadischen Läufe im Tiergarten von Berlin zusammen mit Lena Mitte unserer dreißiger Jahre – mehr oder weniger die letzte freiwillige kontinuierliche sportliche Aktivität meines Lebens. Da das Wohnheim aber relativ weit weg von der Universität lag und nur mit dem Bus zu erreichen war, entschied ich mich schon zum Wintersemester, eine Studentenbude in Erlangen zu mieten. Zumindest anfänglich wechselte ich nach jedem Semester das Zimmer, um die Kosten in den Semesterferien zu sparen, da ich dann ja wieder bei Lena und meinen Eltern in Hannover war.

In Erinnerung geblieben ist mir ein Zimmer über einer Backstube neben den Schlafräumen der Bäckerburschen, die morgens um drei Uhr mit Getöse die steile und enge Stiege hinunter in die Backstube sprangen, und ein Zimmer an einem kleinen Hinterhof, auf dem die deutlich jüngere Frau eines schon etwas bejahrten Vermieters immer zum Wochenanfang die Wäsche der Familie mit kleinen Kindern in einer großen Zinkwanne einweichte und umrührte. Lena hat mich in diesem Zimmer einmal besucht, wo wir ein Bett teilen mussten. Dafür konnten wir tagsüber gemeinsam u.a. den «Gumboldskirchener» in einer der



Schlossgarten
Erlangen

FOTO: PICTURE-ALLIANCE-DPA

zahlreichen Erlanger Weinkeller mit Offenausschank genießen und trollten uns anschließend leicht beschickert durch den Schlossgarten zurück in mein kleines Zimmer.

Zum Beginn des Studiums hatte ich mich für Medizin und Psychologie eingeschrieben und war durch Los auserkoren worden, bei der Immatrikulationsfeier durch den Rektor auf der Bühne des Markgrafentheaters, das der Universität für diese Zwecke diente, mit einigen anderen Studenten zu stehen und stellvertretend für alle Erstsemester «eingeschworen» zu werden. Der Rektor, wohl dem niederen fränkischen Landadel angehörend, war in einen langen Talar gewandet und schwitzte unter seinem Barett im Scheinwerferlicht so sehr, dass

ihm der Schweiß über das Gesicht lief. Außerdem war der Sommer dieses Jahres so heiß, dass ich viel Zeit im Erlanger Sommerbad verbrachte. Derweil war das Medizinstudium bis zum Vorphysikum mit nur biologisch-naturwissenschaftlichen Grundlagenfächern für mich von gediegener Langeweile. Vorlesungen mussten aber zum Teil mit Testpflicht besucht werden und dienten auch der Prüfungsvorbereitung, zumal man die Eigenheiten der einzelnen Prüfer kennen lernen musste. Der Unterstützung dienten auch die unter den Studenten kursierenden Fragenkataloge der einzelnen Prüfer, deren Studium beinahe wichtiger als das Lernen anhand von Lehrbüchern war. Immerhin ist mir aus der Botanik-Vorlesung noch das essentielle Wissen hängengeblieben, dass die Erdbeere eine Sammelfrucht ist.

Vergleichsweise attraktiver waren die ersten Semester in Psychologie. In dem relativ kleinen Institut lehrte der gerade aus den USA berufene, aus Wien stammende Professor Walter Toman die Allgemeine Psychologie, wobei er auf seine Zettel gestützt in leierndem Ton eine mäßig interessante Vorlesung ohne Illustration durch Diapositive hielt, dafür aber einen gepflegten Anzug in unverkennbarem amerikanischen Stil trug. Sehr viel amüsanter waren die Seminare bei Privatdozent Giselher Guttman, der mit Wiener Akzent und dem Charme eines Caféhaus-Geigers seine Studierenden in Statistik unterrichtete, wobei die Übungen mit Papier und Bleistift erfolgten. Ich habe also die ersten t-Tests und auch die Anfänge der Varianzanalyse von Hand erlernt, zumal es Taschenrechner entweder noch nicht gab, oder diese im Seminar nicht zugelassen waren. Guttman wurde bald auf einen Lehrstuhl des Psychologischen Institutes der Universität Wien berufen.

Da sich schon in meinem dritten Semester ankündigte, dass ich Vater werden würde, trug ich nicht nur als Ausnahmestudent mit Stolz einen Ehering, sondern hatte nun auch ein starkes Motiv, mich auf ein zügiges Vorankommen im Medizinstudium zu konzentrieren. Daher setzte ich das Psychologiestudium erst einmal aus, um es nach dem Medizinischen Staatsexamen wiederaufzunehmen. In der Medizin dominierten weiter bis zum Physikum nach fünf Semestern die biologischen Grundlagenfächer, was für mich letztlich viel Pauken ohne viel Primärmotivation bedeutete. Immerhin erlebte ich in der Anatomie die Darstellungskraft des Ordinarius Karl Friedrich Bauer, der mit beiden Händen gleichzeitig zeichnen konnte und seine Vorlesung mit farbiger Kreide an der Hörsaaltafel eindrucksvoll illustrierte. Unter den zahlreichen Kursen waren die Präparierkurse mit ständigen Testaten an der Leiche und im alles überlagernden Formalin-Geruch des Institutes eine spezielle Herausforderung.

Während der kurz vor der Emeritierung stehende Professor May in der Physiologischen Chemie wegen seines behäbigen Vortragsstils unter den Studierenden nur als «Papa May» bezeichnet wurde, läutete Professor Wolf-Dieter Keidel in der Physiologie eine Zeitenwende mit den Anfängen einer systemischen Physiologie ein. Die Zeit des permanenten Büffeln ohne klar erkennbaren Bezug zur klinischen Medizin hatte dann glücklicherweise mit dem Physikum ein Ende. Immerhin erhielt ich für die Plackerei die Gesamtnote «gut», wurde in unserer zufällig zusammengestellten Examensgruppe aus vier Studierenden aber von einer afrikanischen Studentin mühelos in den Schatten gestellt, die durchwegs nur «sehr gut» erzielte. Selbstverständlich waren wir zu allen Prüfungen im dunkelgrauen oder schwarzen Anzug bzw. Kostüm erschienen.

Während meines Studiums in Erlangen hatte ich Gottfried Westhues als Freund gewonnen, dessen verstorbener Vater Ordinarius an der Chirurgischen Klinik II der Universität Erlangen und früher Professor an einer chinesischen Universität gewesen war. Mit Gottfried verbanden mich gemeinsame Freizeitaktivitäten und manche Diskussion, die bisweilen kontrovers verlief, weil Gottfried gerade erst angefangen hatte, seine stark konservative Prägung durch die Jahre im katholischen Internat St. Blasien abzustreifen. Wir genossen gleichermaßen die Erlanger Weinkeller und das zentrale Sommer-Ereignis der «Kerwa», der Erlanger Bergkirchweih am Burgberg. Legenden rankten sich auch um den in Literflaschen abgefüllten Birnenschnaps, der in der nahen Fränkischen Schweiz von den Obstbauern hergestellt für fünf DM zu kaufen war. Er hatte einem Studenten den Verlust seines neuen 2CV eingebracht, als er das Auto gegen eine Fahrbahnbegrenzung aus Granit gesetzt hatte, was sich mit der Leichtbauweise des 2CV nicht gut vertrug. Der Ort des Unfalls hieß hinfort nur noch die «große Birnenschnapskurve».

An den Sonntagen wurde ich wiederholt in das Elternhaus von Gottfried zum Essen eingeladen, wo Gottfried als einziger Sohn unter zahlreichen, zum Teil bereits ausgezogenen Schwestern eine Sonderrolle hatte. Ich bemühte mich immer, die erwarteten Höflichkeitsformen seiner sehr zarten und etwas scheuen Mutter gegenüber mit Blumenstrauß und gepflegter Sonntagskleidung zu erfüllen. Wir haben Gottfried zu unserer großen Freude später in Berlin wieder getroffen, wo er schon von seiner neurologischen Krankheit, der amyotrophen Lateralsklerose, gezeichnet seine ärztliche Tätigkeit hatte aufgeben müssen und schließlich nach Erlangen zurückkehrte, um dort zu sterben. Wir hatten mit ihm und seiner schwedischen Partnerin Gunnilla, die ihn als seine betreuende Physiotherapeutin kennen und lieben gelernt hatte, viele fröhliche Treffen und Feiern. Gunnilla haben wir

nach ihrer Rückkehr später in Stockholm besuchen und ihre Familie mit Mann und zwei Kindern kennen lernen können. Noch einmal einige Jahre später hat sie uns in der Absicht eines letzten Wiedersehens, ohne dies besonders heraus zu stellen, noch einmal in Berlin besucht, bevor sie an einem Melanom verstarb.

Mit dem Wechsel von Erlangen an die Universität Hamburg zum Wintersemester 66/67 begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Das klinische Studium der Medizin setzte neue, aber willkommene Anforderungen, und das Zusammenleben mit Lena und Solvej in unserer Mietwohnung in der Brückwiesenstraße bedeutete parallel eine klare Realitätsverankerung mit der Notwendigkeit, das Studium innerhalb der Mindestzeit abzuschließen. Gleichwohl resultierte aus den Ereignissen der späten 60er Jahre eine intensive Teilnahme an der 68er Studentenrebellion. Ich war nicht nur bei der legendären Semestereröffnung im Audimax mit dem vor den beiden Rektoren von den AStA-Vertretern hergetragenen Transparent mit der Aufschrift «Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren» zugegen, bei der die formell im Anzug mit Krawatte gekleideten beiden Studenten den beiden Rektoren im Talar vorausschritten. Dabei wurde der Vize-Rektor Professor Karl-Heinz Schäfer später mein oberster Chef in der Kinderklinik des UKE (Universitäts-Klinikum Eppendorf). Auch war ich in dieser Zeit regelmäßig bei den zahlreichen Diskussionen und Podiumsveranstaltungen der rebellischen Studenten anwesend und versuchte vergeblich, gemeinsam mit anderen Medizinstudenten in einem selbstorganisierten Arbeitskreis den Anfang des «Kapital» von Karl Marx zu verstehen, bevor wir dieses Studium entmutigt wieder aufgaben.

Hinter dem historischen Banner links mit Talar und Amtskette Prof. K.H. Schäfer



FOTO: KAY_NIETFELD/ PICTURE-ALLIANCE / DPA

Nicht selten war unsere Wohnung Treffpunkt für politische Diskussionen, zumal niemand sonst unter meinen Mitstudierenden über so viel Platz verfügte.

Während des Medizinstudiums galt mein besonderes Interesse der Psychosomatischen Medizin mit Seminaren dieses noch relativ neuen Fachgebietes am UKE, die an den beiden entsprechenden Abteilungen jeweils für Kinder und Erwachsene angeboten wurden. Meine rege Teilnahme, gestützt auf eigenständige Einarbeitung in die Literatur, brachte mich schon als Student in direkten Austausch mit den Professoren, darunter Hedwig Wallis, Thea Schönfelder, Margit



von Kerekjarto, Adolf-Ernst Meyer und Heinz Frahm. In dieser Zeit war auch mein damaliges Interesse an der Psychoanalyse entstanden, die mit der Wiederentdeckung der Literatur über die psychoanalytisch geleiteten Kindergärten der 20er Jahre speziell in Moskau für die kritischen Studenten – und besonders auch für uns Eltern mit einem Kind im Kinderladen – plötzlich interessant geworden war.

Wahrscheinlich 1964, noch vor der Beginn der Vaterschaft

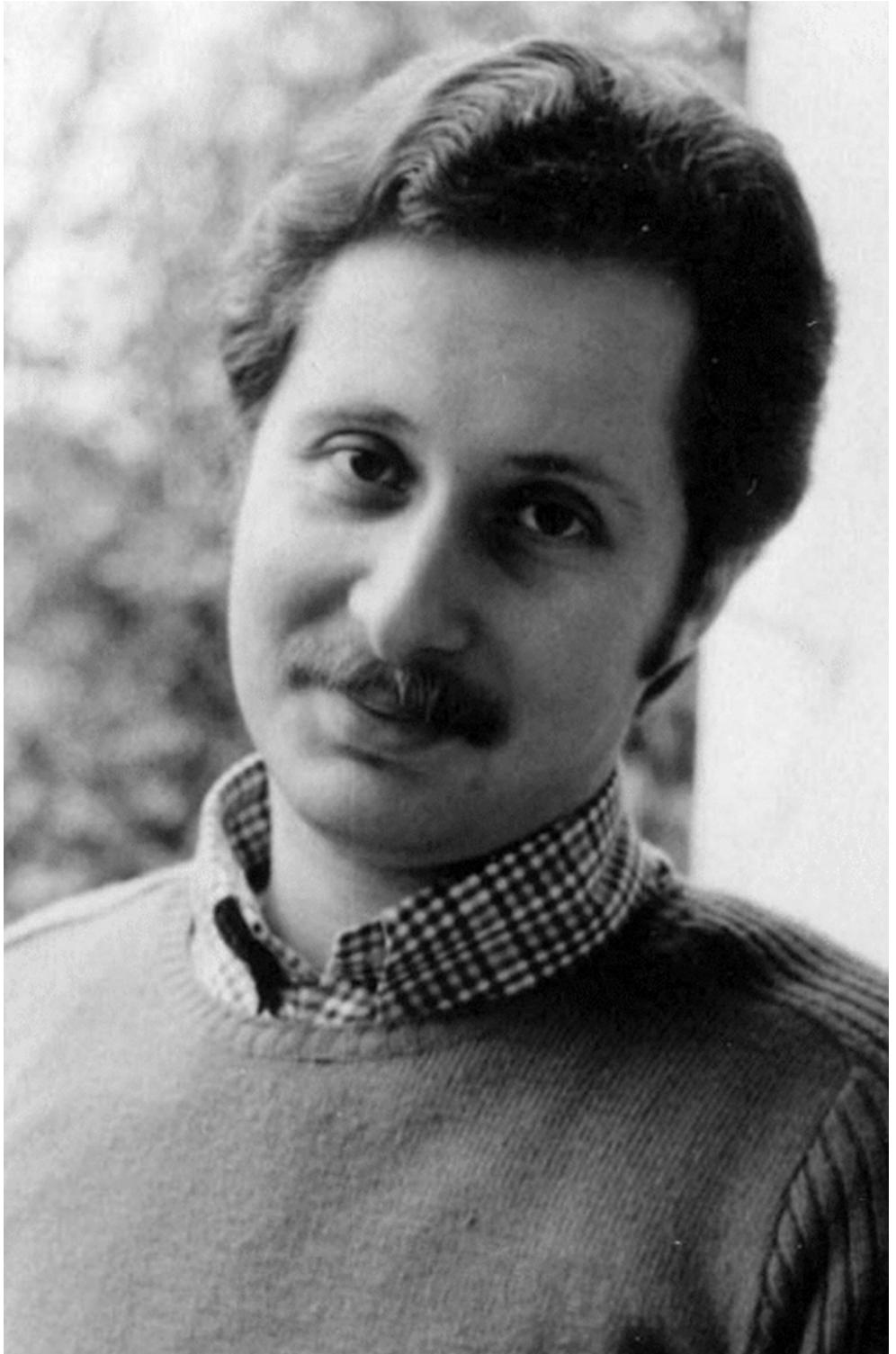
Gerne hielt ich mich schon damals in der Bibliothek der Psychiatrischen Klinik auf, wo ich wiederholt die Hand des emeritierten Ordinarius Hans Bürger-Prinz mit patriarchalischem Gestus auf meiner Schulter verspürte, der in den klassischen Eppendorfer Kittel mit frackähnlichem Zuschnitt und silberfarbigen Aluminiumknöpfen gewandet immer noch den Eindruck erweckte, er sei der amtierende Direktor der Klinik. Dabei erwies sich seine Nachfolgeregelung in der Tat als schwierig, denn die mit der Studentenrebellion eingeleitete Drittelparität hatte dem sogenannten Mittelbau eine Mitwirkung bei der Geschäftsführung der Universitätsklinken eingebracht, die auch rege praktiziert wurde. Als entsprechend langwierig erwies sich dann auch die Berufung seines Nachfolgers.

Seinem Leitendem Oberarzt und Professor war ich schon in der Vorlesung aufgefallen, als ich bei einer seiner wenig einfühlsamen Patientenvorstellungen, die eher den Charakter einer Vorführung hatten, aus dem Auditorium heraus spontan darum bat, dem offensichtlich gehemmten Patienten einfühlsamer zu begegnen. Das Gedächtnis dieses Professors erwies sich als so gut, dass er mir im

Staatsexamen im Fach Psychiatrie eine Revanche lieferte. Er fokussierte die Prüfung unserer Vierergruppe nahezu ausschließlich auf mich und suchte geradezu nach einer Lücke meines Wissens, das damals durch ungewöhnlich elaborierte Kenntnisse psychoanalytischer Texte gekennzeichnet war, für die der Prüfer offensichtlich wenig Interesse aufbrachte. Als ich dann seine im Prüfungsverlauf wenig verständliche Frage nach den vier Unterformen der Schizophrenie zunächst nicht verstand und spontan nicht beantworten konnte, stellte er befriedigt fest, dass er mir angesichts dieser Lücke nur ein «gut» geben könne. Über den Inhalt seiner Frage ist die Entwicklung der Psychiatrie insofern hinweggegangen, als die klassische Einteilung der Schizophrenie in die Hebephrenie, die paranoid-halluzinatorische Schizophrenie, die Katatonie und die Schizophrenia simplex in der Zwischenzeit obsolet geworden ist.

Gleichwohl bedeutete das Herannahen meines Abschlusssemesters und des Staatsexamens parallel zu dem allmählichen Abflauen der Studentenrebellion für mich die notwendige Fokussierung auf das Studienende im Jahre 1969. In dieser Zeit führte ich auch die psychologischen Untersuchungen für meine medizinische Dissertation durch. In dem Examensmarathon über ein halbes Jahr entwickelte unsere Vierergruppe mit der oft ängstlichen Anna, der immer bestens vorbereiteten und glänzend abschneidenden Sybille sowie dem etwas weltfremd wirkenden Heinrich allmählich sehr viel Prüfungsroutine, sodass wir die Vorbereitungen zu ökonomisieren und gleichzeitig auch noch andere Aktivitäten zu genießen verstanden.

1973



Facharztausbildung und wissenschaftliche Qualifikation

Den Start in die medizinische Praxis bildete die damals einjährige Medizinalassistentenzeit mit den Pflichtfächern Chirurgie und Innere Medizin sowie einem Wahlfach. Ich begann im Hafenkrankenhaus in Hamburg, das aufgrund seiner Lage eine unvergleichliche Klientel aus dem Hafen (vor allem mit zum Teil schweren Unfallfolgen), dem Rotlichtmilieu der angrenzenden Reeperbahn und dem Bezirk St. Pauli hatte. Viele dieser Patienten sind mir in einer Dichte in Erinnerung geblieben, wie ich es später selten auf den verschiedenen Stationen meiner Laufbahn erlebte. Insbesondere nachts waren Entscheidungen und handwerkliches Geschick in der Ambulanz gefragt, denn die Oberärzte waren praktisch nicht abrufbar und ein erfahrener Assistenzarzt selten mit dabei im Dienst. Insofern mussten oft die Medizinalassistenten allein handeln, wenn der diensthabende Oberarzt zu alkoholisiert war. Aus einer Ansammlung derartig problematischer Personen – ich erinnere mich an mindestens drei – ragte eine kleine, ungemein geschickte und liebenswürdige persische Oberärztin hervor, die mich gegen Ende meines Tertials nach mehrmaligem Assistieren selbst eine Blinddarmoperation vornehmen ließ und mir dabei assistierte.

Vom Chefarzt waren wir MAs (so unsere Kurzbezeichnung) zu Beginn in die Knotentechnik eingewiesen und zum Üben aufgefordert worden, was ich auch eifrig praktizierte, nach der Zeit in der Chirurgie aber bald wieder verlernte. Gerade wegen des Chefarztes, dessen Namen ich leider nicht mehr in meinen Dokumenten finden kann, war dieser Start in die Praxis unvergesslich. Er war ein wohl in seinen späten fünfziger Jahren stehender, bullig untersetzter Mann mit einem kantigen Gesicht, hinter dem sich eine empfindsame Persönlichkeit mit viel sozialem Einfühlungsvermögen verbarg, die so gar nicht dem Erwartungsbild von einem Chirurgen entsprach. Er führte seine anwesenden drei MAs gerne in der Ambulanz zusammen, um anhand der jeweils aktuellen Fälle, aber

ohne Patienten, die anstehenden medizinischen Fragen und Probleme interaktiv mit ihnen in einer Tiefe zu erörtern, wie ich es nie wieder in vergleichbarer Qualität und Intensität erleben durfte. Er erkannte mein besonderes Interesse für die psychologischen Dimensionen von Krankheit und bat mich auch bei seinen Visiten auf der Station, die damals noch ein Krankensaal war, wiederholt um meine Meinung.

Während das anschließende Tertiäl in Innerer Medizin im AK Hamburg-Barmbek keine Erinnerungsspuren hinterlassen hat, konnte ich das dritte Tertiäl bereits in der Psychosomatischen Abteilung der Kinderklinik des UKE unter der Leitung von Frau Prof. Hedwig Wallis verbringen, wo ich dann später meine Facharztausbildung antrat. Parallel zu meiner Tätigkeit als MA verfasste ich meine medizinische Dissertation, mit der ich im Dezember 1970 promovierte. Noch von der 68er Rebellion gezeichnet, glaubte ich dieser empirischen Arbeit schon in ihrem Titel einen politischen Unterton geben zu müssen: «Untersuchungen zu Persönlichkeitsstruktur und Erziehungsstil diabetischer Mütter unter besonderer Berücksichtigung der gesellschaftlichen Klassenzugehörigkeit». Dabei handelte es sich bei späterer, etwas gelassenerer Betrachtung lediglich um Ergebnisse einer separaten Analyse zur Wertigkeit der sozialen Schicht für die Ausprägung der untersuchten Merkmale.

Bei der Verleihungsfeier für die Promotion hielt der damalige Dekan, mein späterer Kollege Adolf-Ernst Meyer, eine launige Ansprache, in der er in seiner vom Schweizerdeutsch akzentuierten Aussprache u.a. feststellte: «Für die meisten von Ihnen ist diese Dissertation ja nicht nur ein einziges Werk, sondern es handelt sich vielmehr um zwei wissenschaftliche Arbeiten, nämlich Ihre erste und Ihre letzte!» Gerne bin ich später von dieser Prognose abgewichen.

Schon gegen Ende meiner MA-Zeit knüpfte ich erste Arbeitsbeziehungen zu verschiedenen Abteilungen und Schwerpunktbereichen der Kinderklinik. Wegen meines wieder aufgenommenen parallelen Psychologiestudiums konnte ich einen Plan zur Evaluation der noch neuen diätetischen Behandlung der Phenylketonurie entwickeln, der vom Leiter der Arbeitsgruppe Stoffwechselkrankheiten, Prof. Grüttner, gerne aufgenommen und unterstützt wurde. Dieser Plan konnte mithilfe eines persönlichen Stipendiums der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft (DFG) umgesetzt werden und die Ergebnisse zeigten sehr eindrücklich, dass die diätetisch behandelten Kinder frei von der sonst unausweichlichen Intelligenzminderung der ebenfalls in die Studie aufgenommenen älteren Kinder vor der Einführung der Diät waren. Mein spezielles Interesse an den Problemen der geistigen Behinderung war damit nachhaltig geweckt.

Das Stipendium von monatlich 1000 DM reichte für den Unterhalt meiner Familie knapp aus und die Studienergebnisse flossen in meine Diplomarbeit in Psychologie ein. Formal war ich zwar der Psychosomatischen Abteilung zugeordnet, wo ich in dem kleinen aus der Gründerzeit stammenden Pavillon in einem winzigen Zimmer arbeitete. Ich war jedoch völlig frei in meiner Arbeitszeitgestaltung und konnte nach der medizinischen Approbation im Jahre 1971 unproblematisch mein Psychologiestudium fortsetzen, bei dem mir nicht nur die alten Erlanger Vorlesungs- und Seminarnachweise, sondern auch einige Basisfächer wegen meines abgeschlossenen Medizinstudiums anerkannt wurden. Bevor ich im Januar 1973 eine Anstellung an der Psychosomatischen Abteilung erhielt und damit meine Facharztausbildung begann, muss ein Vertreter des Hamburger Staatsschutzes bei Frau Wallis erschienen sein, wie sie mir einmal auf der gemeinsamen Fahrt zu einer Tagung berichtete. Dabei wurde ihr eröffnet, dass gegen meine Anstellung keine Einwände bestünden, ich aber nicht an Verschlussachen herangelassen werden dürfe. Um welche Dokumente es sich denn da in ihrem Tätigkeitsbereich handeln würde, konnte Frau Wallis von dem Beamten nicht erfahren. Immerhin konnte ich aus dieser Episode lernen, dass es während der Studentenrevolte offensichtlich Informanten gegeben hatte, die durchaus über die dieselben Qualitäten eines IM (informellen Mitarbeiters) wie in der anderen Hälfte Deutschlands verfügt hatten.

Da ich im Psychologiestudium keine Anwesenheit in Seminaren oder Vorlesungen mehr nachweisen musste, konnte ich noch im November desselben Jahres die Diplomprüfung ablegen. Für die Prüfungsvorbereitungen nutzte ich meinen Jahresurlaub für 1973 in unserer Wohnung in der Brückwiesenstraße, während Lena und Solvej in den Ferien in Dänemark waren. Zugleich profitierte ich von der relativen Autonomie als junger Assistenzarzt, zumal ich nach Zuteilung der jeweiligen ambulanten Fälle recht frei in der Gestaltung meines Arbeitsplanes war. Die Einweisung in meine Aufgaben und die Supervision meiner Tätigkeit war relativ sparsam, zumal es auch keine Person mit Oberarztfunktion gab und ich nur psychologische Kolleginnen und Kollegen hatte. Außer Fallbesprechungen gab es wenig Team-Sitzungen und die ambulanten Fälle waren mehr Abklärungen als längerfristige Therapien.

In der Abteilung dominierte nach dem Ausscheiden der einzigen psychoanalytisch arbeitenden Ärztin und Kinderpsychotherapeutin, deren freiwerdende Stelle als wissenschaftlicher Angestellter ich übernehmen konnte, die noch junge und damals noch wenig etablierte Verhaltenstherapie, die wir uns im Kreis von Psychologen selbstorganisiert in einem Arbeitskreis aneigneten. Ich konnte mir

später im Jahre 1980 diese Ausbildung mit einer Anerkennung durch die Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie (DGVT) auch zertifizieren lassen – was in dieser Form nur in den ersten Jahren der Etablierung der VT möglich war. Frau Wallis als Abteilungsleiterin hatte schon Ende der 60er Jahre ein gewisses Interesse für die Anliegen der «rebellischen» Studierenden gezeigt und ging zur allgemeinen Überraschung zu Beginn der 70er Jahre für die CDU auf der Landesliste als Mitglied der Hamburger Bürgerschaft (dem Stadtparlament) in die Politik, was ihre Aktivitäten in der Abteilung zwangsläufig weiter reduzierte.

Ich konnte meine Freiräume also gut nutzen und weitete bald meine Forschungsaktivitäten aus, die sich verstärkt durch mein Studium der empirischen Psychologie auf die psychologischen Dimensionen chronischer Krankheiten erstreckten. Ich war nicht nur häufig auf den verschiedenen Stationen der Kinderklinik unterwegs, um unterstützt von einem schweren Koffertonbandgerät und mit verschiedenen psychologischen Fragebögen und Tests Kinder zu untersuchen, sondern war als junger Assistenzarzt «trotz» meiner Zugehörigkeit zur Psychosomatischen Abteilung in der Kinderklinik bei Abteilungschefs und Oberärzten gut akzeptiert. Gleichwohl hätten sich die Assistenzärzte bei den obligatorischen Nachtdiensten in der Kernklinik wahrscheinlich das eine oder andere Mal neben sich wohl lieber einen somatisch etwas kompetenteren Kollegen gewünscht.

Andererseits konnte ich im Rahmen eines besoldeten Lehrauftrags ab Sommer 1974 über vier Semester eigenständige Lehreinheiten in der Abteilung für Medizinische Psychologie durchführen, die unter der Leitung der außerordentlich liebenswürdigen Frau Professor Margit von Kerekjarto stand, deren wunderbar modulierte Sprache von ihrer ungarischen Herkunft bestimmt war. Unter den von mir entwickelten Lehreinheiten galt eine der Arzt-Patienten-Kommunikation, bei deren praktischer Durchführung ich auch einen Eindruck von der Borniertheit einiger Medizin-Studenten gewinnen konnte. Ich fühlte mich später noch häufig an diese frühen Erfahrungen erinnert, wenn ich Kollegen im Gespräch mit Patienten beobachten konnte, und ganz besonders, wenn ich mich selbst in ihrer Hand als Patient befand.

Meine Forschung führte dazu, dass ich als einziger Assistent in dem frisch gegründeten, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten und von Adolf-Ernst Meyer sowie Hedwig Wallis geleiteten Sonderforschungsbereich 115 für «Psychosomatik, klinische Psychologie und Psychotherapie» mein Projekt zu den chronischen Krankheiten im Kindesalter einbringen konnte und dort über mehrere Jahre auch eine Forschungsstelle für eine Psychologin bzw. einen Psychologen hatte. Gleichzeitig vergab ich Themen für Dissertationen, die

ich supervidierte und - angesichts stärkerer Probleme bei der Abfassung seitens der Doktoranden - auch zu großen Teilen selbst verfasste, was unserer Freundschaft keinen Abbruch tat. Der wichtigste lebenslange Freund aus dieser Gruppe wurde Dirk Wefers, mit dem wir in unserer Hamburger Zeit viele gemeinsame Feiern und Aktivitäten hatten und mit dem dieser ursprüngliche Draht der Freundschaft vollständig erhalten geblieben ist.

Aus diesem Projekt ging dann 1975 meine zweite Dissertation, diesmal in Psychologie, mit dem Titel «Zur Psychologie der chronischen Krankheit: Untersuchungen an Hämophilen» hervor. Unvergesslich blieb mir die mündliche Prüfung durch den damals in Hamburg als Gast-Professor weilenden, aus den USA stammenden Professor Frank Wesley, der mit einer deutlich jüngeren Studentin liiert einen sehr speziellen Lebensstil mit teilweiser Umkehr des Tag-Nacht-Rhythmus führte. Als der von ihm gewählte Ko-Examinator nicht zu dem vereinbarten abendlichen Termin erschien, entschlossen wir uns kurzerhand, das Prüfungsgespräch auf eine Tonbandkassette aufzunehmen, um den Verlauf gegenüber dem Prüfungsamt zu dokumentieren. Es hat nie Rückfragen zu diesem Vorgehen gegeben.

Im Rahmen meiner Facharztausbildung war ich ab Oktober 1974 zunächst für ein Jahr auf einer somatischen Station der Kinderklinik und dann für ein weiteres Jahr in der Erwachsenenpsychiatrie des AK Hamburg-Ochsenzoll tätig. Die Arbeit auf der pädiatrischen Station war nicht nur durch ihre Inhalte, sondern auch durch die Freundschaft mit meinem deutlich erfahreneren Ko-Assistenten Pit Willig ein Meilenstein meiner Facharztausbildung. Wir hatten nicht nur sehr viel gemeinsamen Spaß mit zum Teil burlesker Ausprägung, sondern ich verdankte Pit auch die minutiöse Vorbereitung der Visiten, die ich als somatischer Novize ohne sein Zutun nicht ohne Blessuren überstanden hätte. Bei diesen Visiten erschien der Direktor der Kinderklinik, Prof. Karl-Heinz Schäfer, mit einem Rudel von Oberärzten auf der Station und der Rundgang diente neben der Orientierung über die einzelnen Patienten implizit auch der Überprüfung des Wissens und des Ausbildungsstandes der Assistenten.

Ich stand bei diesem Schaulaufen gleich unter zweifacher Beobachtung, einmal wegen meiner Vorgeschichte als sog. «Psychosomat», einer eigentlich nicht ganz für voll genommenen Spezies von Medizinern, und andererseits unter der speziellen Bewertung durch Prof. Schäfer. Dieser hatte sich schon bei meiner Anstellung dahingehend geäußert, das ich ja einer der kritischen Studenten mit Diskussionsbeiträgen bei den Vollversammlungen der späten 60er Jahre gewesen sei, was sich mit seiner äußerst konservativen Weltsicht nicht gerade gut vertrug.

Bestens vorbereitet durch Pit meisterte ich nicht nur die Visiten, sondern konnte auch mehrere meiner frühen Publikationen bei der Monatsschrift für Kinderheilkunde, deren Herausgeber Herr Schäfer war, platzieren. Damals entschied letztlich der Herausgeber oder allenfalls ein Mitglied des Beirates einer Zeitschrift über das Schicksal eingereichter Manuskripte, denn das Prinzip der «peer review» war noch nicht etabliert. Pit Willig wurde später Professor für pädiatrische Endokrinologie an derselben Klinik und ist in diesem Jahr der Berichtserstellung als 80-Jähriger in beneidenswert guter Verfassung weiterhin ärztlich tätig.

Mein letztes Ausbildungsjahr in der Erwachsenenpsychiatrie war in mehrerer Hinsicht wertvoll. Ich konnte erstmalig Erfahrungen mit den schweren psychischen Störungen wie Schizophrenie und manisch-depressive Erkrankungen und ihre oft chronische Manifestation sammeln. Die Klinik hatte vor allem durch die Möglichkeiten der Psychopharmakotherapie ihren vormaligen Charakter

Der Lohn für die Anstrengung. Die Urkunden zur Habilitation und Facharztanerkennung

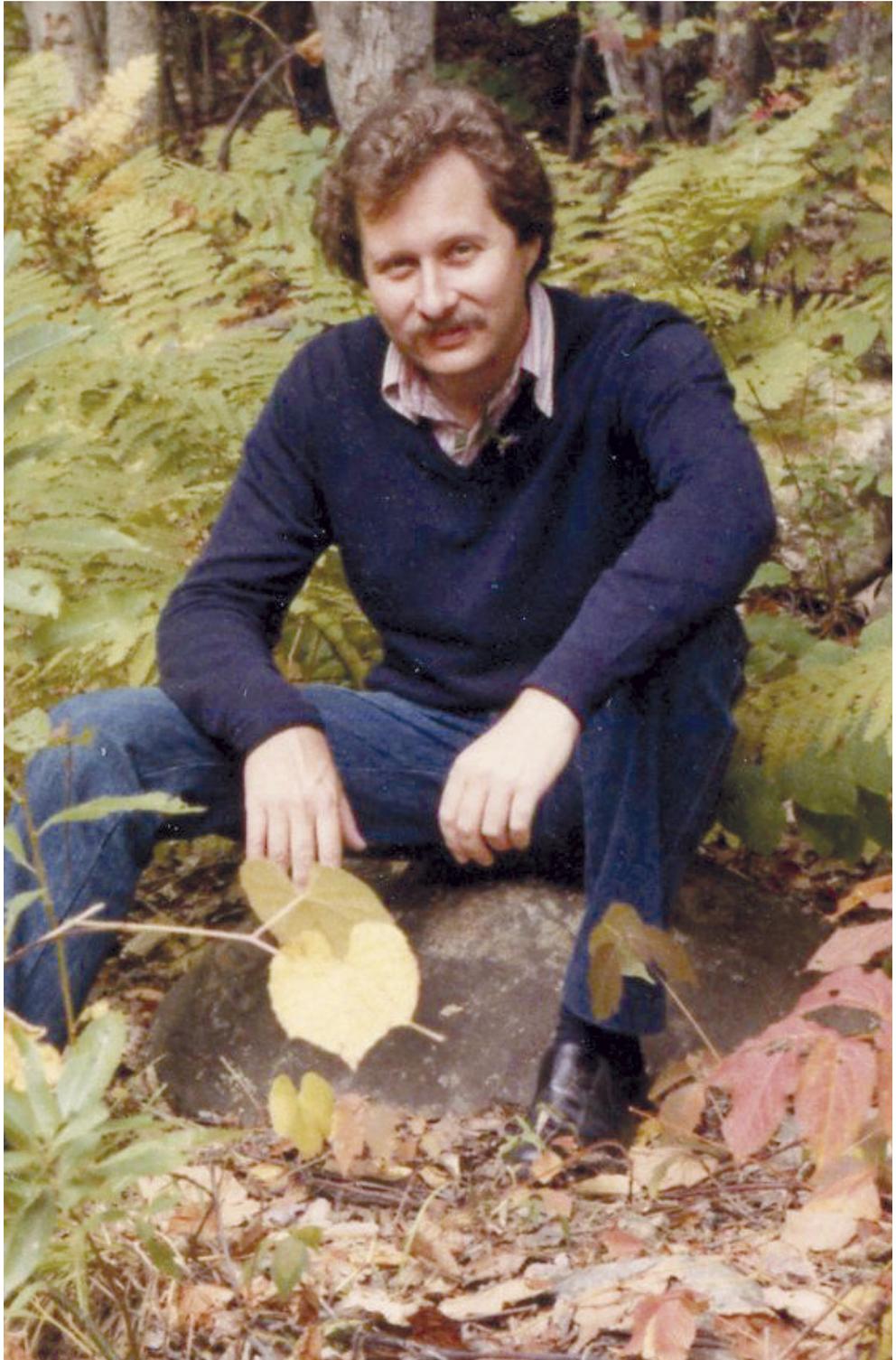


als eine Einrichtung der Anstaltspsychiatrie stark zurückgebildet und war in mehrere unabhängige Kliniken aufgespalten worden. Meine Ausbildungsklinik wurde von Chefarzt Dr. Erdmann geleitet, der eigentlich gerne Oberarzt geblieben wäre. Er war ein überaus bescheidener und gütiger Mensch, bei dem im Gespräch selbst die im Ton und Verhalten ungezügelt und ausfallende manische Patientin mit multiplen Psychiatrieaufenthalten lammfromm wurde. Dr. Erdmann war einer der wirklich eindrucklichen Chefärzte meiner Berufskarriere, der auch die

von ihm noch miterlebten Jahre der Anstaltspsychiatrie vor der Einführung der Psychopharmakotherapie plastisch darstellen konnte. So ist mir eine seiner Aussagen nachhaltig und symbolträchtig in Erinnerung geblieben: «Wissen Sie, wenn ich morgens aus der U-Bahnstation kam [die mehr als einen Kilometer entfernt von der Klinik lag], hörte ich schon das Gebrüll unserer Patienten!» Die Sozialpsychiatrie hatte allerdings damals zur Zeit meines Weiterbildungsjahres im AK Ochsenzoll noch nicht wirklich Einzug gehalten.

Die Beziehung zu meiner Chefin Frau Wallis war nicht erst durch meine lange Abwesenheit wegen der komplettierenden Ausbildung in Pädiatrie und Erwachsenenpsychiatrie zunehmend distanzierter geworden. Wenngleich sie auch schon vorher relativ zurückhaltend hinsichtlich der Kommentierung meiner Aktivitäten gewesen war, hatte sie mir andererseits immer den Freiraum für meine Forschung eingeräumt. Als ich ihr noch in meinem letzten externen Ausbildungsjahr mitteilte, dass ich nun die Habilitation zu beantragen gedächte, kommentierte sie dies nur nüchtern damit, dass sie «nichts dagegen» habe. Mir wurde dann im September 1976 mit 33 Jahren die *venia legendi* für das Fach «Psychosomatische Kinderheilkunde» verliehen. Nachdem mich schon zuvor Professor Helmut Remschmidt aus Berlin kontaktiert und als seinen Stellvertreter in die noch junge Abteilung für Psychiatrie und Neurologie des Kindes- und Jugendalters an der Freien Universität (FU) eingeladen hatte, war mein Aufenthalt in der Hamburger Abteilung mit wenigen verbleibenden Monaten nur noch sehr kurz.

In meiner
Berliner Zeit -
aufgenommen in
Vermont
während meiner
ersten Reise in
die USA 1981



Berufliche Tätigkeit in Berlin

Der Start und die ersten Jahre in Berlin waren anregungs- und lehrreich. Der deutlich erweiterte Verantwortungsbereich mit meiner Zuständigkeit für die Poliklinik als zentraler und am Anfang einziger Einheit der Abteilung, meiner Mitwirkung bei dem noch nicht abgeschlossenen Aufbau der Abteilung, vor allem der geplanten beiden Stationen, und meiner Mitgestaltung der Weiterbildung von Assistenzärzten und Psychologen war attraktiv und machte deutlich, dass mein Wechsel von Hamburg richtig gewesen war. Die Abteilung erhielt wegen ihrer Lage und Postanschrift an der Platanenallee in Berlin-Charlottenburg sehr bald über das Haus hinaus die Kurzbezeichnung «Die Platanen».



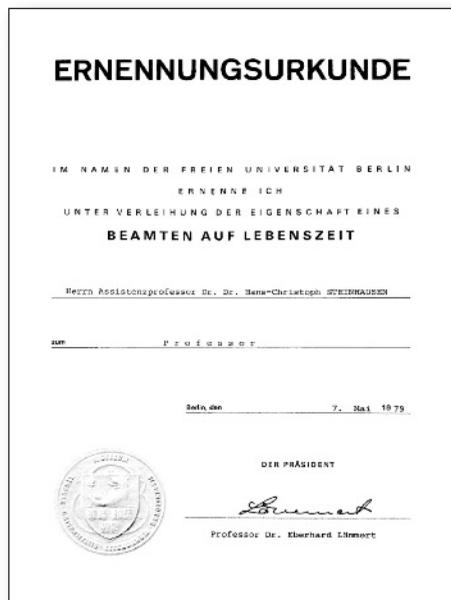
Die Abteilung für Psychiatrie und Neurologie des Kindes- und Jugendalters an der Freien Universität Berlin in den 1980er Jahren

Dort sah ich eine gegenüber der Hamburger Klientel deutlich erweiterte Vielfalt von psychischen Störungen in der Kinder- und Jugendpsychiatrie (KJP) und lernte sehr dazu. Die Ausbildung der jüngeren Kollegen wurde als eine wichtige Aufgabe erkannt und mit regelmäßigen Fallkonferenzen und Klassifikationsübungen gepflegt, wobei die Standards der noch neuen ICD-9 der WHO trainiert wurden und Wert auf eine systematische Dokumentation mit kontinuierlich wachsendem Ausmaß gelegt wurde. Letztere war für die Systematisierung der Untersuchungsprozesse sehr wertvoll und wurde jahrelang auch in einer stark von den Professoren Helmut Remschmidt und Martin H. Schmidt beeinflussten Arbeitsgruppe quer durch die Republik mit der Entwicklung gemeinsamer Dokumentationssysteme und jeweils spezifischen lokalen Varianten gefördert. An dieser Arbeitsgruppe nahmen auch Repräsentanten der KJP in Wien und Zürich sowie einige holländische Vertreter teil.

Eine kontinuierliche Einführung und Supervision von Psychotherapien gab es hingegen erst deutlich später, vor allem in der Zeit meiner eigenen Leitung der Abteilung. Für hinlänglichen Methodenstreit sorgte hingegen die Anwesenheit von zwei tiefenpsychologisch orientierten Mitarbeiterinnen, darunter einer Psychagogin, der damals noch gängigen Bezeichnung für Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeuten, die als Pädagogen eine Ausbildung in einem außeruniversitären Psychotherapieinstitut durchlaufen hatten, in Berlin von der Neo-Analyse und der ikonenhaft verehrten Annemarie Dührßen dominiert. Mit meiner Orientierung an einer empirischen Verhaltenstherapie empfand ich, besonders in meiner späteren Leitungsfunktion, die ständig gebotene Auseinandersetzung mit dieser dogmatischen und mehr von Lehrmeinungen als von Fakten bestimmten Vorgehensweise in der Psychotherapie als mühselig. Besonders die Assistenzärzte, die sich in ihrer Freizeit und auf eigene Kosten der Ausbildung in einem der ausschließlich tiefenpsychologisch orientierten privaten Institute unterzogen, litten unter dieser Orientierung an zwei inhaltlich unterschiedlichen Lernzielen, der praktischen kinder- und jugendpsychiatrischen Versorgung und der tiefenpsychologischen Psychotherapie. Was mich schon damals irritierte, hat mich später zur Etablierung einer integrierten Psychotherapieausbildung motiviert.

Aufgrund meiner Herkunft aus der Psychosomatik wurde in Absprache zwischen den Ordinarien Hans Helge (für die Kinderheilkunde) und Helmut Remschmidt schon bald vereinbart, dass ich zusätzlich die Arbeit auf der Psychosomatischen Station der Universitätskinderklinik supervidieren sollte, die damals keinen Abteilungsleiter hatte. Die Versorgung wurde dort von sehr erfahrenen und kompetenten Psychologinnen geleistet, die mit ihrer Orientierung an Verhaltens- und Gesprächspsychotherapie meinen Vorstellungen von empirisch begründeter Therapie besonders nahestanden. Meine wöchentlichen Visiten verliefen stets sehr harmonisch und es entwickelte sich vor allem mit der Psychologin Heidrun Stewin eine enge und langanhaltende Freundschaft, die erst durch ihren Tod nach schwerer Krankheit im Alter von 75 Jahren vor wenigen Jahren beendet wurde. Wir sind froh, dass wir in ihrem Ehemann Hans Rösch einen lebenslangen Freund gefunden haben, der uns noch dazu in wichtigen Rechtsfragen immer sehr kompetent beraten hat und in der von uns geplanten Stiftung eine zentrale Rolle spielen soll.

In der Lehre war mit wenigen Einheiten für Psychosomatik und KJP in den Hauptvorlesungen für Kinderheilkunde und Psychiatrie wenig Raum gelassen, um unsere Fachinhalte an die Medizinstudenten weiterzuvermitteln. Den mir zu Beginn von der FU verliehenen Titel eines Assistenzprofessors nutzte ich in der



Praxis nicht, weil ich mit der höherwertigen Habilitation m.E. bereits hinlänglich die Voraussetzungen für eine Professur erfüllt hatte. Mir war mit der Anwerbung angekündigt worden, dass ich in relativ kurzer Zeit mit einer C3-Professur würde rechnen können. Die entsprechenden Einleitungsprozesse liefen aber etwas zähflüssiger als erwartet und mündeten in der Empfehlung, mit einer C2-Professur vorlieb zu nehmen, da diese nicht ausgeschrieben werden müsse und auf dem Beförderungswege vergeben werden könne. Nicht ganz ohne eine gewisse Enttäuschung willigte ich in diese Empfehlung ein und wurde 1979

1979:
Ernennung
zum Professor
und Beamten
auf Lebenszeit

mit gerade noch 35 Jahren zum Professor berufen.

Für die Forschung war eine Infrastruktur geschaffen worden, bei der vor allem der kompetente und sehr bescheidene Mathematiker Dr. Dietmar Göbel von besonderem Wert für meine Aktivitäten wurde, weil die langjährige Zusammenarbeit mit ihm sehr effektiv war und wir mit dieser Unterstützung auch unabhängig von externer statistischer Beratung waren. Während ich in Hamburg zu Beginn meiner wissenschaftlichen Aktivitäten noch Lochkarten für Daten und Analysen in einem mühseligen und von Fehlern begleiteten Prozess für den Rechner selbst gestanzt hatte, eine Aufgabe, die später dann von dem in meinem SFB-Projekt angestellten Psychologen und Freund Dietrich Klusmann übernommen wurde, war die Situation in Berlin sehr viel komfortabler, wo ein abteilungseigener Rechner vorhanden war. Dieser sogenannte Laborrechner, der PDP-11, war die jüngste Innovation, und anders als die heute üblichen Personal Computer ein Monstrum und gigantischer Stromfresser. Die mit dem PDP-11 durchführbaren Datenanalysen bildeten den Hintergrund der umfangreichen Dokumentation jedes einzelnen Falles der Abteilung und machten eine sorgfältige Qualitätskontrolle der Daten erforderlich. Wenngleich mir diese Entwicklung ein neues Forschungsfeld eröffnete, kam ich sehr viel später zu der Einschätzung, dass die Chancen der Etablierung einer systematischen Versorgungsepidemiologie in der KJP nicht hinlänglich genutzt worden waren und stattdessen an den meisten Orten gigantische Datenfriedhöfe generiert wurden.

Der frisch
gebackene
Professor mit
Ornat bei der
privaten Feier
mit Freunden in
der Wohnung

Der zweite Schwerpunkt der Forschungsausstattung war in einem psychophysiologischen Ableitungsplatz mit gleichzeitiger Videoüberwachung gelegt worden, wobei dieser Einsatz der noch jungen Videotechnik als besonders innovativ und kennzeichnend für die Berliner Abteilung betrachtet wurde. In der Tat wurde die Videoaufzeichnung gerne für die Abbildung klinischer Phänomene und gruppentherapeutischer Aktivitäten genutzt, während die ursprünglichen Forschungsziele für die integrierte EEG- und Videoaufzeichnung unscharf blieben und nach dem Ausscheiden des von seiner Tätigkeit nicht genügend überzeugten promovierten Ingenieurs mehr oder weniger in sich zusammenfielen. Manche der Videoaufzeichnungen einzelner Patienten konnten hingegen in der Vorlesung gewinnbringend eingesetzt werden.

Als ertragreich erwies sich hingegen ein von Herrn Remschmidt und mir entwickeltes Projekt der epidemiologischen Forschung zur Migration, dessen praktische Durchführung weitgehend in meinen Händen lag. Dieses Projekt war stark von den damals epochalen Studien von Michael Rutter auf der Isle of White und später in London beeinflusst und war über mehrere Jahre von der Volkswagen-Stiftung gefördert worden. Wir starteten mit einer aufwändigen Untersuchung der Kinder griechischer Gastarbeiter, um deutlich später im kleineren Rahmen mit meiner Doktorandin Esther Edinsel die Kinder türkischer Gastarbeiter und mit dem Assistenten und Doktoranden Jörg Fegert die Kinder der in Berlin stationierten französischen Soldaten zu untersuchen. Esther war als Kind türkischer Eltern und Jörg Fegert aufgrund seines früheren Studiums in Frankreich zweisprachig. Während unsere Forschung in diesem Schwerpunkt ohne spezielle epidemiologische Vorkenntnisse sich methodologisch an den Standards der englischen Vorbildprojekte orientieren konnte, profitierte die Zusammenstellung der Untersuchungsverfahren speziell der Psychopathologie von meinem besonderen Interesse an quantifizierenden Beurteilungsskalen und Fragebögen, das ich in Verlängerung meiner Hamburger Aktivitäten nunmehr und in der weiteren Folge systematisch ausbaute. Andere Schwerpunkte meiner Hamburger Forschung konnte ich fortführen und weiterentwickeln.

Ein neues und langjähriges Projekt entstand aus der Zusammenarbeit mit Hans-Ludwig Spohr, der sich als einer der ersten Kinderärzte mit den dramatischen



Auswirkungen der Alkoholembryopathie befasste. Unter Mitarbeit von Veronika Nestler, die nach ihrer Tätigkeit als Kinderärztin sich weiter in der KJP spezialisierte, sowie später Judith Willms und mit finanzieller Unterstützung der DFG gelang es uns, eine große Kohorte von Kindern mit unterschiedlich starken Auswirkungen der pränatalen Schädigung durch den mütterlichen Alkoholkonsum systematisch und mehrdimensional zu erfassen. Hans-Ludwig konnte sich nicht nur als externer Chefarzt mit dieser Forschung habilitieren, sondern auch zu einem international führenden Experten entwickeln und ist auch heute noch in fortgeschrittenem Alter als Arzt in der Versorgung der betroffenen Menschen unterschiedlichsten Alters engagiert. Unsere Forschungsergebnisse waren von so großer praktischer Bedeutung, dass sie im «Lancet», einer der weltweit führenden medizinischen Fachzeitschriften, veröffentlicht wurden. Veronika haben wir als liebe Freundin und Kollegin leider schon relativ früh durch Tod nach schwerer Krankheit verloren.

Ein verwandtes Thema der Forschung war die Studie zu den Kindern epileptiekranker Mütter, das ich gemeinsam mit Hans Helge, dem Direktor des Kaiserin-Auguste-Victoria-Hauses (KAVH), der Berliner Universitätskinderklinik, Mitte der 80er Jahre leiten durfte. Helge war ein mit Kindern ungemein sanftmütig umgehender Mann und ein sehr freundlicher Chef, der seinen Mitarbeitenden bei der Durchführung des Projektes großen Gestaltungsspielraum ließ. Dieses ebenfalls von der DFG geförderte Projekt ging der Frage nach, inwieweit die Exposition von Kindern durch die antiepileptische Medikation ihrer Mütter Folgen für die Entwicklung haben kann. Dabei mussten wir auch bereits Säuglinge und sehr kleine Kinder mit entwicklungspsychologisch angemessenen Beobachtungsmethoden untersuchen. In Zusammenarbeit mit der Entwicklungspsychologin Hellgard Rauh organisierten wir daher einen Kursus zur Erfassung des Verhaltens von Säuglingen, geleitet von T. Berry Brazelton, dem Bostoner Pionier auf diesem Gebiet, und ein anschließendes Symposium mit Beiträgen namhafter internationaler Experten, dessen Beiträge unter dem Titel «Psychobiology and Early Development» auch in Buchform erschienen sind. Unter den Mitarbeitenden war Gisela Lösche für mich



In meinem Büro
(von 1976
bis 1987)

besonders wichtig, weil sie mit großem Feingefühl die psychologischen Untersuchungen im Projekt durchführte.

Das Jahr 1980 bedeutete insofern einen markanten Zeitpunkt in meiner Berufslaufbahn, als Herr Remschmidt dem Ruf auf den Lehrstuhl für KJP an seiner Herkunftsuniversität Marburg folgte und mir nunmehr als kommissarischer Leiter die Verantwortung für die Berliner Abteilung übertragen wurde, die ich bis zum Antritt meiner Position in Zürich im Jahre 1987 innehatte. Die neue Funktion war in unterschiedlicher Weise herausfordernd, befriedigend und auch belastend. In der alltäglichen Versorgungsarbeit und auch der Organisation war ich hinlänglich durch meinen mehr als dreijährigen Vorlauf in der Funktion des Stellvertreters auf die Aufgaben vorbereitet. Ich setzte die von mir schon zuvor eingeführte persönliche Auswahl der von uns weiter behandelten Patienten in den sog. «Fünfminuten-Gesprächen» in Begleitung einer der Schwestern (so hießen sie damals noch!) der Poliklinik fort, leitete die Fallbesprechungen und andere Weiterbildungsveranstaltungen, nahm die Visiten auf den Stationen ab und hielt auch die Vorlesungen.

Cover der
9. Auflage
meines
Lehrbuchs
von 2019

Letztere waren, wie bereits beschrieben, im Curriculum der Medizinstudenten nur spärlich vertreten, während die Sonderpädagogen eine abendliche zweisemestrige Vorlesung über alle relevanten Störungen der KJP erhielten. Aus den vorbereitenden Aufzeichnungen für diese Vorlesung ist mein 1988 erstmalig erschienenenes Lehrbuch «Psychische Störungen bei Kindern und Jugendlichen» entstanden, das sich zum führenden Lehrbuch der KJP entwickelte und derzeit in seiner 9. Auflage vorliegt. Mit dieser Vorlesung waren auch Prüfungen verbunden, bei denen ich - wie teilweise auch

bei den anderen Prüfungen der recht kanonisierten Pädagogik - anwesend sein musste und nicht selten über die bescheidenen Kenntnisse der von mir unterrichteten Studierenden in der KJP irritiert war - allesamt fertig ausgebildete Lehrer, die hier bei vollem Gehalt und Freistellung von jeglicher Arbeitsverpflichtung die Sonderpädagogik im Aufbaustudiengang erlernten.





Konferenz der Fachvertreter der Kinder- und Jugendpsychiatrie 1985. V.l.n.r. untere Reihe: Reinhart Lempp, Gerhard Nissen, Thea Schönfelder, Christian Eggers, Helmut Remschmidt, Heinz Kehrer, Manfred Müller-Küppers. Obere Reihe: Peter Strunk, Fritz Poustka, Joest Martinus, HCS, Klaus Schenk, Martin Schmidt, Gerd Schütze.

Ausgeprägte Probleme bereiteten mir hingegen die mit dem Amt des «Kommissarius» verbundenen Einschränkungen. Da meine Funktion bis zur Neubesetzung des Lehrstuhls als vorübergehend betrachtet wurde, erhielt ich von außen nicht immer den umfassenden Respekt, den ein berufener Amtsinhaber hätte erwarten können. Insbesondere bei den mit Beginn der 80er Jahre im Berliner Wissenschaftsbetrieb einsetzenden Sparmaßnahmen war ich den von der lokalen Verwaltung verordneten Vakanzen und Streichungen von Stellen relativ schutzlos ausgesetzt. Dabei wurde von meinen Kollegen in Berlin und andernorts auch gerne das Argument bemüht, dass die Abteilung für KJP ja disproportional gut mit Stellen ausgestattet gewesen sei. Auch meine unmittelbaren Amtsbrüder ließen wenig spürbare Solidarität mit mir erkennen.

Als noch belastender erwiesen sich aber die von innen kommenden Widerstände. Offensichtlich musste eine kleine Gruppe von Mitarbeitenden meine Leitungsfunktion testen und infrage stellen und damit das Arbeitsklima nachhaltig beschädigen. Der rivalisierende Charakter dieser Manöver angesichts meiner kommissarischen Leitungsfunktion war allzu offensichtlich. In meiner weiteren Berufslaufbahn durfte ich dann wiederholt beobachten, dass für die Ausprägung von Persönlichkeitsmerkmalen auch bei Psychiatern und Psychologen das statistische Gesetz der Normalverteilung mit einer kleinen Anzahl von Extremen gilt. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich gerne einer der wichtigsten Maximen für die Berufstätigkeit, die Professor Arthur Schmale meiner Examensgruppe bei

der Diplomprüfung in der Psychologie in Hamburg als Begründung für seine Benotung mit auf den Weg gegeben hatte: «Psychologen wirken nicht nur durch ihr Wissen, sondern vor allem durch ihr Verhalten - und dafür erhalten Sie alle die Note sehr gut!».

Die letztlich in meiner Berliner Zeit und auch anschließend noch über Jahre erfolglosen Bemühungen um eine Wiederbesetzung des Lehrstuhls nährten sich aus mehreren Quellen. Einerseits war die Frontstadt West-Berlin als Insel im roten Meer der DDR nicht unbedingt attraktiv oder sogar abschreckend für einige potentielle Kandidaten. Andererseits wurde der von der Berufungskommission immer wieder vorangetriebene Versuch, mich auf den Lehrstuhl zu berufen, von den zuständigen, im Amt wechselnden politischen Senatoren für Wissenschaft ebenso durchgängig und konsequent mit der Begründung durch das in Berlin praktizierte Hausberufungsverbot abgelehnt, obwohl ich schon seit geraumer Zeit ehrenamtlich als Landesarzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie für die Gesundheitsbehörde tätig war. Andererseits waren meine externen Bewerbungen insofern lange erfolglos, als mir der Ruf vorausging, ich wolle nur durch einen Ruf an eine andere Universität das Hausberufungsverbot in Berlin außer Kraft setzen, um die vergleichsweise besser ausgestattete Berliner Abteilung definitiv übernehmen zu können.

Im Rahmen dieser Zeit gab es andererseits aber auch zahlreiche positive Erfahrungen. Dazu zählten vor allem die jährlichen Kongresse der American Academy of Child and Adolescent Psychiatry (AACAP) an verschiedenen Orten der USA, die ich mit Unterstützung durch die DFG besuchen und mit Reisen durch die USA, teilweise in Begleitung von Lena, verbinden konnte. Unsere erste Reise hatte 1981 in Toronto mit einem Aufenthalt in der Familie des ursprünglich aus Deutschland eingewanderten Kinder- und Jugendpsychiaters Klaus Minde begonnen, mit der uns ab dann eine jahrelange Freundschaft verband. Nach einer eindrucksvollen Fahrt durch die *New-England States* waren wir vor unserem Ziel New York noch in New Haven gewesen, wo ich am Child Study Center der Yale Universität einen eintägigen Zwischenstopp einlegte.

Dort war man sehr *busy* und ich wurde dementsprechend zügig von einem zum nächsten Professor durchgereicht. Es war dem noch amtierenden Direktor, dem Psychoanalytiker Albert Solnit, gelungen, eine Gruppe junger Forscher mit Donald Cohen und weiteren Professoren zusammen zu bringen, die zwar eine betont empirische und schon biologisch akzentuierte Forschung betrieben, in ihrer klinischen Praxis aber traditionell psychoanalytisch dachten und handelten. So betonte der mir über viele Jahre freundschaftlich-kollegial verbundene Gerald

Young einmal, dass Psychotherapien mit jungen Kindern ja so anstrengend seien, weil man sich als Therapeut so viel auf dem Fußboden bewegen müsse und dabei noch von dem Kind gegen das Schienbein getreten werde.

Der erste Besuch und auch die weiteren Aufenthalte in New York waren eindrucksvoll, weil wir besonders bei der Ankunft in der Grand Central Station zunächst wie staunende Kinder auf das Geschehen in dieser quirligen Stadt starrten. Unter den Kontakten war das wiederholte Zusammentreffen mit Heino Meyer-Bahlburg, in dessen Apartment ich mehrmals übernachten durfte, sehr nachhaltig. Ich kannte Heino und Anke Ehrhardt, seine damalige Ehefrau und langjährige Abteilungsleiterin und Chefin an der Columbia University, schon von ihren Besuchen in Hamburg bei Frau Wallis, die mein Interesse für die psychoendokrinologische Forschung angeregt bzw. vertieft hatten. Heino und Anke haben stets in großer Loyalität miteinander als Professoren an gemeinsamen Zielen gearbeitet.

Außerdem lernte ich Magda Campbell kennen, die am Bellevue Hospital arbeitete und lehrte und Meilensteine in der noch jungen psychopharmakologischen Forschung bei Kindern und Jugendlichen gesetzt hatte. Magda war gebürtige Kroatin und hatte noch viel von der habsburgisch-österreichischen Kultur einschließlich der deutschen Sprache in sich. Als ich ihr nach einem gemeinsam mit Kollegen besuchten Lunch in einem Restaurant in den Mantel half, raunte sie mir mit einem Zwinkern und mit ihrem charmanten Akzent auf Englisch zu: «You know, they don't do it here!». Sie war als Vorsitzende des Research Committee der AACAP 1985 auch verantwortlich dafür, dass ich als einziger Europäer in dieses Committee als Research Consultant berufen wurde, sodass ich bis zum Ende meiner Tätigkeit in Berlin regelmäßig einmal jährlich in die USA reisen musste und dabei auch jedes Jahr Vorträge halten konnte. Ich war dort immer wieder von der Bandbreite und Qualität der empirischen Forschung der KJP in den USA beeindruckt, die einen so ausgeprägten Kontrast zur deutschen Forschung mit zum Teil sehr tradierten Inhalten und Methoden bildete. Andererseits war ich aber auch damals schon davon überzeugt, dass unsere Spitzenforschung in der KJP durchaus mit den Standards in den USA mithalten konnte.

Von Berlin aus konnte ich auch wiederholt Kontakte zu Kollegen in der DDR aufbauen. Über seine Bitte um Sonderdrucke meiner Publikationen entstand der Kontakt zu Wolfram Kinze, der sich als einziger ohne Parteizugehörigkeit in der SED für die KJP in der DDR hatte habilitieren können und den ich bei Tagungen kennen und nach der Wiedervereinigung als Freund sehr schätzen lernte. Spätere wiederholte Vorträge bei ihm und die Kahnfahrten im

Spreewald bei Lübben, seinem Wirkungsort als Chefarzt der KJP, sind von bleibender Erinnerung. Auch die Kontakte zur ursprünglich von dem Rostocker Ordinarius Gerhard Göllnitz geförderten Gruppe jüngerer Kinder- und Jugendpsychiater sowie Psychologen mit Schwerpunkten in der KJP und den Rehabilitationswissenschaften gehören dazu. In den letzten Jahren der Existenz der DDR war auch die Kontaktaufnahme zu Klaus-Jürgen Neumärker auf dem Lehrstuhl der KJP der Charité möglich geworden, die zu regelmäßigen Vortragsbesuchen bei ihm in Ost-Berlin aus der gemäß DDR-Diktion «dritten politischen Einheit West-Berlin» kommend und einer anhaltenden Freundschaftsbeziehung führten.

Mit Klaus verband mich besonders meine Forschung zur Anorexia nervosa, die ich mir erst in Berlin hatte aufbauen können. Unser Zusammengehen bei diesem Projekt hatte ich anfänglich noch mit dem persönlichen Ausliefern der erforderlichen Fragebogenexemplare durch die Mauer hindurch unterstützen müssen, weil die begrenzten und streng kontrollierten Fotokopiermöglichkeiten an der Charité die Anfertigung von Kopien vor Ort nicht zuließen. Die mitternächtlichen Abschiede von Klaus und seiner Ehefrau Uschi im Tränenpalast, der Ein- und Ausreisestelle am Bahnhof Friedrichstraße, gehören zu den eindrücklichsten Erfahrungen aus der Zeit der DDR. Noch vor dem Zusammenbruch des Sozialismus hatte ich auch mit Svetlana Boyadjieva in Sofia (Bulgarien) und Maria Grigoroiu-Serbanescu in Bukarest (Rumänien) Kontakt aufgenommen, um eine Verbundstudie zum Verlauf der Anorexia nervosa umzusetzen, zu der auch die Studien in West- und Ost-Berlin gehörten. Die Ergebnisse dieser internationalen Studie haben Klaus und ich später in einem Supplementum zur Zeitschrift «European Child + Adolescent Psychiatry» veröffentlicht, zu deren Mitgründern ich 1991 gehört hatte.

Meine siebenjährige Amtszeit als kommissarischer Leiter der Abteilung an der FU mit nicht unterdrückbaren Enttäuschungen über ausgebliebene Berufungen näherte sich schließlich ihrem Ende, als ich nach sechs Jahren einen Ruf auf die C3-Professur zur Leitung der KJP an der Universität Erlangen-Nürnberg erhielt. Diese an sich schon ungewöhnliche Mindereinstufung der Professur anstelle des fachüblichen Ordinariates mit einer C4-Professur war in Verbindung mit der wenig flexiblen, altfränkisch harten Verhandlungsführung durch den Kanzler der Universität letztlich ausschlaggebend dafür, dass ich meiner noch laufenden Bewerbung für den Lehrstuhl in Zürich bessere Chancen einräumen wollte und daher den Ruf nach Erlangen ablehnte, bevor ich den Ruf nach Zürich erhalten hatte.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Abteilung in Berlin haben mir ein überaus liebenswürdiges und herzliches Abschiedsfest bereitet, dessen Höhepunkt die Aufführung des Komischen Quartetts «Die Professoren» für Sopran, zwei Tenöre, Bass und Chor als «posthume Neufassung» nach op. 74 von Franz Schubert war. Unter der kundigen Begleitung unserer Musiktherapeutin Julia Schäfer am Pianoforte waren Michael von Aster als Steinhausius, Karin von Rosen als Collega,

2

Die Professoren

Komisches Quartett für Sopran, 2 Tenöre und Bass
Fr. Schubert Op. posthum

Sopran (Collega) · Tenore I (erster Professor) · Tenore II (zweiter Professor) · Bass (weiter Professor)

Andante alpino

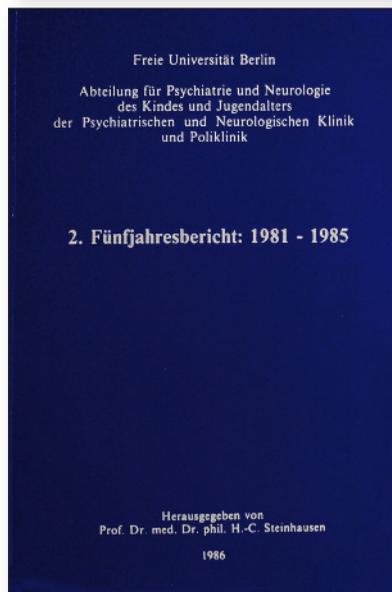
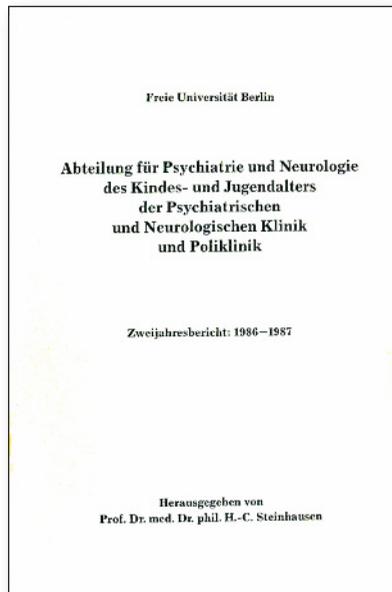
PIANOFORTE

Mein Herr, ich komm' mich anzu - fra - gen, ob denn der Herr Stein - hau - si -

Edison Peters

Die erste Seite
der Partitur
«Die Professoren».
Aufführung bei
meinem
Abschiedsfest
1987

Tätigkeits-
berichte über die
Zeit meiner
Abteilungsleitung
an der FU Berlin



Jörg Fegert als Professor I (in Voraussetzung seiner zukünftigen Position und als ausgebildeter Sänger), Hans-Werner Noll als Professor II sowie weitere Mitarbeitende im Chor (darunter der spätere Ulmer Professor Lutz Goldbeck und der spätere Kieler Privatdozent Günter Hinrichs) an dieser unvergesslichen Uraufführung maßgeblich beteiligt. Leider ist die digitalisierte Videoaufzeichnung nur in technisch unbefriedigender Form erhalten geblieben. Gleichwohl bildete sie zusammen mit einem umfangreichen Album mit Fotos der «Platane» und ihrer Mitarbeiterschaft eine bleibende Erinnerung an den Abschluss eines wichtigen Lebensabschnittes.

Die Zeit in verantwortlicher Position in Berlin habe ich in zwei Dokumenten zusammengefasst, dem ausführlicheren 2. Fünfjahresbericht 1981-1985 und dem schmaleren Zweijahresbericht 1986-1987 der Abteilung für Psychiatrie und Neurologie des Kindes- und Jugendalters der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik und Poliklinik. Beide Berichte liegen nur in nicht öffentlich verfügbarer gedruckter Form vor (und harren allenfalls einer digitalen Erfassung). Sie stellen detailliert die Aktivitäten in Krankenversorgung, Lehre und Weiterbildung mit Gastreferaten namhafter nationaler und internationaler Experten dar und enthalten auch eine

Kurzfassung aller, zum Teil hier von mir nicht speziell angesprochenen Forschungsprojekte. Die Vielfalt der wissenschaftlichen Aktivitäten wird auch durch den beträchtlichen Anstieg an zu einem großen Teil auch internationalen Publikationen, die abgeschlossenen Dissertationen und die Vorträge ersichtlich. Schließlich sind die Namen aller Mitarbeitenden aufgelistet, an die ich mich ebenso wie an meine Gestaltungsmöglichkeiten in meiner Berliner Zeit gerne und dankbar erinnere.

2006



Wirken und Gestalten in Zürich bis zur Pensionierung

Den Ruf nach Zürich erlebte ich als eine Befreiung und Chance für ein dauerhaftes Wirken. Dort war der Lehrstuhl seit der Emeritierung meines Vorgängers Robert Jules Corboz im Jahre 1984 vakant und der Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienst (KJPD) des Kantons interimistisch von dem Leiter der Psychiatrischen Poliklinik, Professor Hans Kind, geleitet worden. Zwei Versuche, den Lehrstuhl mit Berufungen deutscher Ordinarien wieder zu besetzen, waren fehlgeschlagen. Die von dem weltweit überaus renommierten Forschungsdirektor der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK), meinem späteren Kollegen und von mir hoch geschätzten Freund Professor Jules Angst geleitete Kommission, hatte in einem dritten Anlauf mich an die erste Position einer Zweierliste gesetzt und ich konnte 1987 nach Zürich reisen, um meine Verhandlungen aufzunehmen. Der KJPD bestand damals aus der universitären Poliklinik mit zwei Gebäuden in der Freiestraße unweit vom Hauptgebäude der Universität, der Kinder-Therapiestation Brüschtal in Männedorf auf dem Land mit Blick auf den Zürichsee und den Regionalstellen, die von meinen beiden Amtsvorgängern in beispielhafter Weise zur Sicherstellung einer gemeindenahen Versorgung über Jahrzehnte aufgebaut worden waren. Ferner gehörte eine in dem Kinderspital angesiedelte und dort verwaltete Tagesklinik zum KJPD, was eine problematische Konstruktion mit tatsächlich genutztem Spaltungspotential bedeutete.

An einem meiner Verhandlungstage fand die Beerdigung von Robert Jules Corboz statt, den ich von wenigen Kontakten her gekannt hatte und auf diesem Wege die letzte Ehre erweisen konnte. Einen ersten Eindruck von den speziellen Wegen Schweizer Politik hatte ich zuvor erleben können, als der für die Verhandlungen zuständige Erziehungsdirektor, Herr Dr. Gilgen, entgegen dem klaren Votum der Berufungskommission, parallel zu mir auch Verhandlungen

mit dem zweitplatzierten Kollegen aus Deutschland aufgenommen hatte, die von diesem zwar als Ruf reklamiert wurden, inhaltlich aber von beiden Seiten letztlich nicht zielorientiert geführt wurden. Bei den vorausgegangenen Berufungsversuchen waren bereits ungewöhnlich gute Angebote mit einem umfangreichen Forschungskredit und zusätzlichem Personal für Forschung und Klinik verhandelt worden, welche den Willen der Kantonsregierung widerspiegeln, die Entwicklung der KJP nachhaltig zu fördern, um den Anschluss an internationale Trends des Faches zu ermöglichen. Ich musste nur noch die Stelle einer zusätzlichen Forschungssekretärin für mich zugesichert bekommen und konnte meine Stelle in Zürich am 1. Oktober 1987 mit dem Gefühl bester Startbedingungen antreten.

Dieser Start entwickelte sich sehr bald als so desaströs, dass ich ernsthaft erwog, den nach wenigen Wochen eintreffenden Ruf auf den Berliner Lehrstuhl anzunehmen und Abschied von der damals überaus unwirtlichen Zürcher Position zu nehmen. Natürlich empfand ich den Ruf nach Berlin als Ironie der Geschichte, zumal ich in Berlin genügend unter den Konsequenzen des Hausberufungsverbot gelitten hatte. In den Verhandlungen war man zwar zumindest auf der Universitätsebene, nicht aber auf Ebene des damals zuständigen Wissenschaftssenators bereit, mein Gehalt an das in Zürich deutlich höhere Niveau anzupassen, was zu den Leitlinien von Auslandsberufungen gehörte. Man zeigte sich aber bei der von mir geforderten Rückgabe von Stellen, die in meiner Berliner Amtszeit gesperrt und aufgelöst worden waren, so restriktiv, dass ich mich schließlich schweren Herzens in einem intensiven Telefonat mit Lena gegen die Rückkehr nach Berlin entschloss. Der Erziehungsdirektor Dr. Gilgen hatte mir in einem persönlichen Gespräch zuvor mitgeteilt, dass man angesichts der langen Vorgeschichte und der großzügigen Umstände meiner Berufung auf meinem möglichen Abschied äußerst irritiert reagieren würde. Im KJPD hatten die Schwierigkeiten aber gerade erst begonnen und ich wurde für das beherzte und sehr entschiedene Eintreten von Dr. Gilgen für mich bald sehr dankbar, zumal es eine langfristig sehr glückliche Zeit in Zürich sicherstellte.

Die Probleme im KJPD Zürich bestanden damals in einer sowohl äußeren als auch inneren, strukturellen Verwahrlosung sowie einer auch in die Öffentlichkeit getragenen Revolte gegen mich. Die äußere Verwahrlosung wurde symbolhaft an dem Gruppenbesprechungsraum deutlich, in dem die Teilnehmenden auf Matratzen mit farbigen Decken an der Wand lagerten, sodass eher die Atmosphäre eines Hippie-Camps als die eines Arbeitsplatzes vermittelt wurde. Mein Co-Direktor, der für die Verwaltung zuständige ehemalige pädagogische Leiter



der Kinder-Therapiestation, Kurt Kneringer, kam nur allzu gerne meinem dringenden Wunsch nach, einen hinlänglich großen Konferenztisch mit Stühlen zu beschaffen und das Matratzenlager abräumen zu lassen. Der zweite Ort mit noch stärker ausgeprägten Zeichen der Verwahrlosung war die Direktionsetage mit meinem kleinen Amtszimmer für Besprechungen und meiner Bibliothek sowie einer Schiebetür zu einem angrenzenden kleinen Arbeitszimmer. Dort hatte ich gerade genügend Platz für den von meinem Vorgänger

1988
am Vierwald-
stättersee

übernommenen Schreibtisch, ein altes Standardmodell der Zürcher Verwaltung, sowie eine neue Schrankwand zur Aufnahme von Akten. Ferner befand sich auf dem Stockwerk mein Direktionssekretariat, das neue Forschungssekretariat, die kleine und sehr lieblos betreute Bibliothek mit wenig aktueller internationaler Literatur, ein Zimmer für den leitenden Arzt der Poliklinik und der Konferenzraum, der besonders für die Leitungssitzungen mit dem großen Team von Leitenden und Oberärzten genutzt wurde und in dem sich bald denkwürdige Szenen abspielen sollten.

Das Direktionssekretariat war in einem desolaten Zustand und zahlreiche, meist ältere Unterlagen waren wahl- und ziellos über und auf Schränke entlang dem Flur sowie in der Bibliothek verteilt, sodass eine meiner ersten wochenlangen Aktivitäten, die bis in die späten Abendstunden reichten, in der Sortierung dieser Materialien und Abfüllung in schwarze Plastiksäcke bestand, wobei meine Hände bald ebenso schwarz waren. In den ersten Fallkonferenzen war schnell deutlich geworden, dass im KJPD noch recht ideosynkretisch nach der ursprünglich von Jakob Lutz, meinem Vorgänger im Amt, eingeführten Klassifikation in Reaktionen (R) als Begriff für die jeweils vorliegenden Störungen, Milieu (M) und

Prognose (P) diagnostiziert und diskutiert wurde. Für die vorgeschriebene Dokumentation wurde zusätzlich ein an das deutsche System angepasster und verkürzter Bogen einschließlich einer Diagnose nach ICD-9, dem weltweit verbindlichen System der Weltgesundheitsorganisation (WHO) benutzt. Diese Dualität war nicht nur widersprüchlich, sondern auch ein Anzeichen dafür, dass die Zürcher KJP wenig Anschluss an die internationale Entwicklung des Faches genommen hatte.

Die Auseinandersetzung über diese Diskrepanz war unvermeidlich, und als ich im Rahmen der bald an Intensität zunehmend hitzigen Diskussionen bei einer der Leitungssitzungen im Konferenzraum auf diesen Umstand mit der Bemerkung hinwies, dass wichtige Entwicklungen der KJP an Zürich wohl vorbeigegangen seien, scholl mir aus der Versammlung eine Stimme mit heftigem Affekt entgegen, dass man eben bewusst diese Entwicklung nicht habe nehmen wollen. Offensichtlich wurde mein Ansinnen, diesen Anschluss nun sicher stellen zu wollen, als die Absicht eines seelenlosen Technokraten interpretiert, dessen schauspielerische Darstellung mir – in einer vermeintlich als Karikatur von einem Mitarbeiter der Tagesklinik gespielten Szene – in Form von blankem Hass bei einer ersten Feier auf dem Uetliberg vor Zürich entgegenschlug. Die Spannungen wurden sehr bewusst von zwei leitenden Mitarbeitern inszeniert, die von der Berufungskommission nach ihrer Bewerbung nicht als akzeptable Kandidaten betrachtet worden waren und nach meiner Zurückweisung ihres Vorschlags, ich solle ein «primus inter pares» werden, schnell zu meinen erbitterten Gegnern wurden. Einer trug den Dissens sogar in einem Auftragsartikel in einer kantonalen Provinzzeitung in die Öffentlichkeit, in dem über die angeblich von mir verschuldeten Spannungen im KJPD berichtet wurden.

Als mir einer meiner beiden Opponenten mitteilte, dass er wegen meines neuen Führungsstils die für den KJPD zuständige kantonale Aufsichtskommission bei der Erziehungsdirektion anrufen werde, konnte ich ihm gelassen entgegen, dass ich diese Initiative bereits ergriffen hätte, und es kam zu einer der eindrucklichsten Sitzungen meiner gesamten Berufslaufbahn. Ich wurde mit meinen beiden Opponenten zu einer Sitzung unter Leitung durch Regierungsrat Dr. Gilgen eingeladen. Dazu muss man wissen, dass Dr. Gilgen ein wirklich alter Hase mit sehr langer politischer Amtsführung war und seine Position der eines Senators oder Ministers in vergleichbaren deutschen Institutionen entsprach. Äußerlich eher unscheinbar von kleiner Statur mit einem weißen Haarkranz und stets sehr formal wirkend, war er eine Person, von der Autorität nicht erst durch ihr Amt ausging.

Zu besagter Sitzung empfing er mich und meine Opponenten im Kreis seiner engsten Mitarbeitenden und sprach zum ersten Mal in meiner Gegenwart nur Zürichdeutsch, während er zuvor mit mir bei den Verhandlungen immer Hochdeutsch gesprochen hatte. Das entsprach zwar den üblichen Gepflogenheiten, liess mich jedoch ein erstes Mal aufhorchen. Die zweite leichte Irritation war mit dem Umstand verbunden, dass er zuerst den mir unterstellten Opponenten das Wort erteilte, was wohl Teil seiner Gesprächsführungsstrategie war. Erst dann konnte ich replizieren, wobei ich allerdings von Dr. Gilgen mit der in der Schweiz nicht sehr gebräuchlichen Anrede «Herr Professor» wertgeschätzt wurde. Ich war relativ gelassen, weil ich mich nicht nur im Recht sah, sondern meine Verhandlungen in Berlin auch noch nicht abgeschlossen waren und ich insofern über eine Alternative zu Zürich verfügte.

Nach diesen Einlassungen ergriff der Regierungsrat nur kurz, aber sehr klar und deutlich wieder das Wort. Er stellte einleitend, wiederum auf Zürich-Deutsch, fest: «Wir haben natürlich gewusst, dass der Übergang von der langen Vakanz zur neuen Leitung nicht gleich störungsfrei und harmonisch verlaufen müsste». und wies dann mit dem Finger zunächst auf meine Opponenten und anschließend auf mich: «Aber Sie müssen eines wissen: Er ist der General, und Sie haben zu gehorchen!» Diese drehbuchreife Szene war das wohl eindrucksvollste Erlebnis meiner Zürcher Zeit. Der ältere Opponent brachte es immerhin fertig, sich noch im Sitzungszimmer bei mir zu entschuldigen, wenngleich ich mir seiner Loyalität in seiner noch langen verbleibenden Amtszeit nie ganz sicher sein konnte. Der jüngere schlich wie ein geprügelter Hund aus dem Sitzungszimmer und verließ den Dienst sehr bald nach dieser denkwürdigen Sitzung, um sich mit einer Privatpraxis niederzulassen und seine akademische Karriere nicht weiter zu verfolgen. Das von den beiden Opponenten versprühte Gift war aber noch über Jahre in dem kritisch-distanzierten Verhalten ihrer wenigen Gefolgsleute im Dienst mir gegenüber zu spüren. Regierungsrat Gilgen traf ich nur noch einmal bei einer Einladung der Neu-Berufenen in den gut bestückten Staatsweinkeller des Kantons wieder, wo wir mit gebotener Bescheidenheit eine Verkostung erleben durften, bevor er dann am Ende der Wahlperiode nach einem langen Politikerleben in Pension ging.

Diese hier so detailliert dargestellte Episode ist in mehrerlei Hinsicht bedeutsam. Einerseits konnte ich ein erstes Mal erfahren, wie stark die Schweiz, und mit ihr besonders die Männer, von der den Alltag durchdringenden Milizkultur geprägt war und weiterhin ist. Die Vorgehensweise des Regierungsrates entsprach eindeutig dem beim Militär erlernten Führungsstil, der hohe Akzeptanz

und Wertschätzung in der Bevölkerung findet. Zum Zweiten war die Erfahrung der massiven Opposition am Anfang meiner Tätigkeit in Zürich zwar deutlich belastender als zuvor in meinen Berliner Jahren, blieb andererseits aber auch ein wichtiger Bestandteil meiner beruflichen Erfahrungen, der bei einer integralen Bilanzierung nicht fehlen darf. Schließlich mischten sich in dem Widerstand gegen meine Person die Veränderungsresistenz des von mir übernommenen Dienstes und die in Teilen der Schweizer Bevölkerung vorherrschenden xenophoben Einstellungen, obwohl der Migrantenanteil in der Schweiz traditionell sehr hoch ist und wichtige Beiträge zu dem hohen Lebensstandard liefert.

Nach der Überwindung dieser Anfangsschwierigkeiten konnte dank der überaus loyalen Zusammenarbeit mit der Oberärzteschaft kontinuierlich an der Restrukturierung des Dienstes gearbeitet werden, wobei ich ab 1989 auch tatkräftige Unterstützung durch zwei neue Leitende Ärzte aus meiner ehemaligen Berliner Abteilung erhielt. Reinhold Seidel, mit dem ich schon in Berlin meine Studien zum Langzeitverlauf der Anorexia nervosa begonnen hatte, wirkte sehr integrativ als Leiter der Poliklinik, und Michael von Aster übernahm kompetent die Umstrukturierung der Kinderstation Brüschalde, die an die Erfordernisse kürzerer Therapieaufenthalte angepasst werden musste. Es war eine beglückende Erfahrung, dass ich für die große Anzahl von Oberarztstellen des Dienstes immer wieder hoch motivierte und begabte Oberärztinnen und Oberärzte gewinnen konnte. Wegen der begrenzten Rekrutierbarkeit innerhalb der Schweiz fand ich schon zu meinem Beginn in Zürich eine Dominanz von Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland vor, die sich im Verlauf meiner Amtszeit eher leicht zurückbildete.

HCS mit
Jules Angst bei
der Feier zu
dessen
90. Geburtstag
am 20.12.2016

Hingegen wurde es bei der großen Anzahl von Weiterbildungsstellen in der Assistenzärzteschaft notwendig, in zunehmenden Umfang Interessierte auch aus Deutschland anzuwerben.

Zu den mir schon in meiner Anfangszeit entgegengebrachten Lebenswürdigkeiten gehörte als Erstes der explizite Dank von Jules



Angst, dass ich nach Zürich gekommen sei. Wir beide haben wegen der nicht sehr starken Überschneidung unserer Forschungsgebiete leider nur zweimal zusammen publiziert, aber immer sehr viel Wertschätzung für unsere jeweilige Forschung gezeigt. Mein Freund Jules ist nicht nur weltweit vielfältig geehrt worden, sondern wissenschaftlich bemerkenswert produktiv geblieben und ich zähle zu den Bewunderern seiner ungebrochenen Aktivität, die er immer noch im fortgeschrittenen Alter von deutlich mehr als 90 Jahren zeigt.

Auch zu den anderen Kollegen mit Klinikleitung im Rahmen der PUK entwickelte sich sehr bald ein mehr als kollegiales, nämlich freundschaftliches Verhältnis, so mit dem in der Zwischenzeit auch mehr als 90 Jahre alten Ambros Uchtenhagen, der in Zürich die Sozialpsychiatrie aufbaute, ein weltweit gesuchter Experte für die Behandlung von Drogenabhängigkeit wurde und international zahlreiche Länder und Organisationen bis ins hohe Alter beriet. Jürg Willi als Leiter der Poliklinik hatte mit seiner in den 80er Jahren entwickelten Paar- und Familientherapie nicht nur großen Einfluss auf die deutschsprachige Psychotherapieentwicklung, sondern mit seinen Büchern auch große Resonanz beim allgemeinen Publikum, das ihn regelrecht zum Bestsellerautor werden ließ. Seine Alterserkrankung beendete diese schöpferische Entwicklung leider vorzeitig. Als ich nach vier Jahren meiner Tätigkeit in der Schweiz begann, Zürichdeutsch zu sprechen, machte er in unserem Kreis die schöne Bemerkung, das man erst jetzt richtig erkennen könne, was für eine «gruusige Sprach Züüridütsch» doch eigentlich sei. Gleichwohl wurde es mir zur Selbstverständlichkeit, in der Schweiz immer Zürich-Deutsch zu sprechen, was mir anhaltend viel Anerkennung einbrachte. Schließlich war auch die Beziehung zu dem Direktor der PUK, Klaus Ernst, dessen Ehefrau ich schon als vortragende Psychologin bei mir in Berlin zu Gast gehabt hatte, ebenso wie zu seinem Nachfolger Daniel Hell, herzlich und freundschaftlich.

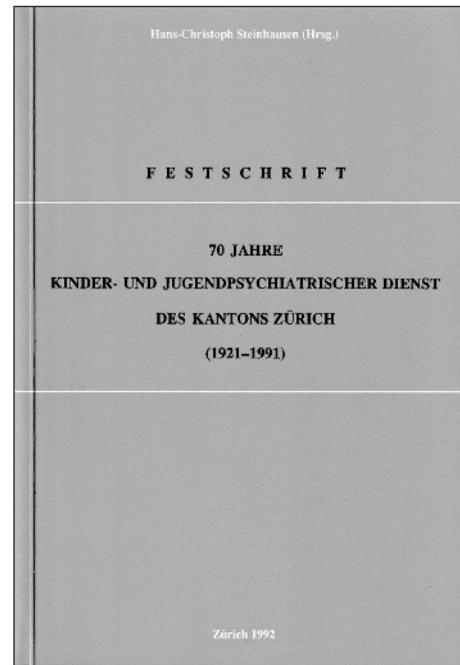
In der Medizinischen Fakultät war meine Aufnahme freundlich und anfänglich auch mit besonderen Aufträgen verbunden. Dazu gehörte der Vorsitz in der Berufungskommission für die Nachfolge von Ambros Uchtenhagen in der Klinik für Sozialpsychiatrie. Mit diesem Auftrag war auch die Entscheidung verbunden, drei Kandidaten an ihrem jeweiligen Wirkungsort in Deutschland aufzusuchen, da das Kennenlernen der von ihnen geschaffenen Versorgungsstrukturen als wichtig für die Berufungsliste erachtet wurde. Ich unterzog mich gerne dieser Aufgabe gemeinsam mit Daniel Hell, aus der schließlich die Wahl von Wulf Rössler aus Mannheim als Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Sozialpsychiatrie und auch persönlich eine weitere Freundschaft der Zürcher Zeit hervorging. Als

Festschrift
zum 70-jährigen
Bestehen des
KJPD

ich jedoch etwas später in einer Fakultäts-sitzung das für mich ganz offensichtlich manipulative Vorgehen des Dekans bei der Bewertung von wiederum deutschen Kandidaten für die Nachfolge von Jules Angst kritisierte, wurde ich in der Folge aller Aufgaben in der Fakultät ledig. Diese Konsequenz habe ich nie bedauert, sondern im Gegenteil den damit größer gewordenen Freiraum in der Ausgestaltung meiner klinischen und wissenschaftlichen Aktivitäten sehr geschätzt.

Das 70-jährige Bestehen des KJPD im Jahre 1991 nahm ich zum Anlass, ein Festsymposium mit einem herausragenden Vortragsbeitrag meines Vorvorgängers Jakob Lutz zu organisieren und die Geschichte sowie die Publikationen des Dienstes in einer Festschrift zu dokumentieren. Diese Festschrift ist nachträglich digitalisiert worden und kann über das Internet gelesen werden, sodass ich an dieser Stelle auf eine weitere Darstellung verzichten möchte (https://www.kjpd.uzh.ch/dam/jcr:852f11ee-4472-428d-8d8d-8c44555ffb56/Festschrift_70_Jahre_KJPD.pdf). Einen ebenfalls im Jahre 1991 an mich ergangenen Ruf auf den Lehrstuhl an der Universität Kopenhagen, für dessen Übermittlung der zuständige Dekan extra nach Zürich angereist gekommen war, lehnte ich wegen eines insgesamt unattraktiven Angebotes ab. Ich hatte in der Zwischenzeit meine Zürcher Verhältnisse sehr schätzen gelernt.

Mit den zunehmenden Ansprüchen an eine evidenzgestützte Organisation der diagnostischen Abklärungen und therapeutischen Angebote für die Klientel des KJPD hatten wir seit den 90er Jahren im Rahmen der allgemeinen ambulanten Versorgung mehrere Spezialsprechstunden aufgebaut, die sich auf die folgenden Störungen bezogen: Autismus-Spektrums-Störungen, Essstörungen, Tic- und Zwangsstörungen, Schizophrene Psychosen und Schulverweigerung. Derartige Schwerpunkte in der Versorgung sollten der Integration neuer Erkenntnisse und der Bündelung des eigenen Erfahrungswissens unseres Dienstes zum Wohle einer intensivierten Behandlung der jeweiligen Klientel dienen und waren für die Schweiz damals einmalig. Ein Leuchtturm war auch die Einrichtung der Fachstelle Forensik am KJPD unter der Leitung von Cornelia Bessler im Jahre 2005, die zu



meinem großen Bedauern nach meiner Amtszeit nach der Fusion des KJPD mit der PUK 2016 neu in die Klinik für Forensik integriert wurde und damit der administrativen Zugehörigkeit zur KJP verlustig ging.

Die mit einer Ausnahme beispielhafte Struktur der Zürcher KJP hatte eine klare Dominanz der ambulanten gemeindenahen Versorgung, die wir durch die Eröffnung weiterer Regionalstellen ausweiten konnten. Diese Regionalstellen standen jeweils unter der Leitung von Oberärztinnen und Oberärzten, deren kompetente, loyale und engagierte Mitarbeit ich stets schätzte und entsprechend durch die erforderlichen Gestaltungsfreiräume in der lokalen Verantwortung der Patientenarbeit unterstützte. Während ich bemüht war, die zuletzt acht Regionalstellen jeweils 1-2mal im Jahr aufzusuchen, um dort stets sehr anregende Fallkonferenzen zu erleben, wurde die kontinuierliche Koordination unserer Arbeit in den mindestens monatlich stattfindenden Leitungskonferenzen geleistet. Ebenso besuchte ich die Kinderstation Brüschalde in Männedorf regelmäßig, wobei ich lange nach einer passenden Form für meine Visiten suchte. Ich fand sie schließlich in meiner Teilnahme am morgendlichen Frühstück um 7 Uhr jeweils in einer der verschiedenen Wohn- und Therapie-Gruppen mit anschließender Fallbesprechung unter den Mitarbeitenden. Der frühe Aufbruch von meinem Haus im Oberland und die Fahrt hinüber nach Männedorf mit Blick auf den Zürichsee war immer ein schöner Auftakt für die am Morgen nach dem Schlaf noch gut zugänglichen Kinder, von denen ich mir auf diesem Wege einen persönlichen Eindruck verschaffen konnte.

Gleichwohl hatte diese Struktur des KJPD mit der dem Kinderspital administrativ und räumlich zugeordneten Tagesklinik sowie den fehlenden Stationen für Jugendliche für lange Zeit auch noch während meiner Amtszeit ein deutliches Manko in der Versorgungsstruktur. Jugendliche mit schweren psychischen Störungen mussten ausweichend und nicht altersgemäß gegebenenfalls auf Stationen für erwachsene psychiatrische Patienten aufgenommen werden, wobei der KJPD nur selten konsiliarisch in Anspruch genommen wurde. Dieses Defizit war beträchtlich durch mehrere negative Volksabstimmungen im Kanton gegen die als «Jugendknast» verzerrt dargestellte Jugendpsychiatrie verschuldet gewesen, an der in bedauerlicher Weise auch gerade psychoanalytisch orientierte Kollegen in Privatpraxis aktiv mitwirkten.

Dieser Streit brach auch wieder auf, als sich Mitte der 90er Jahre die Möglichkeit abzeichnete, die frei gewordenen Gebäude einer Privatklinik für die Zusammenführung der KJP an einem neuen Standort in Zürich zu nutzen. Die Gesundheitsdirektion verstand es schließlich, den Weg über eine erneute

Deckblatt
meines Tätig-
keitsberichtes
1987-2008

Volksabstimmung zu umschiffen, sodass schließlich unter meiner intensiven planerischen Beteiligung 1998 nicht nur die Poliklinik und die Tagesklinik für Kinder in die Neumünsterallee umziehen, sondern auch zwei Stationen für Jugendliche und eine Tagesklinik für Jugendliche eröffnet werden konnten. Damit war das Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie (ZKJP) entstanden.

In der Weiter- und Fortbildung entwickelten wir zusätzlich zu den Veranstaltungen für Assistenzärzte weitere Angebote auch für die Fachärzte in den Positionen von Oberärzten und Leitenden Ärzten sowie die große Zahl festangestellter klinischer Psychologen. Die definitive Grundstruktur wurde bereits im Prinzip 1988 unmittelbar nach meinem Amtsbeginn eingeführt. Ich investierte mit einer intensiven Aktivierung von internen und externen Mitarbeitenden in ein differenziertes Aus- und Weiterbildungsprogramm, das ich in meinem Tätigkeitsbericht 1987-2008 detailliert dokumentiert habe. Auch dieser Bericht ist auf dem internet einsehbar und soll daher hier nur skizziert werden (https://www.kjpd.uzh.ch/dam/jcr:30113e63-6125-441c-8c43-c40b105ec6b8/KJPD_Taetigkeitsbericht_1987-2008.pdf).

Schwerpunktmäßig wurden Veranstaltungen in regelmäßiger Form während der Semesterzeiten eingerichtet. Das Programm war modular in die folgenden Elemente gegliedert: die Allgemeine Weiterbildung für alle klinisch Mitarbeitenden, ein Assistenten-Seminar mit fachspezifischen Referaten, die jeweils von Kleingruppen erarbeitet und vorgetragen sowie nach Möglichkeit mit einer Fallpräsentation verbunden wurden, einen Testkurs (TK) für Assistenzärzte, regelmäßige Gastreferate von Experten und namhaften Vertretern der internationalen Kinder- und Jugendpsychiatrie sowie angrenzender Gebiete, einen Einführungskurs in die Gesprächsführung für die Assistenzärzte, verschiedene Psychotherapie-seminare mit zunehmender Zentrierung auf Verhaltenstherapie sowie personenzentrierten Psychotherapie, die Supervision der Psychotherapien durch hoch qualifizierte Fachpersonen und spezielle Psychotherapie-Workshops, die auf Einladung ergänzend zur Psychotherapie zu einzelnen Störungsbildern von ausgewiesenen Experten veranstaltet wurden.

Hans-Christoph Steinhausen
Ordinarius für Kinder- und Jugendpsychiatrie,
Universität Zürich
und Ärztlicher Direktor, Kinder- und Jugend-
psychiatrischer Dienst des Kantons Zürich



Tätigkeitsbericht 1987-2008



Universität Zürich



Kinder- und
Jugendpsychiatrischer Dienst
des Kantons Zürich

Die Gastreferenten samt ihrer Themen sind in meinem Tätigkeitsbericht dokumentiert. Mit vielen verband sich neben der fachlichen Wertschätzung auch eine persönliche Beziehung. Seit 1989 hatte ich zusätzlich mit der Organisation jährlich stattfindender, oft interdisziplinärer Symposien begonnen, deren erstes dem Thema «Das Jugendalter: Entwicklungen – Probleme – Hilfen» galt. Das 75-jährige Jubiläum, das mit der Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie zusammenfiel, stand im Jahre 1996 unter dem Thema «Therapien in der Kinder- und Jugendpsychiatrie». Viele dieser Symposien wurden unter Beteiligung ausgewiesener Experten durchgeführt und anschließend in Buchform publiziert. Genauere Informationen finden sich wiederum in meinem Tätigkeitsbericht 1987-2008.

Mit der zunehmenden therapeutischen Spezialisierung, dem Schwerpunkt in der Weiterbildung in Verhaltenstherapie und schließlich der Gründung der interuniversitären Akademie für Verhaltenstherapie bei Kindern und Jugendlichen (AVKJ) im Jahre 2003 in Zusammenarbeit mit Silvia Schneider (Universität



Basel), Meinrad Perrez und Guy Bodenmann (Universität Fribourg) nahm die Zahl der Therapie-Workshops zu, die von hervorragenden Experten der VT ausgerichtet wurden. Dabei wurden die einzelnen Workshops nicht nur dienstintern, sondern auch interessierten Fachpersonen außerhalb des Dienstes angeboten.

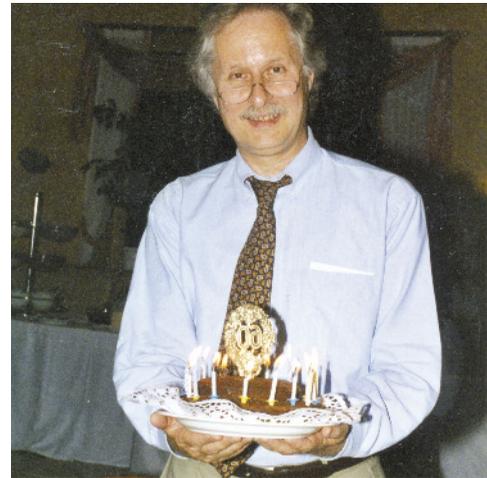
Das Logo der Akademie für Verhaltenstherapie bei Kindern und Jugendlichen

In Ergänzung dieser Aktivitäten habe ich zwischen 1991 und 2006 wiederholt auch spezielle Fachtagungen ausgerichtet, die entweder speziellen wissenschaftlichen Zielen oder der Fortbildung dienten. Dabei wurde teilweise mit dem Elternverband «autismus schweiz» sowie verschiedenen pharmazeutischen Firmen kooperiert. Bei Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit der Industrie wurde sorgfältig darauf geachtet, dass die jeweilige finanzielle Unterstützung im Sinne eines *unrestricted educational grant*, d.h. ohne Auflagen an Form und Inhalte der Tagungen erfolgte. Die verschiedenen Tagungen sind in meinem Tätigkeitsbericht 1987-2008 aufgelistet.

Von Zürich aus habe ich im Rahmen meiner umfangreichen Vortragstätigkeit über regelmäßig eintreffende Einladungen weiter meine Kontakte zu Deutschland aufrechterhalten können. Herausragend war wegen seiner langen Laufzeit und Intensität ein ebenfalls von einer pharmazeutischen Firma unterstützter Zyklus zur Weiterbildung über ADHS, den ich gemeinsam mit meinen Kollegen und engen Freunden Manfred Döpfner und Aribert Rothenberger

systematisch entwickelte. Dieses Programm wurde von uns Dreien zwischen 2003 und 2010 zuerst im Rahmen von Wochenendworkshops im deutschsprachigen Bereich als Interdisziplinäres Netzwerk zur ADHS Qualitätssicherung (INAQ) und sehr bald auch europäisch als European Network on ADHD Quality Assurance (EINAQ) zum Teil mehrfach im selben Jahr veranstaltet und dann auch von mehreren Europäischen Kollegen in jeweils landesspezifischer Form übersetzt, adaptiert und durchgeführt. Über diese Aktivitäten hinaus war und bin ich mit Manfred und Ari auch durch zahlreiche gemeinsame Buchprojekte verbunden, und die vor der Corona-Pandemie jährlich realisierten Genussreisen zu verschiedenen schönen Orten in Deutschland und anderen europäischen Län-

1999
Feier zum
60. Geburtstag
2003



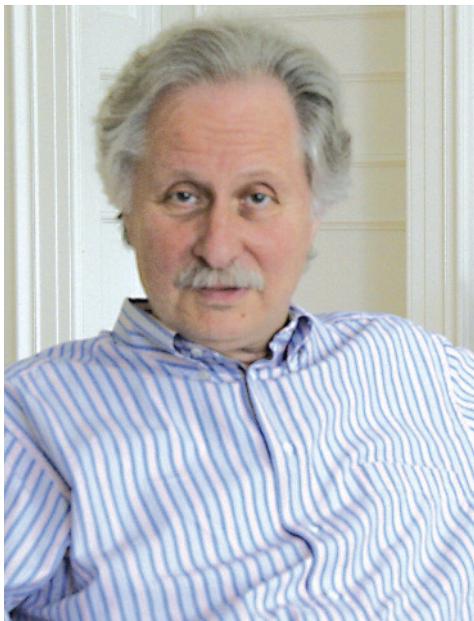
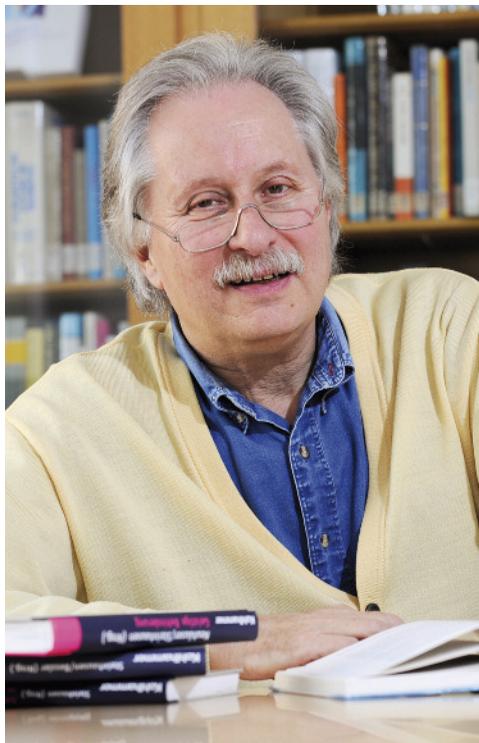
dern gemeinsam mit unseren Ehefrauen haben unsere Freundschaft weiter intensiviert.

In der Lehre für Medizinstudenten in Zürich bot sich im Rahmen der Vorlesungen für Psychiatrie I und II die Gelegenheit, Studierende mit den Inhalten und Aufgaben des Faches vertraut zu machen. Die Kinder- und Jugendpsychiatrie hatte damit im Kanon der psychiatrischen Fächer einen angemessenen Platz, soweit der Vorlesungsanteil betroffen war. Hingegen war der Anteil des praktischen Unterrichts ungenügend, zumal gemäß Studienplanung nur wenige Studierende und dann nur anteilig und damit nur für kurze Zeit an dem Gruppenunterricht in Psychiatrie in den verschiedenen Einheiten des KJPD teilnehmen konnten.

Die Vorlesungen betrafen den zentralen Kanon kinder- und jugendpsychiatrischer Störungen und wurden bis 2008 über die meiste Zeit ausschließlich

von mir und später auch unter weiterer Beteiligung von Michael von Aster (Entwicklungsstörungen), Hadmut Prün (Psychosen), Dagmar Pauli (Essstörungen) und Ronnie Gundelfinger (Autismus) gehalten. Für die Vorlesung existierte über viele Jahre mein über den Studentenladen vertriebenes Skriptum, das später durch Power-Point-Folien abgelöst wurde, die den Studierenden über das Internet zugänglich gemacht wurden. Gegen Ende der Berichtsperiode wurde mit finanzieller Unterstützung der Medizinischen Fakultät ein erstes E-Learning-Modul über Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörungen (ADHS) erstellt.

Die mit der Reform des Medizinstudiums ab 2006 für alle psychiatrischen Fächer verbindliche Blockvorlesung «Psyche und Verhalten» führte zwar einerseits



2007 in der von mir persönlich sehr gepflegten Bibliothek und im Büro

zu einer deutlichen Erhöhung der Zuhörerzahlen. Die Reduktion im Vorlesungsumfang auf jeweils eine Einzelstunde pro Thema schuf jedoch insofern auch Probleme, als nunmehr sowohl die theoretischen Inhalte als auch der Praxisbezug durch Patientenvorstellungen nicht mehr hinlänglich intensiv genug repräsentiert werden konnten. Der zusätzlich angebotene Kleingruppenunterricht wurde zwar fachspezifisch ausgeweitet, war aber noch nicht bedarfsgerecht, um die KJP genügend und angemessen zu repräsentieren.

Zum KJPD gehörte auch ein Lehrangebot für Studierende (vor allem der Psychologie) der Philosophischen Fakultät I. Ab 2001 übernahm ich zusätzlich

die Leitung dieser Abteilung und das zugehörige Nebenfachstudium für Studierende der Philosophischen Fakultät wurde von mir restrukturiert. In der Konsequenz wurde die Hauptvorlesung in KJP für Hörer beider Fakultäten angeboten. Zusätzlich übernahmen die Mitarbeitenden der Abteilung unterstützt durch klinische Mitarbeitende des Dienstes als Lehrbeauftragte eine rege Tätigkeit in Kursen, Seminaren und Übungen, die ebenfalls im Tätigkeitsbericht detailliert beschrieben sind. Für zahlreiche Forschungsprojekte konnten wir unter diesen Studierenden Interessierte gewinnen, die mehrheitlich an vorhandenen Daten ihre Abschlussarbeiten (Lizentiatsarbeiten) unter Supervision durch meine Forschungsmitarbeiter und mich schreiben konnten. Auch diese Beiträge sind im Tätigkeitsbericht einsehbar.

Der absolute Höhepunkt meiner Vorlesungsaktivitäten überhaupt waren meine zwischen 2007 und 2016 – also schon mehrheitlich als Zürcher Pensionär – präsentierten Vorlesungen und Seminare an der Zürcher Kinderuniversität. Bei der 25-minütigen Vorlesung über das Thema «Wie kann man Angst überwinden» war das Auditorium Maximum in Zürich-Irchel jeweils an einem Mitt-

Autogramm-
runde nach
der Vorlesung
an der Kinder-
Universität
Zürich

woch-Nachmittag mit bis zu 500 Kindern im Alter von 8-12 Jahren meist lückenlos gefüllt und glich einem Bienenkorb. Es war also ein kleines Kunststück, die brodelnde Unruhe zu fokussieren, was mir mit zwei Tricks gelang. Ich gestaltete die Vorlesung interaktiv, indem ich



mit einem Mikrofon durch das Auditorium lief und den Kindern Fragen zu den als Cartoons gestalteten Empfindungen auf meinen Bildprojektionen stellte. Schwierig war vor allem, jeweils nur ein einzelnes Kind unter den Hunderten von Kindern mit ausgestrecktem Arm für die Antwort auswählen zu müssen.

Der zweite Trick bestand in der Präsentation eines Videofilmausschnitts aus der Therapie von zwei Kindern mit einer Hundephobie, die in vivo mit einem wunderbaren Therapiehund, einem Golden Retriever, durchgeführt worden war. Es war wahrscheinlich noch mehr die Faszination über den Hund als die

Identifikation mit den therapierten Kindern, welche die Kinder im Auditorium regelmäßig zum Schmelzen brachte. In der anschließenden Autogrammrunde standen die Kinder Schlange und das eine oder andere fragte mich um Rat wegen seiner Ängste, während das Nächste schon auf mein Autogramm wartete. Für die Vorlesung hatte ich ein kurzes Skript vorab verfügbar gemacht und die Kinder gaben auch begeistert ihre schriftlichen Bewertungen ab, die meine Vorlesung regelmäßig in der Spitzengruppe aller interdisziplinär ausgerichteten Veranstaltungen der Kinderuniversität landen ließen.

Ähnlich erfolgreich verlief auch die wiederum interaktiv gestaltete weitere Vorlesung mit dem Titel «Was kann man gegen Mobbing tun». Ferner bearbeitete ich in einem kleineren Seminar mit einer Gruppe von Kindern etwa in Klassengröße jeweils an einem Samstag-Vormittag das Problem «Was macht süchtig und was kann man dagegen tun?» Auch bei diesem durchgängig interaktiv gestalteten und im Vergleich zur Vorlesung längeren Seminar, war es nicht durchgängig einfach, die Aufmerksamkeit der Kinder zu fokussieren, wobei ich thematisch nicht nur die klassischen Süchte wie Alkoholabhängigkeit, sondern vor allem die neuen

auch Kinder betreffenden Süchte wie Spiel- und Computersucht in den Vordergrund rückte. Auch für diese Veranstaltung gab es ein vorbereitendes Skript, das die Kinder sich aus dem Internet herunterladen konnten.

Skript für das Seminar zum Thema Sucht an der Kinder-Universität 2013

Kinder-Universität Zürich
Herbstsemester 2013

SUCHT

Was macht süchtig

Hans-Christoph Steinhausen
Prof. Dr. med. Dr. phil.
Universitäten Aalborg
Aarhus (DK), Basel und
e-mail: hc.steinhausen@kjpt.uzh.ch

und was kann man dagegen tun?

und Zürich



Welche Süchte gibt es?

Es gibt viele Süchte und manche gibt es auch schon bei Kindern. Bei manchen Süchten nimmt man ein Mittel ein, wie z.B.:

- Alkohol
- Zigaretten
- Medikamente
- Drogen

Aber es gibt auch Süchte, wo man gar kein Mittel einnimmt und diese Süchte gibt es auch schon bei Kindern. Auch bei diesen Süchten wird man abhängig. Man kann ohne sie gar nicht leben und braucht immer mehr davon. Solche Süchte sind:

- Viel Fernsehen
- Viel vor dem Compi sitzen und „gamen“
- Viel im Internet „surfen und chatten“
- Viel am Natel hängen
- Kennst Du noch andere Süchte?

Wann ist man süchtig?

- Wenn man das das Gefühl hat, dass man etwas unbedingt braucht und sich sonst nicht mehr gut fühlt.
- Wenn man das Gefühl hat, dass man immer mehr von etwas braucht, damit man sich gut fühlt.
- Wenn man ständig Gedanken an ein Suchtmittel hat (z.B. Alkohol, Zigaretten).
- Wenn man Sachen macht, die man vor der Sucht nicht getan hat und die man eigentlich nicht tun möchte.

1

Schließlich konnte ich in meiner Zürcher Zeit ein umfangreiches Forschungsprogramm in Zusammenarbeit mit einer Vielzahl von Forschenden umsetzen. Auch dieser Bereich meiner Tätigkeit ist zu umfangreich, um hier detailliert dargestellt werden zu können. Im Tätigkeitsbericht 1987-2008 befindet sich eine vollständige Dokumentation der mehr als 70 Projekte aus

dieser Zeit, von denen einige auch noch nach meiner Emeritierung fortgeführt wurden. Insgesamt wurden Themen von internationaler Relevanz verfolgt, die den hohen Rang der Forschung in Zürich begründeten. Gegen Ende dieser Periode waren die aktuell betriebenen Projekte um drei Schwerpunkte der Entwicklungspsychopathologie, der Klinischen Neurowissenschaften und Genetik sowie der Klinischen Forschung und Evaluation zentriert. Ebenfalls im Tätigkeitsbericht dokumentiert sind die Publikationen und die mit der Forschung verbundenen akademischen Abschlussarbeiten in Form von Lizentiats-, Diplom- und Magisterarbeiten sowie Dissertationen.

In der Forschungsabteilung entwickelten sich langjährige und sehr produktive Arbeitsbeziehungen mit Daniel Brandeis, der mit großer Expertise das neurophysiologische Labor aufbaute und leitete, mit Christa Winkler-Metzke, mit der ich sehr erfolgreich den mich besonders interessierenden Schwerpunkt der Entwicklungspsychopathologie und Epidemiologie betrieb, und mit Renate Drechsler, die nach Jahren intensiver klinischer Tätigkeit andernorts bei uns den Schwerpunkt der neuropsychologischen Forschung auf hohem Niveau fortsetzte und differenzierte. Mit allen verband und verbindet mich eine nachhaltige

Mit allen
Leitenden und
Oberärzten/
-innen nach
der letzten
Konferenz im
August 2008



Freundschaft auch nach meiner Emeritierung. Unter den langjährig tätigen wissenschaftlichen Mitarbeitern waren Zeno Malin für den Aufbau der Informatik und Oliver Rayki für die Dokumentation verantwortlich. Zusätzlich waren mehrere, vorübergehend auf kleineren Stellenvakanzen beschäftigte Mitarbeitende sowie die durch Drittmittel finanzierten Doktoranden und Postdoktoranden und eine große Zahl von Studierenden tätig, die über ihre akademischen Abschlussarbeiten mit einzelnen Projekten verbunden waren.

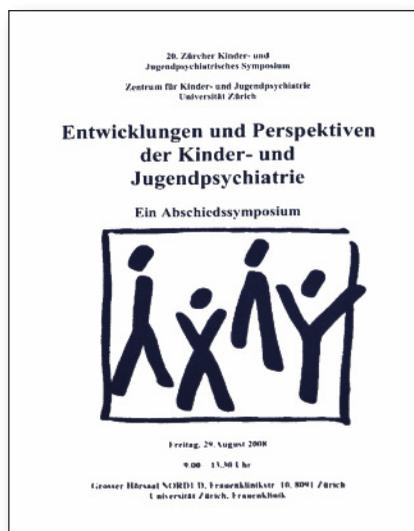
Den Mitarbeitenden in der Forschung und in der klinischen Versorgung, deren Namen wiederum im meinem Tätigkeitsbericht vollständig erfasst sind, bin ich für ihre langjährige Zusammenarbeit, ihre Expertise und ihre Loyalität zu tief empfundenem Dank verpflichtet. Ohne sie wäre mein Werk in den Zürcher Jahren überhaupt nicht realisierbar gewesen. Besonders erfreulich war die kongeniale Zusammenarbeit mit meinem Co-Direktor Kurt Kneringer, der zu meinem Bedauern schon 2002 auf eigenen Wunsch vorzeitig in Pension ging. Die Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich hatte den KJPD in meiner Amtszeit immer großzügig finanziell subventioniert, sodass wir damals noch frei von den üblich gewordenen marktwirtschaftlichen Zwängen arbeiten konnten, die heute

alle Bereiche der Medizin durchdrungen und die Versorgung der Patienten nicht unbedingt besser gemacht haben.

In guter Verfassung bereitete ich mich auf meine Emeritierung in Zürich vor, wie das Foto aus dem Jahre 2007 (Seite 331) wieder spiegelt. Das Sommerfest 2008 wurde als mein Abschiedsfest auf der Halbinsel Au am Zürichsee abgehalten. Dabei wurde mir ein überaus reichhaltiges Bukett von Sketchen, Präsentationen und individuell erstellten persönlichen Geschenken gereicht, das mich wegen der zum Ausdruck gebrachten Zuneigung und Wertschätzung wirklich sehr bewegte

und mit großer Dankbarkeit erfüllte. Mein offizieller Abschied in Zürich erfolgte am letzten Arbeitstag des August 2008 mit einem internationalen Symposium, das auch videografiert wurde und als CD vorliegt. Nach anschließenden sehr wertschätzenden Ansprachen des Regierungsrates und Gesundheitsdirektors Dr. Thomas Heiniger sowie von Dekan Dr. Klaus Grätz für die Medizinische Fakultät und Dekan Dr. Friedrich Wilkening, einem Entwicklungspsychologen, für die

Programm
des Abschieds-
symposiums im
August 2008
mit dem Logo
des KJPD



Nach der
Abschieds-
vorlesung.
(v.l.n.r.:Dekan
Wilkening,
Dekan Grätz,
HCS,
Regierungsrat
Heiniger)



Philosophische Fakultät I, hielt ich meine Abschiedsvorlesung. Symposium und Abschiedsvorlesung standen unter dem Titel «Entwicklungen und Perspektiven der Kinder- und Jugendpsychiatrie».

In den letzten Jahren zuvor hatte ich an der Universität Basel im Steering Committee eines geplanten interdisziplinären Projektes mitgewirkt, dessen Spiritus Rector mein Freund und Kollege, der klinische Psychologe Jürgen Margraf, war. Jürgen wurde bei diesem Projekt besonders tatkräftig von seiner Ehefrau Silvia Schneider, der Ordinaria für Klinische Kinder- und Jugendpsychologie unterstützt. Silvia und mich verbanden eine enge Zusammenarbeit und Freundschaft seit vielen Jahren. Wir planten mit dem Projekt «SESAM» mit einem herausragenden Konsortium von Forschenden eine Kohorte von 3000 Probanden zu erfassen. Diese sollten bereits in der Schwangerschaft mit ihren Müttern rekrutiert werden und hinsichtlich ihrer Entwicklung sowohl längsschnittlich als auch mit einer Reihe von querschnittlichen Satellitenstudien bis in das junge Erwachsenenalter biologisch und psychosozial untersucht werden.

Bereits in der Phase der Einreichung des Projektantrags an den Schweizerischen Nationalfonds (SNF) geriet das Projekt in der Öffentlichkeit unter das Trommelfeuer einer konzertierten Kritik, die sich lautstark in den lokalen Medien artikulierte. Dabei war eine eigentümliche Melange von Kritikern auszumachen, die noch dazu teilweise aus dem sogenannten Basler Teig, also dem Kreis besonders einflussreicher Basler Bürger, stammten und das Projekt u.a. wegen seiner an-

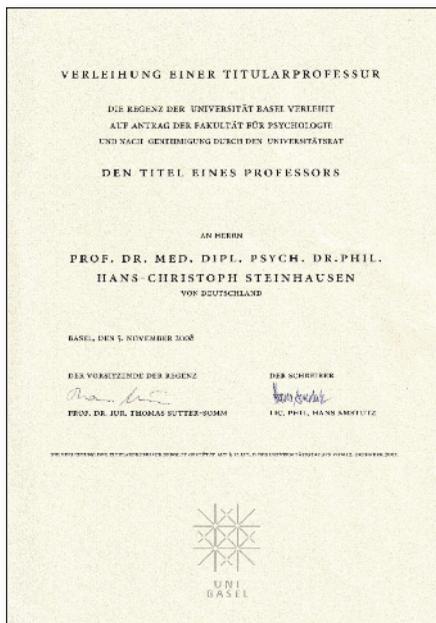
geblich allzu genetischen Ausrichtung und der unmöglichen Zustimmungsfähigkeit der zukünftigen Probanden, die noch in utero waren, kritisierte. Natürlich sprangen auch psychodynamisch orientierte Psychotherapeuten auf diesen Zug der Kritiker, denen die empirische und verhaltenstherapeutische Orientierung der Klinischen Psychologie in Basel grundsätzlich nicht genehm war.

Das Lenkungsteam war entsprechend schon vor dem eigentlichen Start des Projektes disproportional mit der Abwehr dieser Kampagne beschäftigt, wenngleich eine großzügige Anschubfinanzierung durch die Roche-Stiftung den Beginn der Arbeit mit einigen Satellitenprojekten erlaubte. Inwieweit die mediale Kampagne gegen uns sich auch negativ auf die an mehreren Orten in Geburtskliniken begonnene Rekrutierung auswirkte, ließ sich nicht sicher eruieren. Nur machte der sehr schleppende Aufbau der Stichprobe nach wenigen Wochen klar, dass wir die Ziele von SESAM nicht würden erreichen können. Daher entschlossen wir uns im Lenkungsgremium, mit dem SNF nur die befristete Fortführung der begonnenen Satellitenprojekte zu vereinbaren.

Da unser gesamtes Lenkungsgremium aus deutschen Migranten bestand, bedeutete dieses Scheitern auch eine neue Schweizer Erfahrung für uns, denn es



beleuchtete eine Schattenseite der öffentlichen Kultur der Schweiz, bei der Interessengruppen auch mit problematischer Zielsetzung bei hinfälligen materiellen Ressourcen und medialen Verknüpfungen einen unverhältnismäßigen Einfluss auf die öffentliche Meinung entfalten und gewinnen können. Jürgen und Silvia nahmen die bald eintreffende Gelegenheit wahr, Lehrstühle in Deutschland zu übernehmen. Für meine geplante Zusammenarbeit in SESAM hatten sie zuvor für mich noch die Verleihung einer Titularprofessur beantragt, die mir per Urkunde



Urkunde zur Verleihung der Titularprofessur an der Universität Basel 2008

Dankes- und Abschiedsworte 2008

vom 5. November 2008 zusätzlich zu meiner bereits existierenden Professur in Zürich verliehen wurde. Meine ursprüngliche Zuordnung zum Lehrstuhl von Silvia Schneider verschob sich nach deren Wechsel nach Deutschland an die Abteilung Klinische Psychologie und Epidemiologie des Psychologischen Instituts der Universität Basel unter der Leitung von Roselind Lieb.

2011 in
Dänemark



Seniorarbeit in Dänemark und der Schweiz

Ich trat meinen neuen Arbeitsplatz, nur durch das Wochenende unterbrochen, unmittelbar danach am 1. September in Aalborg an. Die Initiative für die Einrichtung einer Forschungsprofessur war etwa sechs Monate zuvor von meinem Freund Povl Munk-Jørgensen ausgegangen, der Jahre zuvor von der Universität Aarhus aus mit Standort in Aalborg eine Forschungseinheit mit Professur an der Erwachsenenpsychiatrischen Klinik aufgebaut hatte. Ich war mit Povl bereits über viele Jahre durch die Arbeit an der internationalen Zeitschrift *Acta Psychiatrica Scandinavica* freundschaftlich verbunden, deren *Editor-in-Chief* er war und bei der ich als einer der «Associate Editors» wirkte.

Die Vorbereitungen in Aalborg hätten nicht exakter und zugleich großzügiger ausfallen können. Mit den beiden Direktoren der Psychiatrischen Klinik, Per Lund Sørensen und Jørgen Achten Nielsen, war eine hinlängliche personelle und materielle Ausstattung einer neuen Forschungseinheit einschließlich eines großzügigen Gehalts vereinbart worden. Für mein Forschungsteam war eine Souterrain-Etage im Gebäude der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik verfügbar gemacht worden, die von Torben Sørensen Carlsen geleitet wurde, der mir bis zu seinem Wechsel in eine Privatpraxis in Kopenhagen stets sehr freundlich und unterstützend begegnete.

Meine Antrittsvorlesung stellte ich in Wiederaufnahme meines Themas der Zürcher Abschiedsvorlesung unter den Titel: «Developments and Perspectives in Child and Adolescent Psychiatry», für die zur Begrüßung auch die Dekanin aus Aarhus angereist kam, denn meine Professur gehörte über die ersten vier Jahre zu dieser prestigereicheren Universität. Aalborg hatte zu dieser Zeit zwar

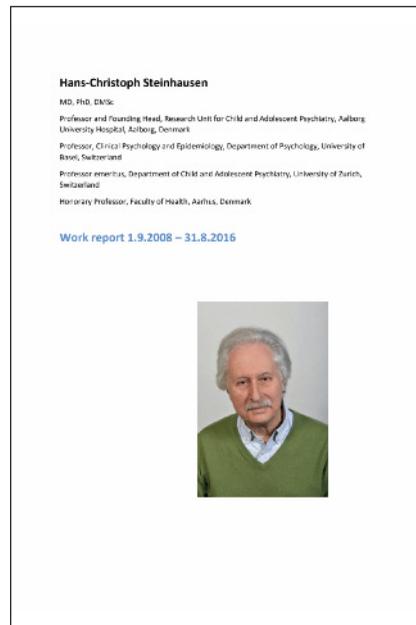


Das Eingangsschild zur Forschungseinheit in Aalborg

eine eigene, stärker technologisch ausgerichtete Universität, aber noch keine eigene Medizinische Fakultät. Diese wurde erst später aus vornehmlich politischen Gründen gegründet. Meine Ernennung zum Professor erfolgte relativ formlos, indem mir lediglich brieflich von der Verwaltung der Universität mitgeteilt wurde, dass ich nun «Klinisk Professor» sei, was der üblichen Bezeichnung für Medizin-Professoren in Dänemark entsprach.

Ich habe meine Zeit in Aalborg von 2008 bis 2016 in einem englischsprachigen *work report* dargestellt, der ebenfalls im Internet über die Seiten der Universität Aalborg (http://vbn.aau.dk/files/236407280/HC_Steinhausen_Work_Report_2008_2016.pdf) oder der Universität Zürich (<http://www.kjpd.uzh.ch/de/aboutus/Geschichte>) eingesehen werden kann. Für mein fast durchgängig nur aus Frauen bestehendes Team hatte ich Stellen für eine Postdoktorandin, eine Forschungsassistentin, eine Statistikerin sowie eine Sekretärin erhalten, die alle in Teilzeit arbeiteten. Ich selbst hatte wunschgemäß ebenfalls eine Teilzeitstelle von maximal 50 Prozent, die ich anfänglich mit vierwöchigen Anwesenheiten und später aufgeteilt in kürzere Präsenzzeiten und Home-Office jeweils an meinen Wohnsitzen in der Schweiz und Berlin zu 40 Prozent ausfüllte.

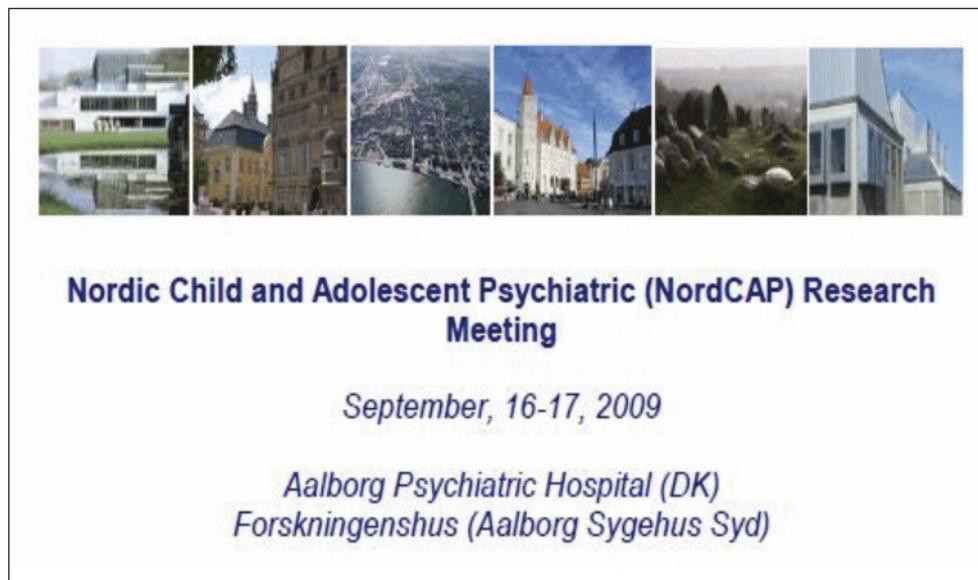
Deckblatt
des Work Report
2008-2016



Zu meinem im *work report* detaillierter beschriebenen Forschungsprojekten auf der Basis von Registerdaten gehörte zunächst die umfangreiche Studie zur Familienaggregation psychischer Störungen mit Beginn im Kindes- und Jugendalter, deren Ziele mit einer großen Anzahl von Publikationen in hochwertigen Journalen in Zusammenarbeit mit meiner Statistikerin Dorte Helenius vollumfänglich erreicht werden konnten. Das zweite Schwerpunktprojekt der Langzeitverlaufsstudien bei kinder- und jugendpsychiatrischen

Störungen konnte ich mit dem Fokus auf ADHS in Zusammenarbeit mit meiner Forschungsassistentin und Doktorandin Christina Mohr Jensen ebenfalls sehr erfolgreich abschließen.

In einem weiteren Schwerpunkt meiner Forschung zur Epidemiologie psychischer Störungen im Kindes- und Jugendalter konnte ich wiederum in enger Zusammenarbeit mit meiner Forschungsassistentin eine Reihe von Inzidenzstudien



Das erste wiedererweckte Nordic Child and Adolescent Psychiatry (NordCap) Research Meeting 2009

mit sehr gut platzierten Publikationen realisieren. Auch die mit meinen Statistikerinnen Dorte Helenius und Charlotte Bisgaard realisierten Studien zur Pharmakoepidemiologie fanden eine deutlich positive fachliche Resonanz. Schließlich konnte ich noch nach meinem Ausscheiden eine mit meiner Statistikerin Helle Jakobsen vorgenommene umfangreiche Inzidenzstudie mit dem zeitlichen Verlauf aller psychischen Störungen bei dem kompletten nationalen Geburtsjahrgang 1995 über die gesamte Spanne von Kindheit und Jugend bis zum Alter von 18 Jahren erfolgreich abschließen. Das Spektrum der Forschung ließ auch Raum für einzelne eigene Projekte von Mitarbeiterinnen. Schließlich konnte die Universität Aalborg auch von meinen zahlreichen Veröffentlichungen und internationalen Vorträgen profitieren, die ich auf der Basis meiner parallel weiterlaufenden Zürcher Forschung realisieren konnte.

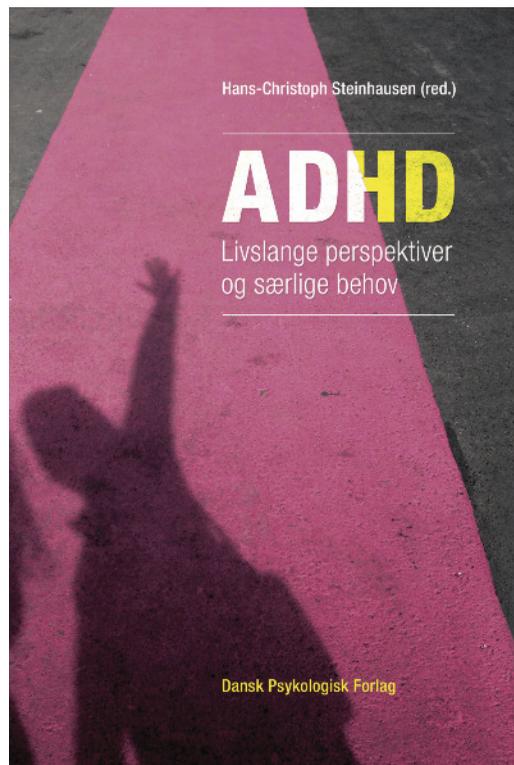
Es gelang mir ferner, die verschüttete Tradition der Nordischen Kinder- und Jugendpsychiatrischen Forschungskonferenzen mit Teilnehmenden aus allen Skandinavischen Ländern zu reaktivieren und 2009, 2010 und 2014 entsprechende Tagungen mit einem attraktiven Vortragsprogramm, intensiven Diskussionen sowie zahlreichen belebenden persönlichen Kontakten durchzuführen. Bis 2013 war ich auch in der Lehre tätig, die in einem angemessenen Kleingruppenformat stattfand. Dabei gelang es mir in meinen auf Englisch durchgeführten Vorlesungen, mit Unterstützung der kinder- und jugendpsychiatrischen Klinik und vor allem der Fachärztin und klinischen Lektorin Hanne Prietzel, auch Jugendliche mit einem Elternteil im Rahmen von Fallpräsentationen in die Vorlesung

Mein einziges
dänisches Buch

einzuladen. Nachdem Hanne jeweils auf Dänisch die Befragung begonnen hatte, der ich in Teilen gut folgen konnte, fragte ich die Jugendlichen in der Regel, ob wir das Gespräch auch auf Englisch fortführen könnten. Dabei war ich immer wieder von deren sprachlicher Kompetenz in dieser Fremdsprache beeindruckt, die so deutlich über dem Niveau in den deutschsprachigen Ländern lag.

Von 2010 bis 2015 organisierte ich in Aalborg bzw. in dessen Nähe sechs ein- bis zwei-tägige Fortbildungskonferenzen unter dem Titel «Nordisk konference» und der Mitwirkung internationaler Experten für die Fachberufe der KJP und angrenzender Disziplinen durch, die es in dieser Form in Dänemark noch nicht gegeben hatte und die entsprechend einen landesweiten Zulauf hatten. Die erste galt dem Thema ADHS und die Referate sind in überarbeiteter Form in meinem einzigen dänischen Buch mit dem Titel «ADHD – Livslange perspektiver og saerlige behov» erschienen, für deren Übersetzung ich besonders der aus Deutschland stammenden Kinder- und Jugendpsychiaterin Gabriele Wilhelm Leth zu großem Dank verpflichtet bin. Auch in Aalborg konnte ich ab 2009 eine große Zahl von Referenten für Gastvorträge gewinnen, aus denen sich häufig sehr freundschaftliche Kontakte entwickelten.

Schließlich organisierte und gestaltete ich in Kooperation mit Povl Munk-Jørgensen in den Jahren 2010-2014 mehrere Aalborg Summer Schools mit Kursen von jeweils zweieinhalb bis zu fünf Tagen Dauer, die von internationalen Referenten mit meiner Beteiligung durchgeführt wurden. Die KJP-Beiträge im Jahre 2010 waren «Recent Advances in the Assessment and Treatment of Affective Disorders» mit Referaten von Ellen Leibenluft (NIMH Washington), Argyris Stringaris (King's College London) und «Child and Adolescent Psychopharmacology» mit Referaten von Christoph Correll (New York), David Coghill (Dundee, Schottland) und mir. Im Jahre 2011 waren die KJP-Beiträge zur Summer School «Assessment and Treatment of Anxiety Disorders in Children and Adolescents»



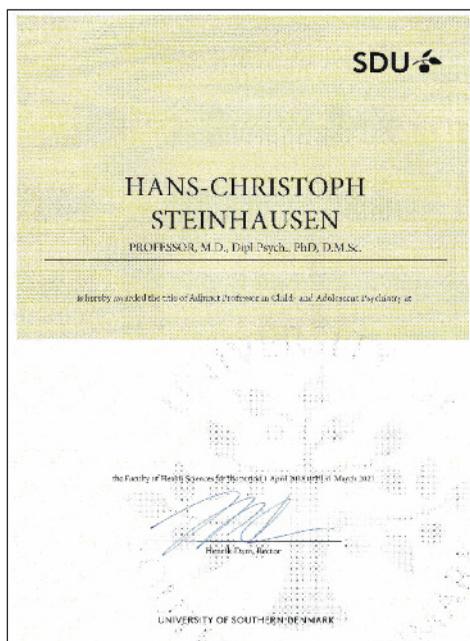
mit Tina In-Albon (Basel) und «Assessment, Differential Diagnosis and Treatment Planning of Complex Cases in CAP Patients» mit Argyris Stringaris und mir. Zur Summer School 2014 wurden aus meinem Team die Kurse «Autismus-Spektrum-Störungen bei Erwachsenen» auf Dänisch von Marlene B. Lauritsen und «ADHD in Adults» von mir beigetragen.

Der Vertrag in Aalborg war ursprünglich für über drei Jahre abgeschlossen worden, wurde aber später noch zweimal um insgesamt fünf Jahre verlängert. Meine Abschiedsvorlesung in Aalborg am 26.8.2016 stellte ich unter den Titel:

«The Future of our Children: Challenges and Chances for Mental Health Professionals». Bei dieser Gelegenheit wurde ich – wiederum relativ formlos, d.h. ohne Urkunde, sondern nur in öffentlicher Ansprache – von der Dänischen Kinder- und Jugendpsychiatrischen Gesellschaft zum Ehrenmitglied ernannt, dem dritten nach Professor Tove Aarkrog und Professor Sir Michael Rutter.

Unmittelbar vor Ablauf der Zeit in Aalborg und vorausschauend geplant wurde ich noch 2016 als ehrenamtlich arbeitender Berater (Honorary Senior Research Consultant) von meiner befreundeten Kollegin Kerstin von Plessen an das universitäre Forschungszentrum der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Kopenhagen berufen. Hier beschäftigen wir uns gegenwärtig auf der Basis dänischer Registerdaten mit unerwünschten Wirkungen der Psychopharmakotherapie bei jungen Menschen, wobei wir uns auf die nationalen Registerdaten von Dänemark stützen. Ferner bin ich seit dem 1. April 2018 mit einer gerade erfolgten Verlängerung auf Einladung durch meinen Kollegen Niels Bilenberg als Adjunct Professor an der Süd-Dänischen Universität in Odense tätig, die mir zu Beginn dieser Tätigkeit die beigefügte Urkunde verliehen hat. In dieser Kooperation arbeiten wir weiter an einem meiner Schwerpunktthemen, dem Langzeitverlauf psychischer Störungen mit Beginn im Kindes- und Jugendalter, und stützen uns dabei erneut auf die reichhaltigen nationalen Registerdaten.

Zu der anregungsreichen Beschäftigung mit der Forschung hat für mich in den letzten sechs Jahren auch



Ernennungs-
urkunde zum
Adjunct
Professor SDU

die Fortführung eines ursprünglich in den 90er Jahren gestarteten Zürcher Forschungsprojekt in Co-Leitung mit meiner Nachfolgerin Susanne Walitza auf dem Zürcher Lehrstuhl gezählt. Wir konnten gestützt durch externe Mittel nach 25 Jahren eine Nachfolgestudie meiner in mehreren Wellen realisierten Zürcher Adoleszenten-Psychologie und Psychopathologie Studie (ZAPPS) durchführen. Unsere Forschungsassistentin Andrea Spitz hat dieses als Zürcher Längsschnitt- und Familienstudie (ZüLFS) bezeichnete Projekt mit großem Engagement administrativ und inhaltlich umgesetzt. Basierend aus den reichhaltigen Daten der ZAPPS hat Andrea unter meiner Supervision unlängst 2021 an der Universität Basel in Psychologie promoviert. Susanne hat seit dem Beginn meiner Emeritierung in Zürich viel dafür geleistet, dass ich mit den erforderlichen Ressourcen – darunter auch einem Büro mit der Aufnahme meiner wissenschaftlichen Bibliothek und meines Archivs – ausgestattet wurde, um meine dort noch nicht abge-

2017 bei der
Gartenarbeit

schlossenen Forschungsaktivitäten fortzuführen. Ich bin ihr für ihre freundschaftliche Haltung mir gegenüber sehr dankbar.

Dieser trotz des Hinweises auf meine verschiedenen Arbeitsberichte immer noch längste Teil des vorliegenden Buches belegt die Bedeutung, die meine Berufslaufbahn mitsamt ihren noch anhaltenden Ausstrahlungen für mein Leben hatte. Sie war von meinem Wunsch geleitet, im Sinne mir wichtiger Ziele klinisch-praktisch, als Hochschullehrer, Supervisor und Forscher wirken und gestalten zu können. In der Wissenschaft war die Neugierde auf neue Erkenntnisse, seien sie auch noch so begrenzt (was in der empirischen Forschung überwiegend der Fall ist), und der Wunsch dort Wissen zu schaffen, wo nicht nur





Unwissen, sondern sogar Entstellung des Wissens herrscht, eine wesentliche Triebfeder meiner Aktivitäten. Um die dafür notwendigen Werkzeuge zu erhalten, war ein kontinuierliches Lernen notwendig, und um auch den wünschenswerten Freiraum für diese Aktivitäten zu gewinnen, war ein Streben nach einer verantwortlichen Leitungsfunktion erforderlich, in der Lernen und Handeln vereint werden können. Ohne die stets liebevolle Unterstützung und Tolerierung meiner beruflichen Aktivitäten über nun bald fünf Jahrzehnte durch Lena, meine Ehefrau, wäre diese Entwicklung sicher nicht möglich gewesen.

2018 beim Symposium aus Anlass des 75. Geburtstags

Ich bin außerordentlich dankbar dafür, dass ich insgesamt immer die Kontexte gefunden habe, welche meine Impulse auf der Suche nach Struktur in der Organisation der klinischen Praxis und der wissenschaftlichen Forschung positiv aufgenommen und gefördert haben, und dass ich dabei lernen durfte. Dabei hat der Leitsatz meines von mir nicht besonders geliebten Gymnasiums aus der Schulzeit erstaunlicherweise eine langanhaltende Wirkung entfaltet – der Ausspruch des griechischen Philosophen Solon kurz vor seinem 80. Geburtstag: γηράσκω δ' αiei πολλά διδασκόμενος (gerasko d'aei polla didaskomenos) – ich werde alt und lerne stets noch viel hinzu. Speziell im Alter hat es mich mit Freude erfüllt, dass ich für mein Werk die eine oder andere Ehrung erhalten habe, zu denen nach meiner Emeritierung in Zürich in besonderer Weise meine drei Altersprofessuren in Aalborg, Basel und Odense und zuletzt der 2020 verliehene Lifetime Achievement Award des European Network for Hyperkinetic Disorders (EUNETHYDIS) gehören.



Urkunde für den Lifetime Achievement Award von EUNETHYDIS

DIE
STEINHAUSEN-SAGA

Willkommen in Steinhausen

BUSSE & BAHNEN

STADT MIT KULTUR

S IN DER WUNDERSCHÖNEN ALTMARK NAHE STENDAL GELEGEN BILDET STEINHAUSEN DIE GEOGRAFISCHE MITTE VON HAMBURG, BERLIN UND HANNOVER. DIE STADT IST EIN ARCHÄOLOGISCHES JUWEL DER FRÜHESTEN EUROPÄISCHEN MENSCH. SCHULTERBLATT HEITSGESCHICHTE. IN DER HIRNHEIMER HÖHLE FIN DEN SEIT DEN 70ER JAHREN AUSGRABUNGEN STÄTT, DIE SENSATIONELLE FUNDE AUS DER ZEIT VON CA. 6.000 JAHREN VOR CHR. HERVORBRINGEN. EINE WEITERE BESONDERHEIT IST DER GRUNDRISS DER GEMEINDE IN FORM EINES MENSCHLICHEN KÖRPERS (MAX. LÄNGE CA. 12 KM).

NEBEN ZAHLEICHEN SEHENS WÜRDIGKEITEN BIETET STEINHAUSEN EIN AUSGEPRÄGTES KULTURELLES LEBEN.

DIE **WASSERSPIELE** VON UNTERNIERENTAL MIT SEINEN KATARAKTEN UND ÜBER 50 FONTÄNEN WURDEN 1705 UNTER DER LEITUNG VON GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ (HANNOVER) ERRICHTET.

DAS **SPORTZENTRUM** "ZUM KNIE" WAR BEREITS 1889 AUSTRAGUNGSPORT EINES FUSSBALLSPIELS MIT DEM BFC GERMANIA 88 AUS BERLIN. DAS DENKWÜRDIGE SPIEL WURDE VOM LEHRER KONRAD KOCH GEPIFFEN.

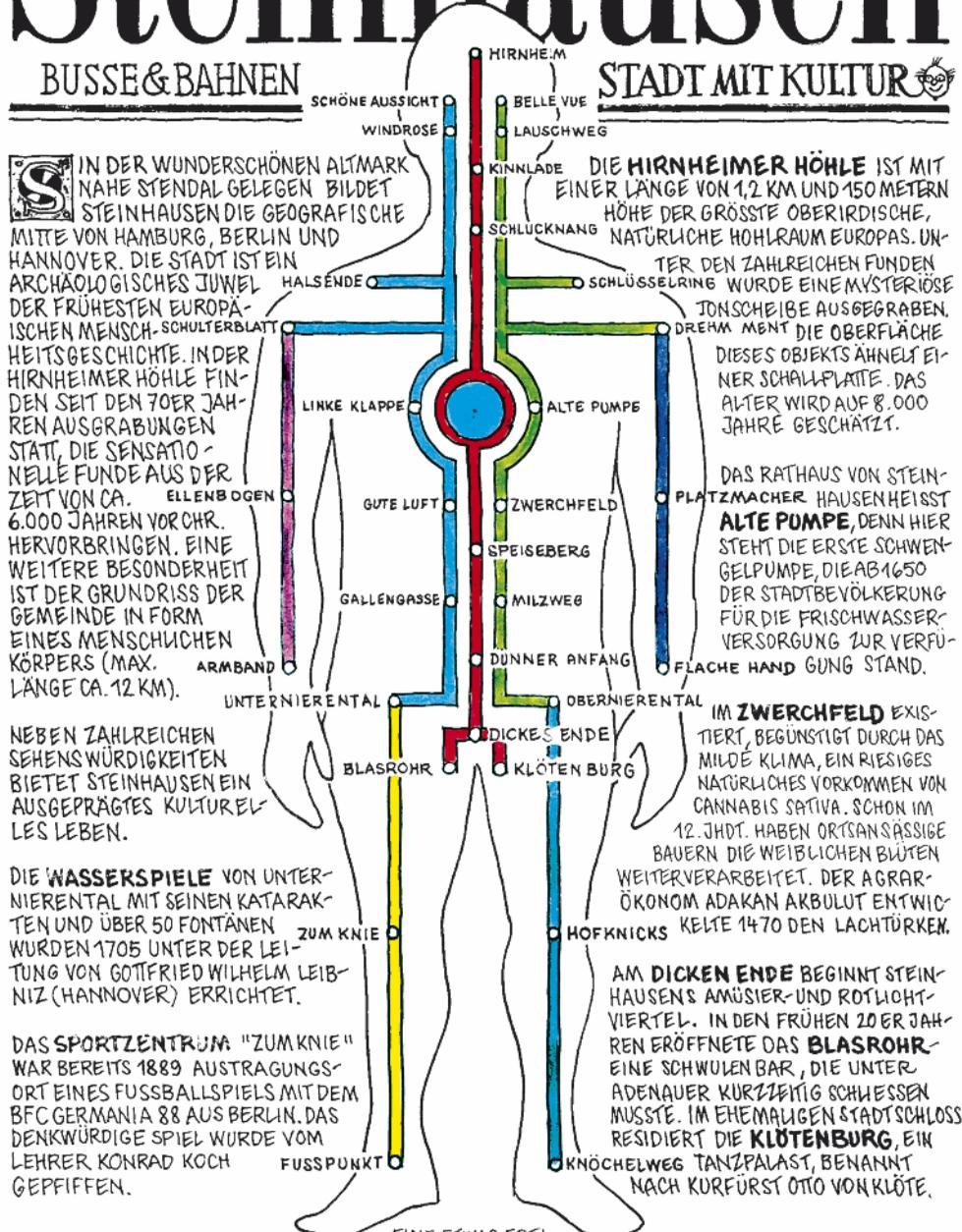
DIE **HIRNHEIMER HÖHLE** IST MIT EINER LÄNGE VON 1,2 KM UND 150 METERN HÖHE DER GRÖSSTE OBERIRDISCHE, NATÜRLICHE HOHLRAUM EUROPAS. UNTER DEN ZAHLEICHEN FUNDEN WURDE EINE MYSTERIÖSE JONSCHEIBE AUSGEGRABEN. DIE OBERFLÄCHE DIESES OBJEKTS ÄHNELT EINER SCHALLPLATTE. DAS ALTER WIRD AUF 8.000 JAHRE GESCHÄTZT.

DAS RATHAUS VON STEINHAUSEN HEISST **ALTE PUMPE**, DENN HIER STEHT DIE ERSTE SCHWEN GELPUMPE, DIE AB 1650 DER STADTBEVÖLKERUNG FÜR DIE FRISCHWASSERVERSORGUNG ZUR VERFÜGUNG STAND.

IM **ZWERCHFELD** EXISTIERT, BEGÜNSTIGT DURCH DAS MILDE KLIMA, EIN RIESIGES NATÜRLICHES VORKOMMEN VON CANNABIS SATIVA. SCHON IM 12. JHDT. HABEN ORTSANSÄSSIGE BAUERN DIE WEIBLICHEN BLÜTEN WEITERVERARBEITET. DER AGRARÖKONOM ADAKAN ARBULUT ENTWICKELTE 1470 DEN LACHTÜRKEN.

AM **DICKEN ENDE** BEGINNT STEINHAUSENS AMÜSIER- UND ROTLICHTVIERTEL. IN DEN FRÜHEN 20ER JAHREN ERÖFFNETE DAS **BLASROHR** EINE SCHWULEN BAR, DIE UNTER ADENAUER KURZZEITIG SCHWESSEN MUSSTE. IM EHEMALIGEN STADTSCHLOSS RESIDIERT DIE **KLÖTENBURG**, EIN KNÖCHELWEG TANZPALAST, BENANNT NACH KURFÜRST OTTO VON KLÖTE.

EINE ETWAS FREI ANGELEGTE FORM DER AHNENFORSCHUNG...
DEIN Xoma 03/20



Ein bemerkenswerter Ort

Zugegeben, der Ortsname «Steinhausen» ist weit verbreitet. Zwischen Namibia und Mecklenburg-Vorpommern schmücken sich mindestens 15 Orte oder Stadtteile mit unserem Familiennamen. Das hat Thomas Steinhausen inspiriert, über erstaunliche Entdeckungen aus der Kleinstadt Steinhausen in der Altmark zu berichten und diese seinem Bruder Hans-Christoph zur Kenntnis zu geben. In der geographischen Mitte von Hamburg, Hannover und Berlin gelegen, nahe Stendal, kann diese Ortschaft ein großes Medienangebot vorweisen. Ob die «Hirnheimer Rille», der «Zwerchfelder Bote» oder die «Linke Klappe» - alle Titel bieten den Lesern kuriose Geschichten und mysteriöse Entdeckungen aus ihrer Heimat. Da sind die uralten Tonscheiben aus der Hirnheimer Höhle, der schachspielende Pudel Cäsar und der hier ansässige Kurfürst Otto XI. derer von Klöte und Steinhausen. Ein weiteres Phänomen ist das natürliche Vorkommen an Cannabis Sativa, das seit dem zwölften Jahrhundert von einheimischen Bauern kultiviert wird und heute weltweiten Ruhm für medizinische Therapien genießt. Im Stadtbuch haben sich einige hochkarätige Persönlichkeiten eingetragen, so zum Beispiel Gottfried Wilhelm Leibniz. Als Dank für die erfolgreiche Heilbehandlung seiner Prostatabeschwerden hat er der Stadt die «Wasserspiele von Unternierental» geschenkt. Oder Sigmund Freud, der hier «mit etwas erweitertem Bewußtsein» die Grundzüge seiner «Traumdeutung» verfasst hat. Steinhausen ist ein faszinierender Ort, der noch viele zu entdeckende Geheimnisse birgt - wie die Zukunft zeigen wird.

Hirnheimer Kille

NACHRICHTEN FÜR DIE REGION STEINHAUSEN

Die Entdeckung des Jahrhunderts

NACH DEM FUND DER HIRNHEIMER SCHEIBEN MUSS DIE MENSCHHEITSGESCHICHTE IN GROSSEN TEILEN NEU GESCHRIEBEN WERDEN



KURFÜRST OTTO XI STAUNTE NICHT SCHLECHT, ALS ER BEI DER VERKÖSTUNG EINES EDLEN 1805ER CHATEAU MARGAUX AUF DER RÜCKSEITE DES WEINETIKETTS EINE MYSTERIOSE LISTE VON ZAHLEN BEMERKTE. HIERBEI HANDELTE ES SICH UM DIE KOORDINATEN VON 4 EUROPÄISCHEN ORTEN, DIE ZUR ENTDECKUNG DER HIRNHEIMER HÖHLE MIT DEN 500 GRANITSCHEBEN FÜHRTEN. (← SIEHE KARTE)



DIE "KLÖTTENBURG" - 1906 VON ANTONI GAUDI ALS STADTHAUS FÜR KURFÜRST OTTO ERBAUT



GLATGESCHLIFENER ASSUAN-GRANIT MIT RILLEN ALS TONTRÄGER FÜR SCHALLSIGNALLE

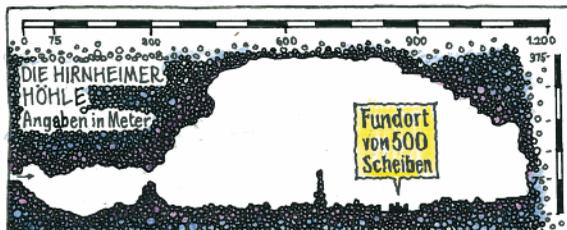
TON-SPEKTROGRAMM SCHEIBE 9

RADIOKARBON MESSUNGEN ERGABEN, DASS DIE GRANITSCHEBEN CA 7.800 JAHRE ALT SIND, WAS DIE FACHWELT ANGESICHTS DER TECHNISCH-PRÄZISEN BESCHAFFENHEIT IN AUFRUHR VERSetzte. EINE VON PROFESSOR STEINHAUSEN ENTWICKELTE ABTASTTECHNIK LIEFERT DIE NÄCHSTE SENSATION: DIE ANALOGEN SCHALLSIGNALLE ERGABEN ÜBER 250 STUNDEN SPRACH- UND TONINFORMATION.

NEN. ES SIND WEIBLICHE UND MÄNNLICHE STIMMEN IN EINER MISCHUNG AUS SUMERISCH UND ALTÄGYPTISCH ZU HÖREN. AUSSERDEM FINDEN SICH DIVERSE TIERLAUTE, INSBESONDERE VON HUNDEN AUF DEN SCHEIBEN. BEIDEN MUSIKAUFZEICHNUNGEN WARTETE DIE



PROF. STEINHAUSEN IST DER ENTDECKER-RÜHM!



GRÖSSTE IRRITATION: VORNEHM LICH MIT BLAS- UND SAITENINSTRUMENTEN VORGETRAGEN, LASSEN SICH U.A. ÜBEREINSTIMMUNGEN MIT BEETHOVENS FÜNFTER SYMPHONIE ERKENNEN. (SIEHE TONSPEKTROGRAMM SCHEIBE 9) UND DAS IM JAHR 5.800 VOR CHR. ! WIE DU SIEHST, LIEBER BRUDER, BIETET DIESES THEMA NOCH VIELE AUSFLUGSMÖGLICHKEITEN IN DIE WELT DER PHANTASIE. VIEL SPASS WÜNSCHT DIR DEIN Xromay

ZWERCHFELDER

BOTE



WISSEN SWERTES AUS DER FUNCITY STEINHAUSEN

Schachmatt! Pudel Cäsar schlägt Kasparow

WIE WURDE DER KÖNIGSPUDEL ZUM SCHACHGENIE?



SCHER. ALS PUDEL „CÄSAR“ BEI EINEM SPAZIERGANG IM SCHLOSSPARK EIN FREILUFTSCHACHSPIEL ERBLICKTE, BEGANN ER ZUR ÜBERRASCHUNG DER SPIELER MIT DER SCHNAUZE DIE FIGUREN ZU VERSCHIEBEN. DER ZUFÄLLIG ANWESENDE SCHACHWELTMEISTER GARRI KASPAROW MUSSTE SICH NACH 6 ZÜGEN SCHACHMATT GESCHLAGEN GEBEN. CÄSARS TRIUMPH!

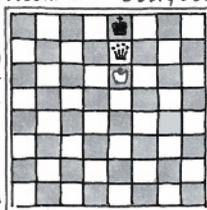


ROTER ADLER MIT BLAUEN KLÖTEN - DAS WAPPEN DERER VON KLÖTE UND STEINHAUSEN.

DIE WISSENSCHAFTLICHE AUSWERTUNG DER HIRNHEIMERSCHEIBEN

DIESE AUFZEICHNUNGEN VOR EINER GRUPPE VON PUDDELN, BORDER COLLIES UND

FÖRDERT TÄGLICH NEUE MYSTERIÖSE ENTDECKUNGEN ZU TAGE AUF 8 SCHEIBEN WURDEN AUSSCHLIESSLICH TIERSTIMMENREGISTRIERT. 70% DAVON ENTHALTEN HUNDESTIMMEN. IN EINER VERSUCHSREIHE AN DER TIERÄRZTLICHEN HOCHSCHULE VON STEINHAUSEN WURDEN



KEINE CHANCE FÜR KASPAROW

SCHÄFERHUNDEN ABGESPIELT. DIE REAKTIONEN DER TIERE WAREN VERBLÜFFEND. MAL JÄULTEN SIE SYNCHRON IM CHOR, MAL WÄLTEN SIE SICH GLEICHZEITIG AUF DEM RÜCKEN. ALLEIN

DIE PUDEL ZEIGTEN EMOTIONALE DISTANZ UND WIRKTEN IN IHRER MOTORIK STRATEGI-

DER GRANITPLAYER

FÜR DIE 10KG-SCHWEREN HIRNHEIMER SCHEIBEN WURDE EINE ROBUSTE ABTASTTECHNIK MIT DIGITALMODUL ENTWICKELT.



Lesen sie morgen: wer schrieb Goethes Faust tatsächlich?

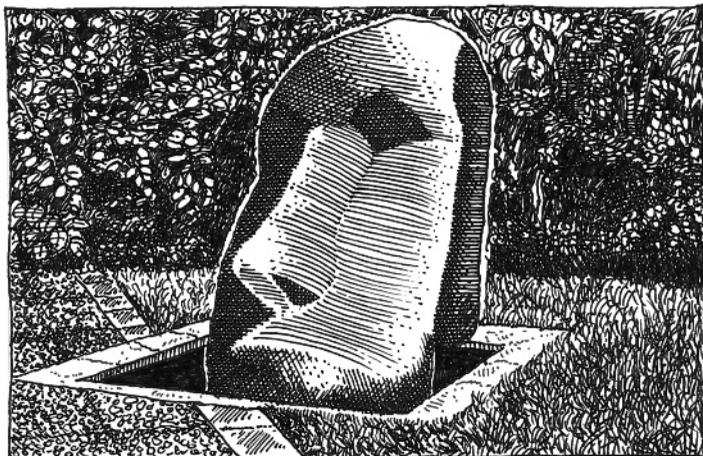
ES GIBT NOCH VIEL MEHR ZUR "STEINHAUSEN-SAGA" - MEINT DEIN *Kromer*

Linke

.....
STEINHAUSENS KAMPFBLOTT

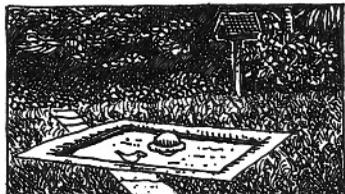
Klappe

FÜR EINE ERLEBNISREICHE GARTENKULTUR



Die Giganten von Schlucknang

JEDES JAHR AM 22. JUNI IST IM NOBLEN VILLENVIERTEL SCHLUCKNANG EIN FASZINIERENDES EREIGNIS ZU BEWUNDERN. PÜNKTLICH UM 6 UHR ÖFFNEN SICH 12 FLACHBRUNNEN UND EINE CA. DREI-METER GROSSE GRANIT-SKULPTUR ERSCHEINT FÜR 12 STUNDEN AN DER OBERFLÄCHE. DIE SKULPTUREN SIND ALLE GLEICH



NORMALANSICHT ▲ DES FLACHBRUNNENS, VON DEM ES 12 EXEMPLARE IN SCHLUCKNANG GIBT.

QUERSCHNITT DER MIT WASSER ANGETRIEBENEN HEBEANLAGE AUS ADAMANT-METALL.



UND ÄHNELN SEHR DEN MOAI-MONOLITHEN VON DEN OSTERINSELN. ARCHÄOLOGEN HABEN EIN UNTERIRDISCHES KANALSISTEM ENTTDECKT, DAS MIT ALLEN 12 BRUNNEN VERBUNDEN IST. EIN MAL IM JAHR ERHÖHT SICH AUS NOCH UNBEKLÄRTER URSACHE DER WASSERDRUCK DERGESTALT, DASS EINE HEBE-MECHANIK AKTIV WIRD, DIE DIESE GIGANTEN ANS TAGESLICHT BEFÖRDERT...

Steinhausens erfolgreichstes Exportprodukt



DAS MILDE KLIMA UND EINE JAHRHUNDERT ALTE KULTIVIERUNG SIND DIE GRÜNDE FÜR DEN ERFOLGREICHEN ANBAU VON CANNABIS SATIVA. BEREITS IM JAHR 1470 SCHUF AGRAR-ÖKONOM ADAKAN AKBULUT DEN HEUTE SEHR GESCHÄTZTEN "GRÜNEN LACHTÜRKEN". DIESE SORTE FINDET NICHT NUR ALS GENUSSMITTEL SEINE FREUNDE, SONDERN WIRD AUCH ALS MEDIZINISCHES



DAS ZWERGFELDER GUTS GEBÄUDE AUS DEM 17. JH. AUF DER 20 HEKTAR GROSSEN PLANTAGE

THERAPEUTIKUM EINGESETZT. INSBESONDERE BEIGICHT, SCHLAFLOSIGKEIT, INKONTINENZ U.A. IST DER LACHTURKE SEHR ZU EMPFEHLEN. DIE 20 HEKTAR GROSSE PLANTAGE MIT CA. 800.000 PFLANZEN GEHÖRT DER GEMEINDE. JEDES JAHR WERDEN CA. 100 TONNEN



GEFERNET, WAS EINEM MARKTWERT VON CA. 950 MILLIONEN € ENTSpricht. ZUM WOHL DER STADTKASSE VON STEINHAUSEN!

ADAKAN AKBULUT (1440-1525) GRÜNDER DER PLANTAGE

DIE STIMME VON Schlucknang

ZU GAST IN SCHLUCKNANG - DIE INTERNATIONALE PROMINENZ LIEBT UNSERE STADT



Impfstoff gegen den Coronavirus entdeckt

Das epidemiologische Institut (EIS) mit Sitz in Steinhausen hat in Zusammenarbeit mit dem kanadischen Cannabis-Unternehmen Canopy Growth einen wirksamen Impfstoff



gegen den Coronavirus entwickelt. Das Medikament, ein Extrakt aus dem Zwerchfelder Lachtürken, war in der Testphase sehr

erfolgreich und erhält nun eine weltweite Ausnahme-Zulassung. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der Umstand, dass die großen Pandemien der Geschichte in Steinhausen wirkungslos waren. Weder die Beulenpest (1347-51) noch die Spanische Grippe (1918-19) haben in der Gemeinde Opfer gekostet.

Preisrätzel

Die oben abgebildeten Prominenten waren in dem genannten Jahr zu Gast in Steinhausen und arbeiteten 12 Monate in der Zwerchfelder Cannabis-Plantage. Was haben sie außerdem alle gemeinsam?

Die Tempelanlage von Schlucknang

NACH LANGJÄHRIGEN RESTAURIERUNGSARBEITEN KANN DIE WELTBERÜHMTE TEMPELANLAGE NUN WIEDER VON DER ÖFFENTLICHKEIT BESUCHT WERDEN.



„IL GRANDE“ DER 25 m HOHE HAUPTTEMPEL



ZENTRAL: „IL GRANDE“

VORPLATZ ZUR TEMPELROTUNDE

DIE ZWÖLF „AMMIRATORES“ ERSCHEINEN JÄHRLICH

WENN AM 22. JUNI 2020 SICH DIE ZWÖLF „AMMIRATORES“ WIEDER FÜR 24 STUNDEN AUS IHREN RECHTECKBRUNNEN ERHEBEN, SICH DAS EINGANGSPORTAL DES ZENTRALTEMPELS „IL GRANDE“ ÖFFNET UND DEN BESUCHERN EINBLICK IN DIE FREMDE WELT DIESER VORCHRISTLICHEN KULTUR GEWÄHRT, DANN ERFAHREN ALLE EINWOHNER VON STEINHAUSEN MIT STOLZ, WELCHES PRIVILEG ES IST, IN DIESER STADT LEBEN ZU DÜRFEN!

VERSCHWÖRERISCH, DEIN *WOMMA*

ALTE PUMPE

Aktuelle Nachrichten aus Steinhausen

Das Labor des Doktor Faustus

Sensationelle Entdeckung bei Ausgrabungen in Wittenberg



JOHANN G. FAUST
1480 - 1541

NACH SICHTUNG DER CA. 10.000 FUNDSTÜCKE IST NUN BESTÄTIGT, DASS ES SICH UM DAS CHEMIELABOR DES DR. FAUSTUS HANDELT. UNTER DEN OBJEKTEN FANDEN SICH NEBEN DEM SKELETT EINES PUDELS AUCH EINE GRANIT-TAFEL MIT DEN EINGEMEISSELTEN

KOORDINATEN DER 120 KM ENTFERNTEN HIRNHEIMER HÖHLE IN STEINHAUSEN. WIE KAM FAUSTUS UM 1530 IN DEN BESITZ DIESER TAFEL? SIND DEMNACH SEINE



MYSTERIÖSER FUND

"Zaubereien" DOCH WAHR? EIN WUNDER? WIR BLEIBEN DRAN!

Historische Bedeutung der Hirnheimer Scheiben

WÄHREND DIE AUSWERTUNGEN DER HISTORISCHEN GRANITSCHLEIBEN ANDAUERN, VERSETZEN DIE ERSTEN ERGEBNISSE



DIE MORIS - HIER

DIE FACHWELT IN AUFRUHR: HANDELT ES SICH UM DIE HINTERLASSENSCHAFT EINER AUSSERORDINLICHEN INTELLIGENZ? WIE ERLANGTE Z.B. GOETHE DIE KENNNTNISSE ZU "SEINEN" WERKEN? WAREN ES TEMPORÄRE BESUCHER ODER LEBTE DIESE SPEZIES AUF DER ERDE? FAZIT: DIE FUNDE VON STEINHAUSEN BEWEGEN DIE WELT.

Goethe hat uns alle beschissen!

Neue wissenschaftliche Erkenntnisse widerlegen die Urhebererschaft an mehreren Werken des Dichters.

AUF DER GRANIT-SCHLEIBE NR. 307 WURDEN SPRACHAUFEZEICHNUNGEN ENTDECKT, DEREN INHALTE EINE ERHEBLICHE ÄHNLICHKEIT ZU WERKEN VON JOHANN WOLFGANG VON GOETHE HABEN. OB ES SICH UM "DIE LEIDENDES JUNGEN W" ODER UM DAS BERÜCHTIGTE ZITAT AUS "GÖTZ VON BERLICHINGEN" HANDELT - ODER UM DIE FÜR GOETHE'S WERK ZENTRALE "GRETCHENFRAGE" - DIESE TEXTE HABEN IHREN WAHREN URSPRUNG IM JAHR 5.800 VOR CHR.

ERST DIE VERGRÖßERUNG BRINGT ES ZUTAGE: DAS MANUSKRIPTEBLAT, DAS GOETHE AUF DEM GEMÄLDE VON JOSEPH KARL STIELER (1828) HÄLT, ZEIGT DIE 5. STROPHE DES GEDICHTS "AN DIE KÜNSTLER!". IN EINEM I-PUNKT KONNTE DIESER QR-CODE SICHTBAR GEMACHT WERDEN! WIE IST IM 19. JHRT. DAS MÖGLICH GEWESEN?



Weltkulturerbe Hirnheimer Höhle
DIE KNK HAT DIE HIRNHEIMER HÖHLE FÜR DIE AUFNAHME IN DIE UNESCO-WELTERBELISTE NOMINIERT.

Mysteriöser Überfall in der Gallengasse
AM DIENSTAGABEND IST EINEM BÜRGER DER HUND ENTWENDET WORDEN. ES HANDELT SICH UM EINEN*

Auktion im Weinkeller der Klößenburg
FÜR EINE FLASCHE "CHATEAU MARGAUX" JHG. 1805 KONNTE DIE REKORDSUMME VON 300.000 € ERLÖST WERDEN.

Die Modellbahn von Untermierental
FÜR EINE RIESIGE MODELLBAHNANLAGE (HO) WURDE DER LOKSCHUPPEN VON UNTERMIERENTAL ZUM MUSEUM AUSGEBAUT.

HERZLICHST DEIN *X.Money*

APRIL 1905

BELLE VUE

SCHÖNER LEBEN IN
STEINHAUSEN

L ESEN SIE JETZT, WARUM ES HIER IN
STEINHAUSEN SO LEBENSWERT IST!
GENIESSEN SIE MIT EINEM PFEIFCHEN
ZWERCHFELDER LACHTÜRKEN DIE
WASSERSPIELE VON UNTERNIERENTAL ODER
LIEBER EIN VOLLRAUSCH IM ROTWEINKELLER
DER KLÖTENBURG? EIN FEST DER SINNE!

NICHT ALLES, WAS IN STEINHAUSENS VIELFÄLTIGER PRESSE ERSCHEINT, IST MYSTERIÖS... MEINT DEIN BRUDER. *X. LOMAY*

„Manchmal ist eine Zigarre eine Zigarre“

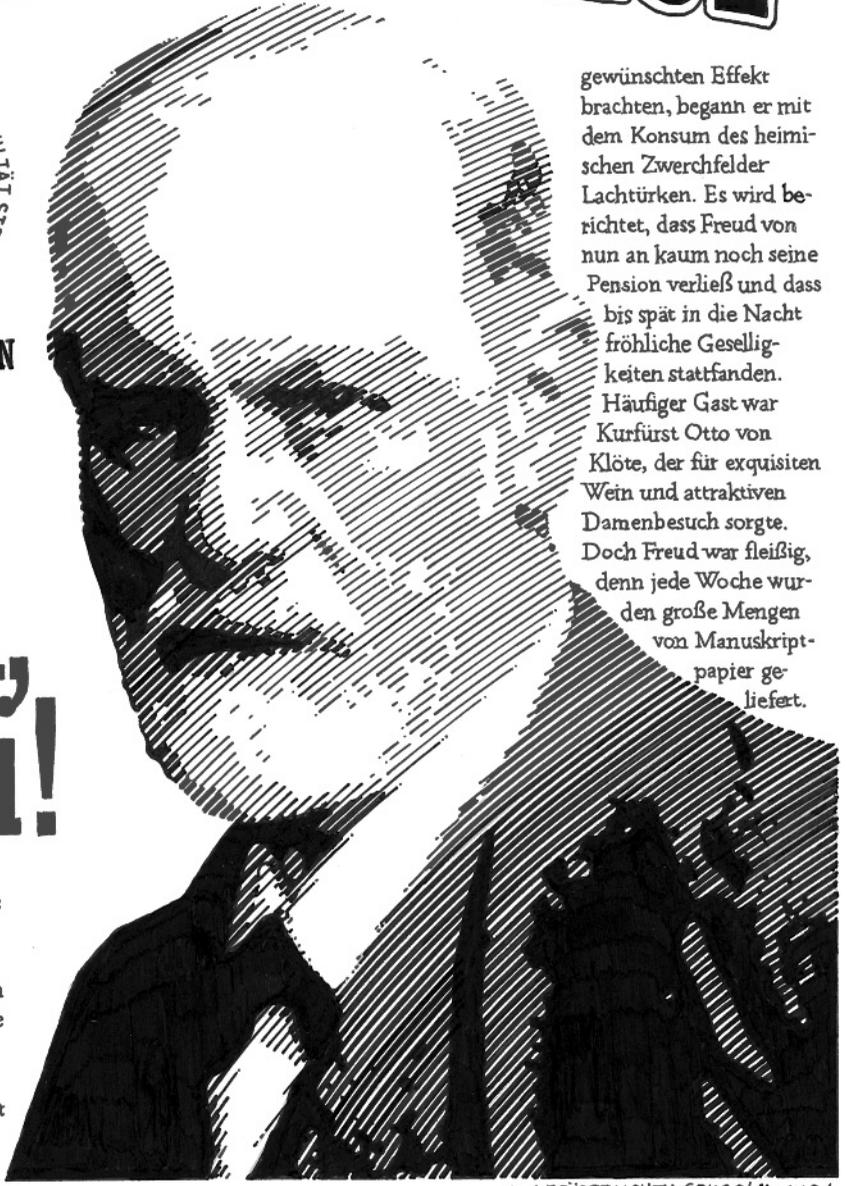
Platzmacher



THC STATT KOKAIN

Geht doch, Siggi!

Im Jahre 1898 verbrachte Sigmund Freud einen zwölfmonatigen Gastaufenthalt in Steinhausen. In dieser Zeit verfasste er die Grundzüge seines Werks „Die Traumdeutung“. Da die Selbstversuche mit Kokain nicht den



gewünschten Effekt brachten, begann er mit dem Konsum des heimischen Zwerchfelder Lachtürken. Es wird berichtet, dass Freud von nun an kaum noch seine Pension verließ und dass bis spät in die Nacht fröhliche Geselligkeiten stattfanden. Häufiger Gast war Kurfürst Otto von Klöte, der für exquisiten Wein und attraktiven Damenbesuch sorgte. Doch Freud war fleißig, denn jede Woche wurden große Mengen von Manuskriptpapier geliefert.

MIT BRÜDERLICHEM GRUSS! *Krome*

Die Wasserspiele von Unternierental

Dieser wunderbare Barockgarten mit seinen Katarakten und Fontänen wurde in den Jahren 1703 bis 1705 nach den Plänen von Gottfried Wilhelm Leibniz errichtet.

Mit dieser bis heute einzigartigen Anlage bedankte sich Leibniz bei der Gemeinde Steinhausen für die erfolgreiche Heilbehandlung seiner Prostatabeschwerden. Nur in diesem Zusammenhang lässt sich die große Menge von insgesamt 56 Fontänen erklären. Für den enormen Wasserbedarf entwickelte Leibniz ein weltweit neuartiges Pumpensystem. Der Grundriss des Parks ist den Stadtgrenzen Steinhausens nachempfunden.

Die Fontänen

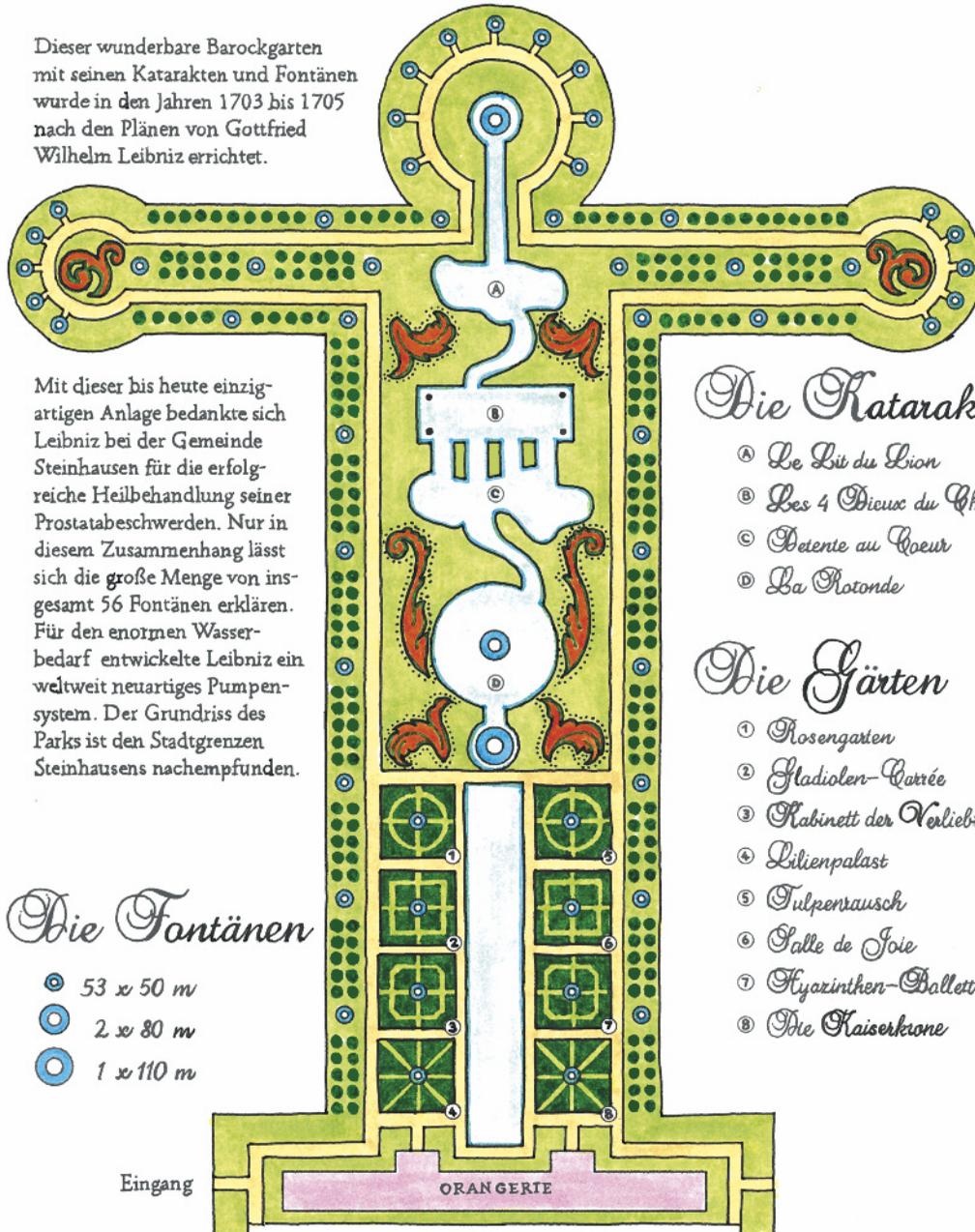
- ⊙ 53 x 50 m
- ⊙ 2 x 80 m
- ⊙ 1 x 110 m

Die Katarakte

- A Le Lit du Lion
- B Les 4 Dieux du Chaos
- C Patente au Coeur
- D La Rotonde

Die Gärten

- ① Rosengarten
- ② Stadiolen-Carrée
- ③ Kabinett der Verliebten
- ④ Lilienpalast
- ⑤ Tulpenrausch
- ⑥ Salle de Joie
- ⑦ Hyazinthen-Ballett
- ⑧ Die Kaiserkrone



Statt eines Nachworts



Ein reales und bleibendes Steinhausen mit zwei Generationen von Steinhausen im Sommer 1978 – über dem Ortsschild nur angedeutet der Helm des Kirchturms der eindrucksvollen Wallfahrtskirche aus dem Barock, die das kleine Dorf überstrahlt.